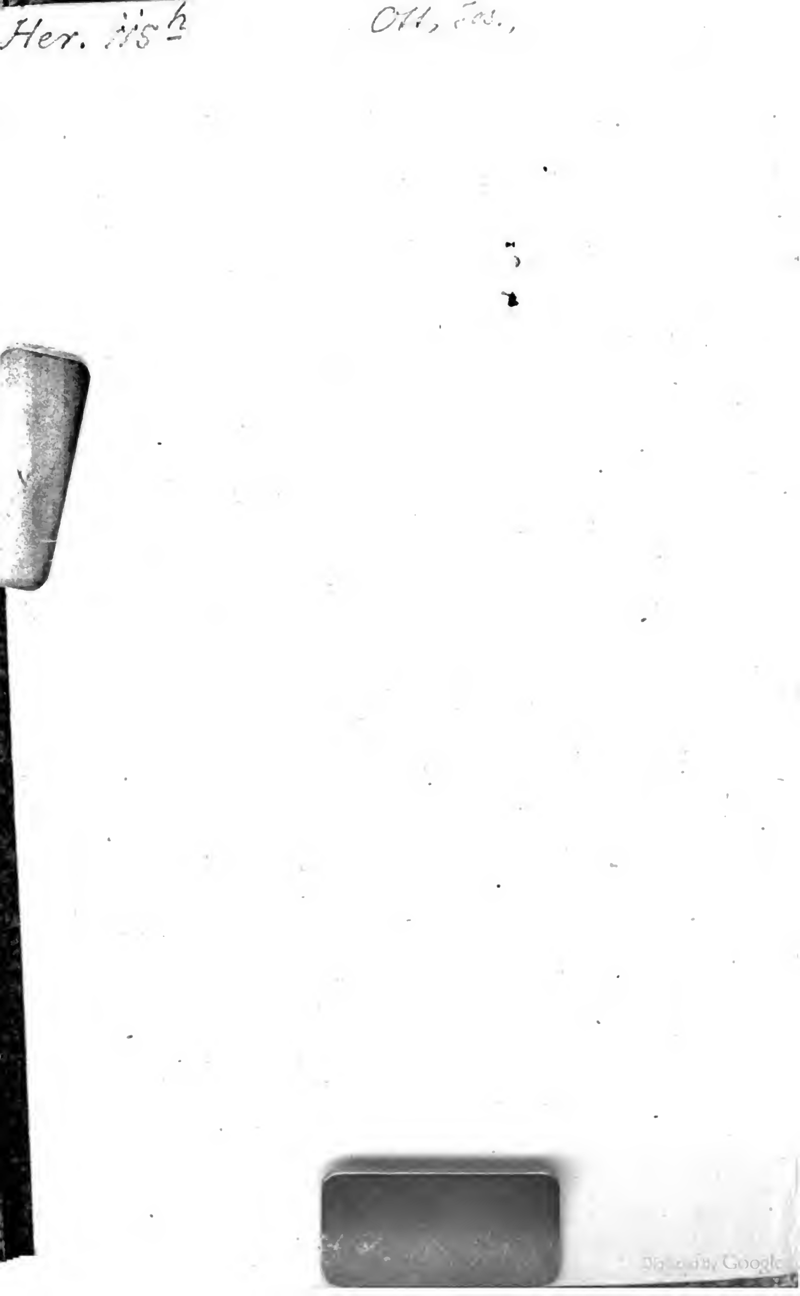
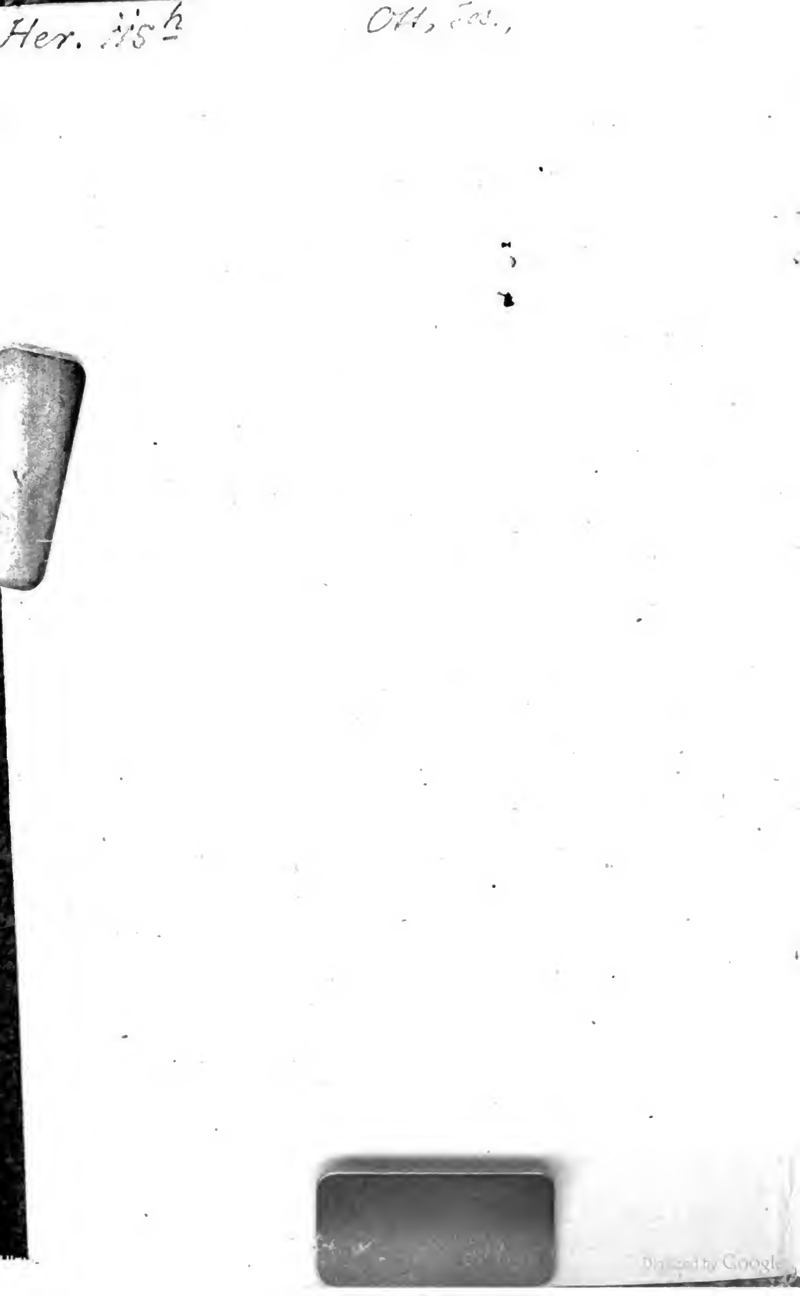
image
not
available







<36601620530018





Geschichte

des

Zweikampfes

aller Völker und Zeiten,

nebst der

Schilderung der nationalen Kampfspiele

und bezüglichen

gymnastischen Übungen.

Von

Josef Ott,

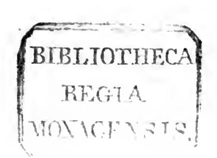
k. k. Oberlieutenant im Felix Fürst Jablonowsky 57. Linien-Infanterie-Regimente.



Olmüz.

Druck und Verlag von Franz Slawik.

1855.



Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 92 soll heißen Sechstes Kapitel statt Fünftes Kapitel.
Seite 105 soll heißen Siebentes Kapitel statt Sechstes Kapitel.
Seite 134 soll heißen Achtes Kapitel statt Sechstes Kapitel.
Seite 178 soll heißen Neuntes Kapitel statt Siebentes Kapitel.
Seite 192 soll heißen Zehntes Kapitel statt Achtes Kapitel.
Seite 216 soll heißen Eilftes Kapitel statt Neuntes Kapitel.
Seite 221 soll heißen Zwölftes Kapitel statt Zehntes Kapitel.
Seite 244 soll heißen Dreizehntes Kapitel statt Eilftes Kapitel.
Seite 92 soll heißen §. 51 statt §. 50.
Demnach gehört für alle späteren §§. die nächst höhere Nummer.

Geschichte des Zweikampfes.

Motto.

Ein großer Zweikampf ist die ewige Natur,
Ein wechselnd Anziehen und Abstoßen der Wesen
Entstehen und Vergehen, ein Feßeln und ein Lösen,
Ein Kampf von Licht und Nacht, von Guten und
von Bösen,
Ein Zweikampf von Bejahung und Verneinung nur.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

§. 1.
Begriffsentwicklung.

Der Zweikampf ist das Kraftmessen zweier Streiter.

Das lateinische Duellum, welches von duo d. i. zwei, abgeleitet ist, wurde übrigens sowohl auf Einzelkämpfe als auch auf ältere Schlachten angewendet und zwar nicht ohne Berechtigung; denn die älteren Schlachten bestanden aus einer Reihe von Zweikämpfen, wie dies der trojanische Krieg beweist.

Von Duellum ist die moderne Benennung Duell für das Sühnen einer Beleidigung und Austragen einer Ehrensache mit den Waffen, abgeleitet worden.

§. 2.
Der erste Zweikampf.

Der Zweikampf ist die ursprüngliche und älteste Form des Kampfes.

Kampf ist das anerkannte Bedürfniß der menschlichen Natur und die Theorien der Friedenskongreßmänner werden deshalb eben nur immer Theorien bleiben, denn sie stehen mit dem Urgesetze der ewig bewegten Schöpfung im Widerspruche, welche jede Fortpflanzung, jede Geburt durch eine Zerstörung bedingt.

Der erste Zweikampf wird darum auch von der heiligen Schrift in die Wiege des menschlichen Geschlechtes verlegt. Es war der Brudermord an der Schwelle des verschlossenen Paradieses.

Kain der Ackersmann, der Sohn der ersten Eltern, erschlug seinen Bruder, den Hirten Abel aus Neid und Eifersucht mit der ersten historischen Mordwaffe, der Keule.

§. 3.

Der natürliche Zweikampf.

Die einfachste und ursprünglichste Art des Zweikampfes bestand jedoch ohne Zweifel in dem Messen der phisischen Kräfte mittelst der angeborenen Waffen, nämlich: mittelst der Fäuste, der Nägel, der Zähne, der Arme, Beine und überhaupt der Muskeln und Sehnen.

In diese Kathegorie des natürlichen Zweikampfes gehört das Ringen und der Faustkampf.

Beide wurden von den Griechen in den Gymnasien als körperliche Uibungen betrieben und verpflanzten sich bis auf unsere Tage, wo die Ringkämpfer, wie ein Toldy János, auf den Bühnen der Theater Herausforderungen an Kraftmenschen ergehen lassen und mit ihnen um ausgesezte Preise ringen und wo ferner der Faustkampf unter dem Namen Boxen schulmäßig erlernt und sowohl als Wettkampf wie als Duell in Anwendung steht.

§. 4.

Der künstliche Zweikampf.

Der künstliche Zweikampf begann, sobald der Mensch seine natürliche Kraft durch irgend eine Waffe aus dem Thier-, Pflanzen- oder Mineralreiche, durch einen Knochen, einen Stock, einen Stein, eine Pfeilgräte, eine Bogensehne,

eine Schleuder, ein Beil, einen Tomahawk, einen Morgenstern, einen Dreschflegel, einen Wurfspieß, eine Lanze, eine Armbrust, einen Speer, Schild, Harnisch und Helm, Dolch, ein Schwert, einen Säbel, Degen, ein Rappier, Bajonet, eine Pistole oder ein Gewehr, zum Angriff und zur Vertheidigung verstärkte.

§. 5.

Nah- und Ferngefecht.

Nach der Gattung der Waffen, deren man sich bedient, sondert sich der Zweikampf in das Nah- und Ferngefecht ab. Wir wollen beiden Arten eine kurze geschichtliche Abhandlung widmen. Damit uns diese jedoch nicht zu weit führe, beschränken wir uns nur auf dasjenige, was unmittelbar zur Sache gehört.

Zweites Kapitel.

Die Zweikämpfe in der Vorzeit.

§. 6.

Taktische Bedeutung des Zweikampfes der Alten.

Der Zweikampf machte den wichtigsten Bestandtheil der älteren Kriegskunst aus. Jede Schlacht war, wie bereits bemerkt, eine Reihe von Zweikämpfen, welche in das wildeste Handgemenge übergingen und mit der Wehrlosmachung, Verwundung, Verstümmlung, Tödtung oder Gefangennehmung eines Theiles endete. Der Besiegte wurde entweder den Göttern oder den Manen eines gefallenen Helden geopfert, oder zur Sklaverei verdammt.

§. 7.
Zweikämpfe mit Herausforderungen.

Schon in den ältesten Zeiten kamen Zweikämpfe mit Herausforderungen vor. Wir lesen, daß einzelne Helden und Anführer Angesichts beider Heere, in dem freien Raume, der dieselben trennte, einander herausforderten, angriffen und bekämpften, und so die Schlacht der Massen, welche hierauf für sie Parthei nahmen, einleiteten. So sind namentlich die Kämpfe von Illium, zwischen den Griechen und Trojanern, beschaffen, von denen Homer besonders den Zweikampf zwischen Achilles und Hektor in seinem unsterblichen Epos verherrlichte.

§. 8.
Zweikämpfe als Entscheidungsmomente der Schlachten.

Oft wurde der Zweikampf zwischen zwei oder mehreren auserlesenen Helden als eine Entscheidung des Streites zweier Stämme oder Völkerschaften festgesezt, indem sich jener Theil, welchem der Uiberwundene angehörte, dem andern nach der Beendigung des Zweikampfes freiwillig unterwarf. Solche entscheidende Zweikämpfe fanden zwischen dem Schleuderer David und dem Schwertträger Goliath, zwischen Aeneas und Turnus, zwischen den Horaziern und Kuriatiern statt.

Zweikämpfe Angesichts der zuschauenden Heere kommen noch häufig im Mittelalter, besonders zwischen Christen und Sarazenen vor, und erst die Erfindung des Schießpulvers, welche der Kriegskunst eine gänzlich veränderte Form gab, machte ihnen ein Ende.

Drittes Kapitel.

Die biblische Periode.

§. 9.
Der Zweikampf Davids mit Goliath.

Der biblische Zweikampf Davids mit Goliath wurde mit so ungleichen Waffen geführt, daß er von einem modernen Ehrengerichte nicht zuläßig befunden worden wäre. David bediente sich nämlich einer Fernwaffe, einer Steinschleuder, gegen den Philister, der mit einer Handwaffe, mit dem Schwerte focht.

Der Zweikampf ward nach antiker Sitte zuerst mit Worten, dann mit den Waffen geführt und endete mit dem Kopfabschneiden des Besiegten.

Wir lesen über diesen Kampf im Buch der Könige: „Die Philister standen auf einem Berge von einer Seite und Israel stand auf einem Berge von der anderen Seite in Schlachtordnung; ein Thal lag zwischen Beiden.

Da trat ein Mann, ein Bastard, hervor aus dem Lager der Philister, mit Namen Goliath von Geth, sechs Ellen und eine Handbreite hoch. Er hatte einen ehernen Helm auf seinem Haupte und war mit einem Schuppenpanzer angethan und das Gewicht seines Panzers war 5000 Sekel Erz. — Er hatte eherne Schienen an seinen Beinen und ein eherner Schild bedekte seine Schultern. Und der Schaft seines Spießes war wie ein Webebaum und selbst das Eisen seines Spießes hielt sechshundert Sekel Eisen. Und sein Waffenträger ging vor ihm her.

Und er stand und rief vor den Reihen Israels und sprach zu ihnen: „Warum kamet ihr her gerüstet zum Streite? Bin ich nicht ein Philister und ihr die Knechte Sauls? Wählet euch einen Mann, der herabkomme zum Zweikampf. Kann er wider mich streiten und schlägt er mich, so wollen wir eure Knechte sein. Vermag ich aber über ihn und schlage ich ihn, so sollet ihr unsere Knechte sein und uns dienen.“

Und der Philister sprach: „Also habe ich heute den Schaaren Israels Hohn gesprochen. Gebt mir einen Mann, der einen Zweikampf mit mir eingehe.“

Aber alle Israeliten, die den Mann sahen, fürchteten sich und flohen vor ihm. Und der König Saul versprach den, der ihn schlüge, reich zu machen, ihm die Hand seiner eigenen Tochter zu geben und das Haus seines Vaters lastenfrei zu machen in Israel.

Der junge Hirte David erklärte sich endlich bereit mit dem Riesen zu kämpfen. Und der König Saul zog ihm seine Kleider an und sezte den ehernen Helm auf sein Haupt und that ihm einen Panzer an. Und nachdem David sein Schwert über seine Kleider gegürtet, fing er an zu versuchen, ob er auch in der Rüstung einhergehen könne, denn er war es nicht gewohnt. Und David sprach zu Saul: „Ich kann nicht gehen so, ich bin es nicht gewohnt, und er legte es von sich und nahm seinen Stab, den er immer in der Hand hatte und wählte sich fünf sehr glatte Steine aus dem Bache und that sie in seine Hirtentasche, die er bei sich trug, und nahm die Schleuder in die Hand und trat hervor wider in den Philister.

Der Philister aber trat hervor und näherte sich David und sein Waffenträger ging vor ihm her. Und da der Philister David sah, verachtete er ihn; denn dieser war ein Jüngling röthlich und schön von Ansehen. Und der Philister sprach zu

David: „Bin ich denn ein Hund, daß du mit einem Stecken zu mir kommst?“

Und der Philister lästerte David bei seinen Göttern und sprach zu ihm: „Komm her zu mir. Ich will dein Fleisch den Vögeln des Himmels geben und den Thieren der Erde.“

David aber sprach zu dem Philister: „Du kommst zu mir mit Schwert und Spieß und Schild. Ich aber komme zu dir im Namen des Herrn der Heerschaaren, des Gottes der Schaaren Israel, denen du Hohn gesprochen hast heute und der Herr wird dich in meine Hand geben und ich werde dich schlagen und dein Haupt dir abhauen und die Leichname des Lagers der Philister heute geben den Vögeln des Himmels und der Thiere der Erde: auf daß das ganze Land wisse, daß ein Gott ist in Israel, und damit diese ganze Gemeine erfahre, daß der Herr nicht rechte, weder durch Schwert noch durch Spieß; denn sein ist der Streit und er wird euch in unsere Hände geben.“

Als sich nun der Philister aufgemacht und herankam und sich nahete gegen David, da eilte David und lief zum Streite gegen ihn und that seine Hand in die Tasche, und nahm einen Stein und that ihn in die Schleuder und schwang sie und traf den Philister an die Stirn, daß der Stein hineinfuhr und Goliath auf sein Angesicht zur Erde fiel.

Da David kein Schwert hatte, so lief er und trat auf den Philister, und nahm dessen Schwert und zog es aus der Scheide, tödtete ihn und hieb ihm das Haupt ab. Da nun die Philister sahen, daß der Stärkste todt war, so flohen sie. Und David brachte das Haupt des Philisters nach Jerusalem, aber dessen Waffen legte er in sein Zelt.“ —

Das war der, Zehneinhalbhundert Jahre vor Christi Geburt und anderthalb Jahrhunderte nach dem Zweikampfe Hektors und Achilles vor Troja im Therebintenthale ausgefochtene Zweikampf.

Viertes Kapitel.

Die Ilias.

§. 10.

Die griechischen und trojanischen Heroen kämpften um die schöne Helena Menelaus, des Griechenfürsten Gattin, welche der trojanische Prinz Paris entführt hatte. Das Heer der Griechen betrug fast 100000 Mann, die Trojer zählten kaum die Hälfte. Die erstern brauchten 10 Jahre, bis sie ihre 1200 Schiffe ausgerüstet und auf ihnen nach der Besikabei übersetzt waren. 10 Jahre dauerte der Kampf der mit der Zerstörung Trojas endete.

Das Heer der Griechen befand sich theils auf den Schiffen theils in dem verschanzten Lager am Ufer, welches mit der Flotte in Verbindung stand.

Früh Morgens rückten die Griechen aus den Thoren des Lagers und die Trojaner aus den Thoren Iliums. Beide stellten sich in Verwandschaftsmassen auf. Die Anführer eröffneten den Kampf in der Regel von dem zweirädrigen Streitwagen herab, welcher vorn eine Brustwehre und rückwärts einen offenen Auftritt hatte und auf dem nebst dem Heroen, ein treuer Waffengefährte als Rosselenker stand, mit dem Schleudern der Wurfspieße und dem Abschießen der Pfeile. Dann sprang der Kämpfer herab und griff

zum Schwert und Dolche. Das Ferngefecht verwandelte sich in ein Nahgefecht. Man fiel und stach auf den Gegner los, und suchte sich gegen seine Angriffe mit dem Schilde zu deken. Den Schluß bildete oft ein gewaltiges Ringen, bei dem man den Feind zu verwunden, kampfunfähig zu machen und zu Boden zu werfen suchte, um ihm dann den tödtlichen Stich zu versezen. So fand eine Reihe von Zweikämpfen Angesichts der beiden Heere auf dem ebenen Zwischenraume statt, denen Herausforderungen vorhergingen. Fiel ein Anführer, so entstand ein wildes Handgemenge der Massen um seinen Leichnam. — Oft entspann sich der Massenkampf auch, indem der Fürst in seinem Streitwagen, welcher an den Rädern Sicheln und vorn an der Deichsel Spieße steken hatte, in den Feind einbrach, um einen würdigen Gegner aufzusuchen und anzugreifen. Dem Führer eilte dann sein Kriegsvolk nach. Ein allgemeines Kampfgeschrei erhob sich. Steine, Wurfspieße und Pfeile durchschwirrten die Luft. Die durch Helm, Harnisch, Arm- und Beinschienen, Schild, Speer, Schwert und Dolch ausgezeichneten Fürsten fuhren hin und her, um den Ihrigen beizustehen, und in den feindlichen, schlechtbewehrten Massen zu mähen. So kämpften beide Theile bis zur Abenddämmerung, dann kehrten sie heim. Am nächsten Tage war dann Waffenstillstand und die Todten wurden begraben.

§. 11.

Der Zweikampf der Fürsten Menelaus und Paris.

Der zweite Gesang der Ilias Homers schildert den ersten Schlachttag vor Troja.

Der Völkerfürst Agamemnon erhebt sich beim Morgengrauen in seinem Zelte vom Lager.

„Sezte sich aufrecht hin und zog das weiche Gewand an,
Sauber und neugewirkt, und warf den Mantel darüber;
Unter die glänzenden Füß' auch band er sich stattliche Sohlen
Hängte sodann um die Schultern das Schwert voll silberner Bukeln,
Nahm auch den Königsstab, der ererbten, voll ewiger Dauer,
Wandelte dann zu den Schiffen der erzumschirmten Achaier.
Und er gebot Herolden, voll hell austönender Stimme,
Rings zur Versammlung zu rufen die hauptumlokten Achaier.
Tönend ruften sie aus und Flugs war die Menge versammelt.
Einen Rath nun zuerst der erhab'nen Aeltesten sezt' er
Am nestorischen Schiffe, des herrschenden Greises von Pylos." —

Im Rathe der Fürsten ward beim Anbruche der Morgenröthe beschloßen die Kriegsvölker zum Kampfe zu führen. — Die Fürsten versammelten nun ihre Schaaren.

„Es zogen gedrängt von den Schiffen daher und Gezelten
Rings unzählbare Völker am Rand des tiefen Gestades
Schaar an Schaar zur Versammlung. — Es dröhnte drunten das Erdreich,
Als sich das Volk hinsezt und Getös war. Doch es erhuben
Neun Herolde den Ruf und — — — — — —"

Alles verstummte. Agamemnon erhob seinen Königsstab und hielt die Anrede.

Später durcheilte Odysseus die einzelnen Stämme und stachelte sie zum Kampfe auf, und schlug den feigen Schwäzer Thersites mit seinem Königsstabe zu Boden. — Der greise Nestor forderte Agamemnon auf, die Widerspänstigen, welche zu Schiffe nach der Heimath zurückkehren wollen, mit dem Tode zu strafen. Dann rieth er ihm an, die Schlacht nach Verwandtschaftsmassen zu ordnen:

„Sondere rings die Männer nach Stamm und Geschlecht Agamemnon,
Daß ein Geschlecht dem Geschlecht beisteh' und Stämme den Stämmen."

Agamemnon dankt für den Rath und rühmt die Weisheit Nestors. Hierauf gibt er den Befehl das Frühmal abzuhalten:

„Doch nun geht zum Male, damit wir rüsten den Angriff
Wohl bereite sich jeder den Schild, wohl schärf' er die Lanze

Wohl auch reich' er die Kost den leichtgeschenkelten Rossen
Wohl auch späh' er den Wagen umher und gedenke der Feldschlacht,
Daß wir den ganzen Tag anringen in flammender Mordlust.
Denn nicht wenden wir uns zum Ausruhn, auch nicht ein Kleines,
Ehe die Nacht einbrechend den Kriegsmuth trennet der Männer.
Triefen vom Schweiß wird Manchem das Riemengelenk um den Busen
Am rings deckenden Schild und starren die Hand an der Lanze.
Aber wofern mir Einer, der Schlacht sich mit Willen enthaltend,
Bei den geschnäbelten Schiffen zurückbleibt, wahrlich umsonst wird
Dieser umher dann schaun, zu entflieh'n den Hunden und Vögeln."

Diese Worte wurden von den Kriegern mit einem Donnerrufe der Zustimmung erwiedert.

„Dann aufspringend enteilte das Volk, durch die Schiffe zerstreuet,
Rings um dampft aus Gezelten der Rauch und sie nahmen das Frühmal."

Man brachte nun den Göttern Opfer dar. Auch Agamemnon opferte mit Nestor, Idomeneus, den beiden Ajax, Odysseus und den „Rufer im Streit", Menelaus einen fünfjährigen Stier dem Donnergotte. Sie beteten zu dem Fürsten der Götter um Sieg, streuten die heilige Gerste, schlachteten das Opferthier, zogen die Haut ab, verbrannten die Schenkel, kosteten die Eingeweide, brieten das Uibrige an Spießen und freuten sich dann des Males.

Darnach ließ Agamemnon die Griechen durch die Herolde zum Kampfe rufen. Die Schaaren eilten nun aus den Zelten und von den Schiffen auf die Ebene und wurden von den Führern geordnet.

Inzwischen ward innerhalb der Mauern Trojas im Palaste des Königs Priamus unter dem Vorsitze Hektors Kriegsrath gehalten, und die Schlacht beschlossen. Die Fürsten riefen ihre Schaaren zu den Waffen und führten sie durch die Thore der Stadt. Alles zog hinaus zu Fuß und im Streitwagen. — Beide feindlichen Heere rückten nun gegen einander heran. — Lärm und Getümmel charakterisirte die

Trojer, Ruhe und Ordnung die Griechen. — Den Ersteren schritt Paris, auch Alexandros genannt, voran,

„Tragend ein Pardelvließ und ein krummes Geschoß um die Schultern,
Sammt dem Schwert zwei Lanzen, gespitzt mit der Schärfe des Erzes,
Schwenkt er und rief hervor die Tapfersten der Achaier,
Gegen ihn anzukämpfen in schreckenvoller Entscheidung.
Aber sobald ihn sah der streitbare Held Menelaos,
Schnell vom Wagen herab mit den Rüstungen sprang er zur Erde.“

Paris ward beim Anblicke des Feindes, dem er die Gattin geraubt mit Entsezen erfüllt und zog sich im Gedränge der Seinen zurück. Da sah ihn Hektor und schallt ihn einen feigen Frauenverführer, der vom Volke gesteinigt zu werden verdiene.

Paris durch die drohenden Vorwürfe des Oberfeldherrn erschüttert und aufgestachelt, erklärte sich zum Entscheidungskampfe mit Menelaos bereit. Er sprach:

„Heiße die Andern ruh'n, die Troer gesammt und Achaier
Laß dann mich vor dem Volk mit dem streitbaren Held Menelaos
Kämpfen um Helena selbst und die sämmtlichen Schätze den Zweikampf.“ —

Da trat Hektor in die Mitte vor das trojische Heer, hielt den Speer schräg vor sich und gebot Halt. Die Griechen beschoßen ihn mit Pfeilen und schleuderten Steine und Wurfspieße nach ihm, bis sie Agamemnon zur Ruhe brachte, indem er ihnen zurief:

„Haltet ein Argeier, und werft nicht Männer Achaias,
Denn es begehrt zu reden der helmumflatterte Hektor.“

Hektor erhob nun in dem Zwischenraume Angesichts beider Heere seine Stimme und forderte Freund und Feind auf, Raum zu lassen für den Zweikampf des Paris gegen Menelaos, um die schöne Helena und deren Schätze. Er schloß seine Rede:

„Wer von Beiden nunmehr obsiegt und stärker erscheinet
Nehme die Schäze gesammt mit dem Weib und führe sie heimwärts.
Uns dann ziemet Freundschaft und heiligen Bund zu beschwören.“

Man ging beiderseits darauf ein. Menelaos gab seine Zustimmung. Freund und Feind sprangen von den Wagen, legten die Rüstungen und Waffen ab, und es trat ein Stillstand des Kampfes ein. Priamos und Agamemnon hielten am Plaze zwischen den Heeren eine Zusammenkunft. Ein weißes Böcklein und eine schwarze Ziege, das erstere als Opfer für den Sonnengott, die leztere als Opfer für die Mutter Erde wurden von den Herolden herbeigeführt, welche Wein im Kruge mischten, und die Hände beider Könige mit besprengten. Agamemnon zog das Schlachtmesser, das er neben dem Schwerte trug aus der Scheide und schnitt das Haar von den Köpfen der Thiere, dann schwor er bei den ewigen Göttern mit erhobenen Händen, im Namen der Griechen, daß in dem Falle als Paris siegte, er Helena sammt den Schäzen behalten und die Griechen heimrudern sollten. Unterläge er aber, dann müße dem Menelaos das geraubte Weib sammt den Schäzen ausgeliefert und fortan von Seite Trojas an Griechenland Tribut gezahlt werden. — Hierauf durchschnitt er die Kehlen der Opferthiere, und brachte die Libation mit dem Weine dar. Griechen und Trojer wiederhohlten den Schwur und riefen den Zorn der Götter auf denjenigen herab, der ihn brechen würde. Priamos kehrte, nachdem der Vertrag mit Blut und Wein besiegelt war, nach Troja zurück.

„Hektor darauf des Priamos Sohn und der edle Odysseus
Maßen zuerst die Weite des Kampfraums, warfen sogleich dann
Loos' in den ehernen Helm und schüttelten: welchem das Schiksal
Gönnte, zuvor auf den Gegner die eherne Lanze zu werfen.
Rings um flehte das Volk und erhob zu den Göttern die Hände:
„Vater Zeus, ruhmwürdig und hehr, du Herrscher vom Ida,
Wer von beiden den Grund zu solchem Streite geleget,
Den laß jezo vertilgt eingehn in Aides Wohnung
Uns erneue sich dann Freundschaft und heiliges Bündniß!“

Also das Volk, doch der große, helmumflatterte Hektor
Schüttelte rückwärts gewandt: da entsprang das Zeichen des Paris.
Ringsum setzten sich Alle in Ordnung als Zeugen gerichtet.
Und es umhüllte Paris mit zierlichen Waffen die Schultern;
Eilend fügt er zuerst um die Beine sich bergende Schienen
Blank und schön, anschließend mit silberner Knöchelbedekung.
Weiter umschirmt er die Brust ringsher mit dem ehernen Harnisch
Hängte sodann um die Schultern das Schwert voll silberner Bukeln,
Eherner Klinge und darauf den Schild auch, groß und gediegen.
Auch das lokige Haupt mit stattlichem Helme bedekt er,
Von Roßhaaren umwallt mit fürchterlich nikendem Helmbusch; —
Nahm dann die mächtige Lanze, die ihm in den Händen gerecht war. —
Gleich so zog Menelaos, der Streitbare, Waffengeschmeid an,
Beide wandelten zwischen den Troern und den Achaiern
Mit graß drohendem Blick und Staunen ergriff, die es ansahn,
Rosse bezähmende Troer und hellumschiente Achaier.
Und nun standen sie nah im abgemessenen Kampfraum,
Wild die Speere bewegend und zornvoll gegen einander.
Erstlich entsandt Alexandros die weithin schattende Lanze
Und sie traf seines Gegners Schild von erhabener Wölbung.
Doch nicht brach sie das Erz, denn rückwärts bog sich die Spize
Auf den gediegenen Schild. — Nun aber schwang auch die Lanze,
Held Menelaos zum Wurf und betete laut zu Kronion:
„Herrlicher Zeus laß strafen mich ihn, der zuerst mich beleidigt,
Paris den Troer und meinen Arm ihn bezwingen,
Daß man schaudre hinfort bei spätgeborenen Enkeln
Böses zu thun dem Freunde, der Lieb' und Gefälligkeit darbot." —
Sprachs und im Schwung entsandt er die weithin schattende Lanze
Und sie traf und zerschmetterte auch die Wölbung des Schildes,
Und in das Kunstgeschmeide des Harnisches drang sie geheftet;
Grad hindurch an der Weiche durchschnitt sie den Leibrok des Paris,
Dieser wandte sich ab und mied das schwarze Verhängniß.
Und Menelaos ergriff sein Schwert voll silberner Bukeln,
Schwang es zum Hiebe nach seines Gegners gekegeltem Helme,
Aber daran zersprang die Klinge und fiel aus der Hand ihm.
Klagend über der Götter Mißgunst, welche das Ziel dem
Wurfe und Hiebe entzogen, faßt er am mähnigten Helme
Paris und wendete ihn und zog ihn zu den Achaiern.

Und er hätte den Troer, welchem der buntgezeichnete Riemen
Als ein Helmband unter dem Kinne die Kehle verenget,
Sicher geschleift, allein es sprang das lederne Helmband;
Leer nun folgte der Helm der nervigten Hand Menelaos.
Diesen schleuderte nun zu den hellumschienten Achaiern
Machtvoll schwingend der Held; es erhoben ihn theure Genoßen.
Und er stürmte mit brennender Merdlust auf Paris
An, mit dem ehernen Speer, doch dieser war ihm entflohen.
Und vergebens durchstürmt er das Heer, den Feind zu erspähen;
Denn nicht Einer der Troer sowohl, wie der edeln Genoßen
Konnte dem Rufer im Streit den nach Troja Geflüchteten zeigen.
Nicht aus Freundschaft verhehlten sie, daß man ihn schaute,
Denn verhaßt war er Allen gesammt, wie das böse Verhängniß.
Jezo erhob die Stimme der Völkerfürst Agamemnon:
„Hört mein Wort ihr Trojer, ihr Darbaner und ihr Genoßen
Offenbar ist Sieger der streitbare Held Menelaos.
Gebt denn Hellena jezt, die Argeierin, sammt der Besizung
Uns zurück, auch Buss' zahlt uns, welche geziemet,
Und die hinfort auch dauere bei kommenden Enkelgeschlechtern."

Die Griechen waren erklärlicher Weise mit diesem Richterspruche ganz einverstanden. Nicht so die Troer, in deren Reihen ein Freund des Paris, gedeckt von den Schilden seiner Waffengefährten

„Schnell entblößte den Bogen, geschnitzt von des üppigen Steinbocks
Schönem Gehörne und spannt ihn auf die Erde gelehnet;
Oeffnet des Köchers Deckel, wählt den befiederten Pfeil dann;
Eilend ordnet er nun das herbe Geschoß auf der Senne,
Und dann zog er die Kerbe zugleich und die Nerve des Rindes,
Daß die Senne der Brust annaht und das Eisen dem Bogen
Und als er nunmehr kreisförmig den mächtigen Bogen gekrümmet,
Schwirrte das Horn und tönte die Senne und schnellte den Pfeil ab,
Auf Menelaos und traf des Harnisches schimmernden Leibgurt;
Sieh und tief hinein in den Gurt sich borte die Spize,
Auch in das Kunstgeschmeide des Harnisches drang sie geheftet,
Und in das Blech, das er trug zur Schuzwehr gegen Geschoße.
Ganz durchborte sie dieses und rizte die Haut Menelaos,
Daß ihm sogleich verströmte das dunkele Blut aus der Wunde."

§. 12.

Der Zweikampf Hektors mit Ajax.

So war der beschworene Waffenstillstand gebrochen. Während Machaon der Sohn Aeskulaps, aus der Wunde des Fürsten Menelaos den Pfeil zog, das Blut aussog, um die Folgen der Vergiftung zu hindern und den Verband anlegte, stürmten die Troer in Massen zum Angriffe heran. Die Schlacht begann zu toben. Der Zweck des Zweikampfes war verfehlt. — Im Verlaufe des Kampfes hohlte Hektor seinen Bruder Paris aus den Armen der schönen Helena. Beide würgten von ihren Streitwagen in den Massen der Griechen. Die Sonne neigte sich. Um dem nuzlosen Morden ein Ziel zu sezen, trat endlich Hektor mit vorgestreckter Lanze vor die Troer, auch Agamemnon brachte die Griechen zum Stehen. Hektor forderte einen der feindlichen Heroen zum Zweikampfe, Angesichts beider ruhenden Heere. Menelaus bot sich zuerst an; nach ihm mehrere Helden. Man beschloß durch das Loos entscheiden zu lassen, wer mit dem gefürchteten Hektor um die Ehre des Tages kämpfen solle. Das Loos fiel auf Ajax. Dieser griff zu den Waffen und stürmte gegen Hektor los und forderte ihn auf den ersten Wurf zu machen. Hektor warf den Speer. Derselbe traf Ajax' Schild, welcher aus sieben Rindshäuten zusammengefügt und mit Erz beschlagen war. Die Spize drang durch sechs Häute und blieb in der siebenten stecken. Nun warf Ajax seinen Speer. Dieser durchbohrte den erzumwölbten Schild Hektors, drang durch das Kunstgeschmeide des Harnisches und durchschnitt den Leibrok unter dem Lezteren. Beide Duellanten zogen dann die ragenden Speere heraus und rannten gegen einander zum Nahgefechte an. Hektor führte mit seinem Speere einen Stoß gegen Ajax' Schild; aber die Spize bog sich an

dem Erze desselben zurück. Besser traf nun Ajax seinen Feind, den er mit der Lanze am Halse streifte. — Hektor sprang blutend zurück, ergriff einen gewaltigen Stein und warf ihn gegen Ajax. Der Stein traf die Mitte der Schildwölbung, woran das Erz laut dröhnend erbebte. Allein Ajax schleuderte einen noch größeren Stein gegen den trojanischen Heerführer, welcher den Schild desselben einwärts brach und die Knie derart traf, daß Hektor rücklinks, den Schild fest in der Hand haltend, auf den Boden sank. Rasch erhob er sich jedoch und beide Kämpfer wollten zum Schwerte greifen, da traten Herolde zwischen sie und trennten sie aus Anlaß der dunkelhereinbrechenden Nacht. — Die Helden schieden mit dem Ausdrucke gegenseitiger Achtung und mit Geschenken. Hektor verehrte seinem Gegner

„— — — — — Das Schwert voll silberner Buckeln
Sammt der Scheide und dem schöngeschnittenen Riemen.
Ajax schenkt ihm dagegen den Leibgurt schimmernd von Purpur.“ —

Beide wurden nun von ihren Kampfgenossen im Triumphe heimgeführt. Als Ajax in das Zelt Agamemnons kam, opferte dieser einen fünfjährigen Stier und legte dem Helden des Tages das größte und schmakhafteste Rückenstück vor.

Am nächsten Tage war Waffenstillstand. Die Todten wurden verbrannt und das Lager am Strande mit Wall und Graben befestigt, und mit einer bethürmten Mauer umgeben, welche Thore zum Durchzuge für Mannschaft und bespannte Wagen enthielt.

§. 13.

Der Zweikampf zwischen Hektor und Patroklus.

Der gewandteste und kühnste Held der Griechen, Achilles, hatte sich in Folge eines Zerwürfnisses mit Agamemnon lange in seinem Zelte unthätig verhalten. — Vergebens sandte der

Leztere in der äußersten Bedrängniß Herolde zu dem Grollenden um ihn zu versöhnen. Endlich als die Griechen bereits auf die Schiffe zurückgeworfen und dort von den Trojern angegriffen wurden, erlaubte Achilles seinem Wagenlenker und Lieblinge Patroklus an dem Kampfe Theil zu nehmen, jedoch sollte er sich von Hektor fern halten. Dieser stellte sich an die Spize der dritthalb Tausend Myrmidonen, welche unter dem Befehle Achilles standen und bisher unthätig dem Kampfe zugesehen hatten. Es war auch die höchste Zeit, denn Hektor hatte bereits das Schiff des Ajax in Brand gesteckt, dieser war gleich den meisten Führern verwundet und die Griechen kämpften in einem schmalen Raum eingeengt mit sinkender Kraft gegen die Angriffe der siegreichen Trojer. Patroklus schritt in der Rüstung Achilles voran. Ihm folgten Helm an Helm, Schild an Schild die Myrmidonen. Die Trojer wurden von den brennenden Schiffen verjagt und in die Stadt zurückgetrieben. Patroklus erstürmt dreimal die Höhe der Mauer, wird jedoch wieder zurückgedrängt. Endlich fuhr Hektor im Streitwagen gegen ihn und Patroklus vergaß zu seinem Unglücke, daß er Achilles gelobt, ihm selbst den Kampf mit dem trojanischen Heerführer zu überlassen und darauf nicht einzugehen.

„Hektor vermied sonst alle Danaer, keinen ermordend,
Nur auf Patroklus lenkt er die machtvoll stampfenden Rosse.
Auch Patroklus dagegen sprang von dem Siz auf die Erde
Trug in der linken den Speer und faßt in die Rechte den Marmor,
Glänzend weiß, rauhzackig, den jezt mit der Faust er umspannte;
Und er warf ihn mit Kraft, doch den Wagenlenker des Hektor,
Und geliebten, natürlichen Bruder, Kebriones, traf er.“

Der Steinwurf schlug dem Kebriones die Stirn zwischen den Braunen ein. Er ließ die Zügel fahren und sank mit zerschmettertem Haupte tod zur Erde. Patroklus verhöhnte den Gefallenen und stürzte sich auf den Leichnam, den er

bei den Beinen ergriff. Aber auch Hektor sprang auf denselben und erfaßte ihn am Kopfe. Beide kämpften um die Leiche. Trojer und Griechen stürzten von allen Seiten herbei und trennten die Helden im allgemeinen Handgemenge. Endlich ward der Leichnam von den Achaiern erbeutet, die ihn auch alsbald der Rüstung und Waffen beraubten. Die Sonne senkte glühende Strahlen herab. Patroklus brach dreimal vernichtend in den Schaaren der Trojer ein. Endlich beim vierten Angriffe ward ihm der Helm vom Kopfe geschlagen, seine Lanze brach, der Schild entfiel seiner Hand und der Harnisch ging auf, und ein untergeordneter Krieger verwundete ihn mit dem Speere rückwärts zwischen beiden Schultern. Patroklus suchte sich entblößt und blutend im Gedränge der Seinen der Schlacht zu entziehn, allein Hektor ersah ihn, brach sich zu ihm Bahn, und stieß den Speer ihm

„Tief in die Weiche des Bauchs, daß hinten das Erz ihm hervordrang.“

Patroklus sank tödtlich getroffen aufs Blachfeld. Hektor verhöhnte ihn. Der Sterbende antwortete trozig, er sei nicht der Hand Hektors, sondern der Macht des Verhängnisses erlegen, Hektor aber werde von Achilles erschlagen werden. Nach diesen Worten hauchte er seinen Geist aus, darauf entspann sich ein blutiger Kampf um Patroklus Leiche. Menelaus stellte sich vor dieselbe und vertheidigte sie, bis er von den Trojern unter Hektors Anführung verdrängt wurde. Hektor beraubte den Leichnam der Rüstung und Waffen, und ward durch Ajax verscheucht. Nun entspinnt sich ein erbitterter Kampf um den Leichnam, der endlich den Griechen bleibt und von ihnen nach dem Zeltlager des Achilles getragen wird.

§. 14.
Der Zweikampf Achilles und Hektors.

Achilles, die Brust mit Schmerz und Wuth erfüllt, schwor, den Tod seines Busenfreundes Patroklus, an Hektor zu rächen. Da seine Schlachtrüstung und seine Waffen in Hektors Hände als Siegestrofäen gefallen waren, so wählte Achilles eine neue, äußerst kunstvoll gearbeitete und prächtig verzierte Wehr. Der Schild bestand aus fünf Schichten und die äußere war glänzend polirt und mit kostbarem Bilderwerk von edlen Metallen bedekt. Am Helme wehte ein Haarbusch aus Goldfäden. Der Harnisch war von blankem Metall und die Schienen von Zinn. Der Held rieb nun zum Kampfe den Leib mit kräftigendem Nektar und salbte die Glieder mit Oel, daß sie geschmeidiger würden. Er berief hiernach die Versammlung der Fürsten, welche meistens verwundet und krank waren, sagte seinem Groll gegen Agamemnon ab, versöhnte sich mit diesem und bewirkte den Beschluß, die Kriegsvölker zum Kampfe zu führen. Während diese sich mit einem Mahle stärkten und waffneten, legte er Wehr und Waffen an:

„Eilend fügt er zuerst um die Beine sich bergende Schienen,
Blank und schön anschließend mit silberner Knöchelbedekung;
Weiter umschirmt er die Brust ringsher mit dem ehernen Harnisch,
Hängte sodann um die Schultern das Schwert, voll silberner Bukeln,
Eherner Kling'; und darauf den Schild auch groß und gediegen
Nahm er, der ferne den Glanz aussendete, ähnlich dem Vollmond,
So schön prangt er an Kunst; den gewichtigen Helm nun hebend
Dekt er das Haupt ringsher, und es strahlte gleich dem Gestirne
Sein hochbuschiger Helm, und die Mähn' aus gesponnenem Golde
Flatterte, welche der Meister am Kegel ihm reichlich geordnet.
Jezo versucht' in der Rüstung sich selbst der edle Achilles,
Ob sie genau anschlöß' und leicht sich bewegten die Glieder;
Und wie Flügel ihm war sie und hob den Fürsten der Völker.

Auch dem schönen Gehäus entzog er den Speer seines Vaters,
Schwer und groß und gediegen; es konnte der Danaer keiner
Schwingen Pelions ragende Esche, nur einzig Achilles.
Aber Automedon jezt und Alkimon fügten die Rosse
Schnell in die Seile des Jochs, die zierlichen; dann in die Mäuler
Legten sie jedem den Zaum und spannten hinten die Zügel
Zum wohlfugenden Sessel. Automedon faßte die Geißel
Blank und bequem mit der Hand und sprang in den Sessel des Wagens.
Hinter ihm drauf, gerüstet zur Feldschlacht, schwang sich Achilles,
Hell von Waffen umblinkt, wie der strahlende Sohn Hiperions.
Und er lenkte voran mit Geschrei die stampfenden Rosse.
An den räumigen Schiffen bewaffneten sich die Achaier;
Jenseits hielten die Troier, geschaart auf dem Hügel des Feldes."

Die Heere rückten gegeneinander. Im unabsehbaren Schlachtgewühle fuhr Achilles hin und her, Hektor aufsuchend. Nach einem kurzen Kampfe scheuchte er Aeneas, der sich ihm in den Weg stellte, in die Flucht, traf auf Hektors Bruder, Polydores, durchstieß dessen Leib mit der Lanze und reizte hiedurch Hektor selbst zum Zweikampfe hervorzutreten. Dieser

„— — — — — — stürmte heraus auf Achilles
Zukend den ehernen Speer, wie ein Glutstrahl. Aber Achilles,
So wie er's sah, aufsprang er und rief zum göttlichen Hektor:
„Näher heran; daß du eilig das Ziel des Todes erreichest."
D'rauf erwiederte ihm der helmumflatterte Hektor:
„Peleus Sohn, mit Worten fürwahr nicht gleichwie ein Knäblein
Hoffe mich abzuschrecken; denn auch wohl vermöcht' ich ja selber
So herzschneidende gleichwie frevle Worte zu rufen,
Weiß ich doch, wie tapfer du bist und wie weit ich dir nachsteh'.
Aber fürwahr, das ruhet im Schoße der ewigen Götter:
Ob ich vielleicht auch geringer an Kraft, dir raube das Leben,
Treffend mit meinem Geschoße, das auch an der Spize geschärft ist?"
Sprach's und die Lanze aufschwingend entsendet er. Aber sie prallte
Von dem Schilde Achilles zurück, und kraftlos zu Boden
Fiel sie dem mächtigen Hektor zu Füßen. Sieh da Achilles —
Stürzte begierig heran, ihn auszutilgen verlangend

Mit graunvollem Geschrei, doch dreimal stach er vergebens
Mit erzblickendem Speere in dem Gewühl nach dem Gegner.
Als er das viertemal nun anstürmte, stark wie ein Dämon,
Jezo mit drohendem Laut die geflügelten Worte begann er:
„Wieder entrannst du dem Tode du Hund! Traun nahe bereits dir
War das Verderben und wieder entrückte dich Föbus, dein Schuzgott,
Den du gewiß anflehst, in das Speergerassel dich wagend.
Doch bald mein ich mit dir zu endigen, künftig begegnend,
Würdiget anders auch mich ein unsterblicher Gott zu begleiten,
Jezo eil ich umher zu den Andern, wen ich erhasche.“ —

Achilles wüthete nun mit seinen Waffen in den Schaaren der Trojer. Seine Lanze häufte Leichen auf Leichen und färbte das Erdreich mit Blut. Und vor ihm

„— — — — — — — trabten die Rosse
Stampfend auf bäuchige Schild und Leichname; unten besudelt
Troff die Achse von Blut und die zierlichen Ränder des Sessels
Welchen jezt von der Hufe gestampft ansprizten die Tropfen,
Jezt von der Räder Beschlage. So wüthete, Ruhm zu gewinnen,
Peleus Sohn, mit Blut die unnahbaren Hände besudelt.“

In panischen Schrecken flohen die trojanischen Haufen vor ihm und suchten sich durch Schwimmen über den Skamandrosfluß zu retten. Aber Achilles lehnte seine Lanze auf die Tamarisken am Ufer und stürzte den Feinden ins Flußbett nach. Als sein Arm des Mordens müde ward, zog er zwölf lebende Jünglinge aus dem Strome, band ihnen die Hände mittelst der Riemen ihrer Rüstungen auf den Rücken und ließ sie durch seine Leute nach seinem Zeltlager führen, damit sie als Sühnopfer für den Tod des Patroklus verwendet werden möchten. — Darauf sezte er sein Mordwerk fort, bis sich die Trojer seiner Verfolgung durch das geöffnete Stadtthor, das sich schnell hinter ihnen schloß, entzogen. — Achilles stürmte wutschäumend gegen die Mauer. Hektor erwartete ihn außerhalb des Thores. Vergebens mahnten denselben Vater Priamos und Mutter Hekuba von dem

Kampfe mit dem schrecklichen Griechenfürsten ab. Er blieb und wollte den Zweikampf um Helena mit Achilles ausfechten. Da kam dieser an ihn heran, von Erz umleuchtet, die eherne Lanze auf der rechten Schulter.

„Hektor, sobald er ihn sah, erzitterte, nicht auch vermocht er
Dort zu bestehn und er wandte vom Thore sich, ängstlich entfliehend.
Hinter ihm flog Achilles, den hurtigen Füßen vertrauend.
So wie ein Falk des Gebirgs, der behendeste unter den Vögeln,
Leicht mit gewaltigem Schwung nachstürmt der schüchternen Taube.
Seitwärts schlüpfet sie oft; doch nahe ihr stets, mit Geräusche,
Schießt er daher mit heißer Begierde, sie zu erhaschen:
So drang jener im Lauf grad' an, doch es flüchtete Hektor
Längs der troischen Mauer die hurtigen Knie bewegend.
Beid' an der Warte vorbei und dem wehenden Feigenhügel.
Immer hinweg von der Mauer entflogen sie über den Fahrweg.
Und sie erreichten die zwei schönsprudelnden Quellen, woher sich
Beide Bäche ergießen des wirbelvollen Skamandros.
Hier nun rannten vorbei der Fliehende und der Verfolger;
Vorwärts flog ein Starker, jedoch ein Stärkerer folgte,
Stürmenden Laufes daher, denn es galt das Leben des Einen.
Und sie kreiseten dreimal um Priamos heilige Feste.
Rastlos drängte zum fortgesezten Fliehen Achilles
Seinen Gegner, so oft sich dieser zu bergen versuchte.
Wollte Hektor einmal zum hohen dardanischen Thore
Wenden den Lauf an der festen Thürme ragende Schuzwehr,
Daß mit Geschoßen vertheidigten ihn von oben die Freunde,
Eben so oft flog Achilles zuvor und wendet ihn abwärts,
Nach dem Gefield, er selbst an der Seite der Feste hinfliegend.
Seinem Volke verbot mit dem Haupte zuwinkend Achilles,
Abzuschnellen auf Hektor die tödtlichen scharfen Geschoße,
Daß kein fernhin Treffender rauben ihm möchte den Kriegsruhm.
Als sie zum vierten Mal die sprudelnden Quellen erreichet,
Sieh! da rief zuerst der helmumflatterte Hektor:
„Nicht fortan o! Peleide, entflieh' ich dir, so wie bis jezo.
Dreimal umlief ich die Feste des Priamos, nimmer es wagend
Deiner Gewalt zu trozen; allein nun treibt mich das Herz an,
Fest dir entgegen zu stehn. Ich tödte dich, oder ich falle.

Auch laß uns zu den Göttern emporschaun, welche die stärksten
Zeugen des Eidschwurs sind, und jeglichen Bundes bewahren.
Denn ich werde dich nimmer mit Schmach mißhandeln, verleiht mir
Zeus als Sieger zu stehn und dir die Seele zu rauben;
Sondern, nachdem ich entwandt dein schönes Geschmeide, Achilles,
Geb' ich die Leiche zurück an die Danaer. Thue mir Gleiches."
Finster schaut und begann der muthige Renner Achilles:
„Hektor, du Unsühnbarer! mir nicht von Verträgen geplaudert,
Wie sich Löven und Menschenkinder niemals befreunden,
Auch nicht Wölfe und Lämmer in Eintracht je sich gesellen:
So ist nimmer für uns Vereinigung oder ein Bündniß
Jeglicher Art von Tugend errinnere dich. Jezo dir gilt es
Lanzenschwinger zu sein und unerschrockener Krieger.
Nicht mehr kannst du entrinnen. So büße denn Alles auf einmal,
All' der Meinigen Weh', die du Rasender schlugst mit der Lanze."
Sprach's und im Schwung entsandt er die weithinschattende Lanze;
Diese jedoch, vorschauend, vermied der strahlende Hektor,
Denn er sank in die Knie und es flog der eherne Wurfspieß
Uiber ihn weg in die Erde, da höhnte Hektor den Gegner:
„Weit gefehlt! nein schwerlich du göttergleicher Achilles
Offenbarte Zeus mein Geschik dir, wie du geredet;
Sondern du warst ein gewandter, hinterlistiger Schwäzer,
Daß ich vor dir hinbebend, des Muths und der Stärke vergäße.
Nicht mir Fliehenden soll dein Speer den Rücken durchbohren,
Sondern vorn dem gerad' Anstürmenden stoß in die Brust ihn.
Wenn dir ein Gott es verlieh! Nun aber vermeid' auch die Schärfe
Meines Speers. O! möchte dein Leib doch ganz ihn empfangen!
Weit ja erträglicher würde der Kampf für die Männer von Troja,
Wenn du sänkst in den Staub. Du bist ihr verderblichstes Unheil!" —
Sprach's und im Schwunge entsandt er die weithinschattende Lanze,
Fehlte nicht, sondern traf gerad' auf den Schild des Achilles.
Doch weit prallte davon der Speer. Da zürnete Hektor,
Daß sein schnelles Geschoß umsonst aus der Hand ihm geflohn war.
Stand und schaute bestürzt, denn das war sein einziger Wurfspieß."

Hektor blickte rathlos umher. Kein Freund war nahe, um ihm den Wurfspieß zurückzureichen, wie dies seinem Gegner ein Waffengefährte gethan. Er wehklagte:

„Wehe mir doch! nun rufen zum Tode mich wahrlich die Götter.
Mir ist nahe der Tod. Doch will ich ruhmlos nicht fallen,
Sondern Großes vollendend, wovon auch Künftige hören.“ —
Also redete Hektor und zog das geschliffene Schwert aus,
Welches ihm längs der Hüfte herabhing, groß und gewaltig.
Und anstürmt er gefaßt, das hauende Schwert in der Rechten.
Gegen ihn drang Achilles und Wuth durchtobte das Herz ihm.
Und er streckte der Brust den glänzend gerundeten Schild vor,
Schön und prangend an Kunst. Und der Helm, viergipfelig strahlend,
Nikte vom Haupt und die Mähne des schöngesponnenen Goldes
Flattert am Kegel, es blinket der hellgeschliffene Speer, den
In der Rechten Achilles schwenkt, dem erhabenen Hektor
Spähend den schönen Leib, wo die Wunde am leichtesten hafte.
Diesen umhüllte zwar rings die starke, eherne Rüstung,
Blank und schön, die er raubte dem gefall'nen Patroklus;
Doch wo das Schlüsselbein den Hals und die Achsel begrenzet,
Schien die Kehl' ihm entblößt die gefährlichste Stelle des Lebens.
Dorthin mit dem Speere zielend, durchstach ihn Achilles,
Daß aus dem zarten Genicke rückwärts die Spize hervordrang.
Doch nicht völlig durchschnitt der eherne Speer ihm die Gurgel,
Daß er noch zu reden vermochte im Wechselgespräche.
Und er sank in den Staub. Jezt rief frohlokend Achilles,
„Hektor! du glaubtest gewiß, nach geraubter Wehr des Patroklus,
Sicher zu sein und mich mißachtetest du, den Entfernten;
Thörichter! fern war jenem ein weit machtvollerer Rächer,
Bei den gebogenen Schiffen geblieben, ich selbst war's,
Der dir die Knie gelöst. Dich ziehen nun Hunde und Vögel
Schmälich umher; ihn aber bestatteten mit Ruhm die Achaier.“ —
Wieder begann, schwachathmend, der helmumflatterte Hektor:
„Ich beschwör' dich beim Leben, beschwöre dich; bei den Eltern,
Laß mich nicht an den Schiffen der Danaer, Hunde zerreissen.
Sondern nimm des Erzes genug und des köstlichen Goldes
Dir zum Geschenk, das der Vater dir beut und die würdige Mutter.
Aber den Leib entsende gen Ilium, daß in der Heimath
Trojas Männer und Frauen des Feuers Ehre mir geben.“
Finster schaut und begann der muthige Renner Achilles:
„Schändlicher! nicht bei dem Leben beschwöre mich, noch bei den Eltern;
Daß doch Zorn und Wuth mich erbitterte, roh zu verschlingen

Dein zerschnittenes Fleisch, für das Unheil, das du mir brachtest!
Niemand wage die Hunde von deinem Leibe zu scheuchen!
Wenn man auch zehnmal so viel, und zwanzigfältige Sühnung
Zu mir brächte und wäge und Mehreres noch mir verhieße,
Ja, wenn selber mit Golde dich aufzuwägen geböte
Priamos wohl dein Vater, selbst da nicht bettet die Mutter
Dich auf Leichengewand und wehklagt, den sie geboren,
Sondern Hund und Gevögel zerreißen dich ohne Verschonung!" —
Wieder begann, schon sterbend, der helmumflatterte Hektor:
„Ach ich kenne dich wohl, und ahnete, nicht zu erweichen
Wärest du mir; du trägst ja ein eisernes Herz in dem Busen.
Denke nunmehr, daß nicht dir Götterzorn ich erwecke,
Jenes Tags, wann Paris dich dort und Föbos Apollon
Tödten, wie tapfer du bist, am hohen skäischen Thore!"
Als er solches geredet, umschloß der endende Tod ihn;
Aber die Seel' aus den Gliedern entflog in die Tiefe des Ais,
Klagend ihr Jammergeschick, getrennt von Jugend und Mannkraft.
Auch dem Gestorbenen noch rief jezt der edle Achilles:
„Stirb! mein eigenes Loos, das empfah' ich, wann es auch immer
Zeus zu vollenden beschließt, und die andern unsterblichen Götter!"
Also sprach er, und zog die eherne Lanz' aus dem Leichnam;
Diese legt er beiseit, uud die blutige Wehr von den Schultern
Nahm er zum Raub. Da umliefen ihn andere Männer Achaias,
Welche sehr anstaunten den Wuchs und die herrliche Bildung
Hektors; und nicht naht' ihm ein Einziger ohne Verwund'rung.
Also redete mancher, gewandt zum anderen Nachbar:
„Wunder doch! viel sanfter fürwahr ist nun zu betasten
Hektor, als da die Schiff' in lodernder Gluth er verbrannte!"
Also redete mancher, der ihn zu verwunden herantrat.
Aber nachdem ihn entwaffnet der muthige Renner Achilles,
Stand er in Argos Volk, und sprach die geflügelten Worte:
„Jezo wohlan, im Gesang des Päeon, Männer Achaias,
Kehren wir, Hektor führend, hinab zu den räumigen Schiffen!
Groß ist der Ruhm des Triumphs, uns sank der göttliche Hektor,
Welchem die Troer der Stadt, wie der Ewigen einem, gelobten!"
Sprach's, und an Hektor, dem Held unwürdige Thaten verübt' er.
Beiden Füßen nunmehr durchbohrt' er hinten die Sehnen,
Zwischen Knöchel und Fers', und durchzog sie mit Riemen von Stierhaut,

Band am Sessel sie fest, und ließ nachschleppen den Scheitel;
Selbst dann trat er hinein, und erhob die prangende Rüstung;
Treibend schwang er die Geißel und rasch hinflogen die Rosse.
Staubgewölk umwallte den Schleppenden; rings auch zerrüttet
Rollte das finstere Haar, da ganz sein Haupt in dem Staube
Lag, so lieblich zuvor! allein nun hatt' es den Feinden
Zeus zu entstellen verliehn im eigenen Vatergefilde."

§. 15.
Die Wettspiele zur Ehre des Patroklus.

In seinem Lagerquartiere angelangt, umfuhr Achilles an der Spitze der Myrmidonen dreimal den Leichnam des Patroklus wehklagte und strekte den nakten Leib Hektors, mit dem Angesicht zur Erde neben dem Lager des Freundes. Darauf ward das Todtenmal abgehalten; und das Blut der geschlachteten Thiere in Schalen um den Leichnam des Patroklus ausgegoßen. Achilles gelobte, sich nicht zu waschen und das Haar zu kämmen, ehe er den Körper seines Freundes verbrannt und demselben den Gedächtnißhügel aufgethürmt. Agamemnon ließ am nächsten Morgen Holz aus dem nahen Walde bringen und den Scheiterhaufen bauen. Achilles berief seine Myrmidonen, im Kriegsschmucke zu Fuß und im Wagen als Leidtragende den Leichenzug zu halten. Es schloßen sich zahllose Kriegsvölker dem Zuge an, in dessen Mitte der Leichnam des Patroklus mit abgeschnittenen Haarloken bedeckt, von seinen Freunden bis zu der Stelle getragen wurde, wo Achilles den Scheiterhaufen zu errichten befahl. Dieser schnitt dort gleichfalls sein Haar als Liebesgabe für den todten Freund ab. Das Todtengerüste wurde 100 Fuß ins Gevierte gebaut, auf die Höhe desselben der Leichnam des Patroklus gelegt und mit dem Fett zahlreich geschlachteter Schafe und Rinder bedeckt, und deren enthäutete Leiber darauf gehäuft. — Krüge voll Honig und

Oehl wurden darauf gestellt, vier edle Rosse, zwei Haushunde und zwölf gefangene troische Jünglinge, geschlachtet und hinaufgelegt. Sodann ward der Scheiterhaufen angezündet und unter lauter Todtenklage Wein aus goldenen Bechern in die mächtige Flamme geschüttet.

Als der Scheiterhaufen niedergebrannt war, löschte man mit Wein den glühenden Schutt, sammelte in der Mitte der Gluth die Asche des Patroklus, und verschloß sie von Fett umgeben in eine goldene Urne. Endlich schüttete man auf der Brandstätte einen Todtenhügel auf, um den sich das Volk im weiten Ringe setzte, um den Kampfspielen beizuwohnen. Achilles

„Aber brachte zu Preisen des Kampfs dreifüßige Kessel,
Becken, und Ross' und Mäuler und mächtige Stier' aus den Schiffen,
Schöngegürtete Weiber zugleich, und blinkendes Eisen.
Erst dem Lenker des schnellsten Gespanns zum herrlichen Kampfpreis
Stellt' er ein Weib zu nehmen, untadelig, kundig der Arbeit,
Sammt dem gehenkelten Kessel von zweiundzwanzig Maßen:
Dieses dem Ersten zum Preis, dem Anderen stellt' er die Stute,
Ungezähmt, sechsjährig, beschwert vom Füllen des Maulthiers;
Dann dem Dritten bestimmt' er zum Preis ein schimmerndes Becken,
Schön, vier Maß' enthaltend, und rein von der Flamme des Feuers.
D'rauf dem Vierten den Preis von zwei Talenten des Goldes;
Endlich dem Fünften ein Doppelgefäß, unberührt von der Flamme."

Achilles forderte die Danaer zum Wettrennen auf. Fünf Wagenlenker mit berühmten Namen meldeten sich als Preiswerber. Von besonderem historischen Interesse ist die Unterweisung im Wagenlenken, welche der greise Nestor seinem Sohne gab, als dieser die Rennbahn betrat:

„Nur durch Kunst besiegt ein Wagenlenker den andern.
Wer allein dem Gespann und dem rollenden Wagen vertrauet,
Ohne Bedacht in das Weite verliert er sich dorthin und dahin,
Wild auch schweifen die Ross' und unbezähmt in der Rennbahn.
Doch wer den Vortheil kennt, und schlechtere Rosse dahertreibt,

Immer schaut er das Ziel, und beugt kurzum, und vergißt nie,
Welchen Strich er zuerst sie gelenkt mit Seilen von Stierhaut;
Rein fest hält er den Lauf, und merkt auf den Vorderen achtsam.
Deutlich muß ich das Ziel dir verkündigen, daß du nicht fehlest.
Dorrend ragt ein Pfahl, wie die Klafter hoch, aus der Erde,
Kienholz, oder von Eichen, das nicht im Regen vermodert;
Rechtsan lehnen und links sich zween weißschimmernde Steine,
Dort in der Enge des Wegs, wo die ebene Bahn sich herumschwingt:
Sei er ein Denkmal etwa des längst gestorbenen Mannes,
Oder ein Rennziel auch, von vorigen Menschen errichtet;
Den nun stellt zum Zeichen der muthige Renner Achilles.
Diesem dich hart andrängend, beflügele Wagen und Rosse;
Selber zugleich dann beug' in dem schöngeflochtenen Sessel
Sanft zur Linken dich hin; und das rechte Roß des Gespannes
Treib mit Geißel und Ruf, und laß ihm die Zügel ein wenig:
Während dir nah' am Ziele das linke Roß sich herumdreht,
So daß fast die Nabe den Rand zu erreichen dir scheinet
Deines zierlichen Rades. Den Stein nur zu rühren vermeide,
Daß ja nicht du verwundest die Ross', und den Wagen zerschmetterst:
Denn ein Triumph den Andern, und schmähliche Kränkung dir selber
Wäre das! Auf denn, Geliebter, sei vorsichtsvoll und behutsam.
Hast du nur erst am Ziele herumgewendet im Vorsprung;
Keiner ist dann, der verfolgend dich einholt, oder vorbeijagt." —

Die Preiswerber fuhren in der Rangordnung auf, wie ihr Loos aus dem von Achilles geschüttelten Helme gezogen worden war.

„Alle zugleich auf die Ross' erhuben sie drohende Geißeln,
Schlugen zugleich mit den Riemen, und schrien anmahnende Worte,
Heftiges Muths; und in Eile durchstürmeten jene das Blachfeld,
Schnell von den Schiffen hinweg; und empor stieg unter den Brüsten
Dick aufwallender Staub, dem Gewölk gleich, oder dem Sturmwind;
Und wild flogen die Mähnen im wehenden Hauche des Windes.
Jezo rollten die Wagen gesenkt an der nährenden Erde,
Jezo stürmten sie hoch, als schwebende. Aber die Lenker
Standen empor in den Sesseln; es klopfete jedem das Herz nun
Sehnsuchtsvoll nach dem Sieg; und jeglicher drohte den Rossen,
Mächtiges Rufs; und sie flogen in stäubendem Lauf durch die Felder.

Doch wie dem Ende des Laufs die hurtigen Rosse sich nahten,
Kehrend zum bläulichen Meer; nun war's, wo jegliches Tugend
Schien; und gestreckt fort schossen die Rennenden; voran Diomedes.
Immer umschwang und geißelte er die Rosse und diese
Hoben sich hoch von der Erde, den Weg in Eile vollendend.
Immer auch flog um den Lenker der Staub, von den Hufen gesprenget;
Während der prangende Wagen, mit Zinn und Golde gezieret,
Schnell dem Sturm des Gespanns nachrasselte; und nur ein wenig
Tauchte von hinten das Gleis der erzbeschlagenen Räder
In den gelockerten Staub: so eiferig flogen die Rosse.
Jezo hielt er im Kreis', und es quoll den dampfenden Rossen
Ringsum Schweiß von den Nacken und vorn von der Brust auf die Erde.
Selber darauf entsprang er dem hellumschimmerten Sessel,
Lehnte dann die Geißel an's Joch. Nicht säumte der tapfre
Sthenelos nun, er ergriff in freudiger Eile den Kampfpreis,
Gab dann hinwegzuführen das Weib den muthigen Freunden;
Sammt dem gehenkelten Kessel, und lösete selber die Rosse." —

Somit hatte Diomedes den ersten Preis des Wettrennens gewonnen.

Es war eine Unregelmäßigkeit dabei vorgefallen. Antilochos, welcher der zweite am Ziele angelangt war, hatte durch eine unredliche List vor Menelaus einen Vorsprung abgewonnen. Dieser hatte nämlich seinen Wagen in einen ausgeschwemmten Hohlweg geführt, um dem Zusammenstoße mit einem anderen Wagen auszuweichen, jener war ihm in diese Enge nachgefahren. Menelaus um von dem wie sinnlos Daherrasenden nicht gefährlich an Wagen und Gespann beschädigt zu werden, mußte ausweichen und dadurch blieb er zurück. — Die Kampfrichter stimmten deßhalb dem Ausspruche des Achilles bei, daß Menelaus, obwohl er der dritte das Ziel erreicht hatte, dennoch den zweiten Preis erhalten sollte. Als Antilochos diesen herauszugeben verweigerte, forderte ihn Menelaus zum Eide auf, indem er sprach:

„Hier vor Ross' und Wagen gestellt nun, und die geschlanke
Geißel in Händen gefaßt, mit welcher vorher du gelenket,

Rühre die Ross', und schwöre zum Erderschüttrer Poseidon,
Daß du nicht vorsäzlich mit List mir den Wagen gehindert."

Antilochos ging in sich, lieferte den Preis aus und versöhnte sich mit Menelaus.

Darnach forderte Achilles zum Faustkampfe auf, und stellte die Preise aus.

„Führend band er im Kreis ein arbeitduldendes Maulthier,
Ungezähmt, sechsjährig, und hart zu bezähmendes Trozes;
Doch dem Besiegeten war ein doppelter Becher beschieden."

Panopeus, ein gewaltiger Faustkämpfer meldete sich als Preiswerber. Auf seine prahlerische Herausforderung stellte sich Euryalos, den sein Freund Diomedes aufmunterte und den Gürtel so wie schöngeschnittene Riemen aus Stierhaut darreichte.

„Als sich beide gegürtet, da traten sie vor in den Kampfkreis.
Gegen einander zugleich mit gewaltigen Armen sich hebend,
Rannten sie an, und es mischten die lastenden Arme sich ringsum;
Furchtbar scholl um die Kiefer der Fäuste Geklatsch, und der Angstschweiß
Floß von den Gliedern herab. Nun hub sich der edle Epeios
Hoch, und schlug auf den Backen des Spähenden, daß er zu stehn nicht
Länger vermocht'; hin sanken sogleich ihm die stattlichen Glieder.
Wie vor dem kräuselnden Nord ein Fisch aus dem Wasser emporspringt
Am meergrasigen Strand, und die dunkele Wog' ihn bedecket:
So sprang jener empor von dem Streich. Doch der edle Epeios
Hub an den Händen ihn auf; und liebende Freund' in Versammlung
Führten ihn weg durch den Kreis, da er kaum nachschleppte die Füße,
Dickes Blut ausspeiend, das Haupt zur Seite gehänget;
Zwischen sich sezten sie dann den Betäubeten, irrendes Geistes;
Andere gingen indeß, und brachten den doppelten Becher."

Nun forderte Achilles zum Ringkampfe auf und stellte als Preise aus:

„Erst dem Sieger den großen und feuerbetretenden Dreifuß,
Welchen an Werth zwölf Rinder bei sich die Danaer schäzten;
Doch dem Besiegten stellt' er ein blühendes Weib in den Kampfkreis,
Klug in mancherlei Kunst, und geschäzt vier Rinder an Werthe."

Ajax und Odysseus meldeten sich als Preisbewerber.

„Als sich beide gegürtet, da traten sie vor in den Kampfkreis,
Faßten sich dann einander, umschmiegt mit gewaltigen Armen
Gleich den begegnenden Sparren, die fest der Zimmerer fügte
Einem erhabenen Hause, die Macht der Winde vermeidend.
Beiden knirscht' auch der Rücken, von stark umspannenden Armen
Angestrengt und gezuckt; und nieder strömte der Schweiß rings:
Aber häufige Striemen entlang an Seiten und Schultern,
Roth von schwellendem Blut, erhuben sich, und mit Begier stets
Rangen sie beide nach Sieg, um den schöngegossenen Dreifuß.
Weder vermocht' Odysseus im Ruck auf den Boden zu schmettern,
Noch auch Ajax vermocht' es, ihn hemmte die Kraft des Odysseus.
Aber nachdem schon murrten die hellumschienten Achaier,
Jezo begann zu jenem der Telamonier Ajax:
„Edler Laertiad', erfindungsreicher Odysseus,
Hebe mich, oder ich dich; und des Uibrigen walte Kronion!"
Also sprach er, und hub; doch der List nicht sparet' Odysseus,
Schlug ihm von hinten die Beugung des Knie's, und löste die Glieder:
Rücklings warf er ihn hin, und es sank von oben Odysseus
Ihm auf die Brust, und die Völker erstaunten rings in Verwundrung.
Jezo hub auch jenen der herrliche Dulder Odysseus,
Und ihn bewegt' er vom Boden ein Weniges, doch er erhub nicht;
Dennoch beugt' er sein Knie, da sanken sie beid' auf den Boden
Dicht an einander hinab, ringsum mit Staube besudelt.
Und zum drittenmal hätten sie beid' aufspringend gerungen;
Wenn nicht Achilles selber vom Siz aufstand, und sie abhielt:
„Nicht mehr strebt mit einander, euch selbst abmattend in Arbeit.
Beiden gebührt ja der Sieg; mit gleichem Preis denn belohnet
Geht nun, daß auch andere der Danaer eifern im Kampfspiel."
Also der Held; da hörten sie aufmerksam, und gehorchten;
Beid' entwischten den Staub, und kleideten sich mit dem Leibrock."

Nun folgte der Wettlauf. Achilles sezte als Preis:

„Einen silbernen Krug voll Kunstwerk; dieser umfaßte
Sechs der Maß', und besiegt' an Schönheit all' auf der Erde.
Den nun stellt' Achilles zum Kampfpreis wegen des Freundes,
Ihm, der am schnellsten im Laufe der hurtigen Schenkel erschiene;

Einen mächtigen Stier dem folgenden, schwer des Fettes;
Drauf des Goldes ein halbes Talent bestimmt' er dem Letzten."

Ajax, Odysseus und Antilochos traten als Preiswerber auf. Sie stellten sich an. Achilles gab das Zeichen und alle drei rannten nach dem aufgesteckten Ziele. Ajax war nahe daran den ersten Preis zu gewinnen, da strauchelte er und fiel in den Koth. Deßhalb kam ihm Odysseus vor und gewann den Mischkrug. Darnach folgte der Schwertkampf.

„Jetzo trug der Peleide die weithinschattende Lanze
Dar in den Kreis, und legte mit Schild und Helme sie nieder.
Aufrecht stand der Peleid', und redete vor den Argeiern:
‚Hierum laßt zween Männer, die tapfersten unseres Heeres,
Beid' in Waffen gehüllt, und schneidendes Erz in den Händen,
Angestrengt mit einander vor Argos Volk sich versuchen.
Wer nun den blühenden Leib des Anderen eher verletzet,
Inneres Fleisch durch die Waffen und dunkeles Blut ihm berührend:
Dem gewähr' ich zum Lohn dieß Schwert voll silberner Buckeln,
Schön, von thrakischer Kunst, das ich raubte dem Asteropäos.
Aber die Rüstungen hier empfangen sie beide gemeinsam;
Auch mit köstlichem Mahle bewirth' ich sie beid' im Gezelte.'
Jener sprach's; da erhub sich der Telamonier Ajas,
Auch der Tydeid' erhub sich, der starke Held Diomedes.
Als an gesonderten Enden des Volkes sich diese gewappnet;
Traten sie beid' in die Mitte hervor, des Gefechtes begierig,
Mit graß drohendem Blick; und Staunen ergriff die Achaier.
Als sie nunmehr sich genaht, die Eilenden gegen einander;
Dreimal rannten sie an, und dreimal stürmten sie nahe.
Ajas sodann stieß jenem den Schild von geründeter Wölbung;
Doch nicht rührt' er den Leib; ihm wehrt' inwendig der Harnisch.
Aber der Held Diomedes, hinweg am mächtigen Schild' ihm
Zielet' er stets nach dem Hals mit blinkender Schärfe des Speeres.
Laut nun riefen daher, um Ajas besorgt, die Achaier,
Daß sie vom Streit abließen, und gleich sich theilten den Kampfpreis.
Aber Achilles gab das mächtige Schwert dem Tydeiden,
Sammt der Scheid' in die Hand, und dem schöngeschnittenen Riemen."

Nun folgte der Wettwurf mit einer eisernen Kugel.

„Jezo trug der Peleide die rothgeformete Kugel,
Welche vordem oft warf des Eëtion mächtige Stärke;
Aber jenen erschlug der muthige Renner Achilles,
Und er entführt' in Schiffen mit anderer Habe die Kugel.
Aufrecht stand der Peleid', und redete vor den Argeiern:
„Hebt euch, welchen gefällt auch diesen Kampf zu versuchen!
Wenn ihm fern auch reicht das Gebiet fruchttragender Aecker,
Hieran hat er zu fünf umrollender Jahre Vollendung,
Was er gebraucht: denn es darf niemals aus Mangel des Eisens
Weder Hirt noch Pflüger zur Stadt gehn, sondern er beut ihm."
Jener sprach's; da erhub sich der streitbare Held Polypötes,
Auch Leonteus Kraft, des göttergleichen Gebieters,
Ajas auch, der Telamonid', und der edle Epeios.
Alle gereiht nun standen: da faßt' Epeios die Kugel,
Schwang sie im Wirbel, und warf; und es lachten gesammt die Achaier.
Hierauf nahm sie, und warf des Ares Sprößling Leonteus;
Nächst ihm wieder entschwang sie der Telamonier Ajas
Aus der gewaltigen Hand, daß sie wegflog über das Zeichen.
Doch da die Kugel ergriff der streitbare Held Polypötes:
Wie weit ein Rinderhirt den gebogenen Stecken entschwinget,
Welcher, im Wirbel gedreht, hinfliegt durch die weidenden Rinder:
So, ganz über den Kreis, entschwang er sie; und ein Geschrei scholl
Jezo erhuben sich Freunde des göttlichen Manns Polypötes,
Die zu den räumigen Schiffen den Preis hintrugen des Königs."

Darnach kam das Wettschießen mit dem Pfeile. Achilles sezte aus:

„Zehn zweischneidige Aext', und zehn der Beile zum Kampfpreis.
Dann erhub er den Mast des schwarzgeschnäbelten Meerschiffs
Fern am kiesigen Strand; und eine schüchterne Taube
Band er daran mit dem Fuß an dünnem Faden, zum Ziele
Ihrem Geschoß. Wer nun die schüchterne Taube getroffen,
Nehme die doppelten Aexte gesammt, zum Gezelte sie tragend;
Wer jedoch den Faden nur trifft, und den Vogel verfehlet,
Solcher mag, wie besiegt, mit den kleineren Beilen hinweggehn."

Teukros, dem das Loos des ersten Schußes zufiel, durchschnitt den Faden. Die Taube erhob sich in die Luft und ward von Meriones heruntergeschoßen.

Achilles stellte nun einen Speer und ein kostbares Becken als Preis für die Spießwerfer aus. Da sich aber Agamemnon und Meriones als Preiswerber meldeten und bekannt war, daß dem ersteren im Zieltreffen mit dem Wurfspieße Niemand gleichkam, so zuerkannte ihm Achilles als ersten Preis das Becken und gab die Lanze dem Meriones, ohne daß sich Beide erst versucht hätten.

So endeten die Kampfspiele bei dem Leichenhügel des Patroklus.

Fünftes Kapitel.

Die Olympischen Spiele.

§. 16.
Einleitung.

Wir haben in dem vorigen Kapitel die Wettspiele und Kämpfe bei der Leichenfeier des Patroklus geschildert. Dieselben gehören zur Klasse jener körperlichen Künste, deren Erlernung später einen Theil der Erziehung in Hellas ausmachte und deren Produktion bei Gelegenheit des glänzendsten und heiligsten Nationalfestes der Griechen erfolgte.

Jede Stadt Altgriechenlands hatte Feste, bei welchen sich ihre Einwohner versammelten. Aber vier große Feierlichkeiten brachten alle Völker des griechischen Staatenbundes zusammen, nämlich:

1. Die Olympien, die im Anfange jedes Olimpiadenjahres, welches bekanntlich die Länge von 4 Sonnenjahren hatte, zu Ehren des olympischen Zeus in Olympia.

2. Die Pythien, die zu Ehren des pythischen Apoll in der zwischen Delfi und Cirrha gelegenen Ebene Pytho jedes dritte Olympiadenjahr,

3. Die Nemeen, welche in dem argolischen Dorfe Nemea in einem Cypressenhaine zu Ehren des Zeus, und zum Andenken des Opheltes, der nachher Archemoros hieß, in einer Zwischenzeit von abwechselnd anderthalb und 2½ Jahren, im Winter jedes zweiten und im Sommer jedes vierten olympischen Jahres, und

4. Die Isthmien, welche in dem reichen Fichtenhaine auf dem korinthischen Isthmos zu Ehren des isthmischen Poseidon, zum Andenken des Melikertes, der unter dem Namen Palämon unter die Meer-Götter versezt ward, im Anfange jedes ersten und am Schluße jedes dritten Olympien-Jahres gefeiert wurden. Diese 4 Spiele bildeten zusammen eine Periodos, so daß derjenige, welcher in allen Vieren den Sieg errang, Periodonikes hieß.

Unter den 4 großen Volksspielen galten die olympischen für die höchsten, sie waren auch der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Verehrung.

Die Ehre des olympischen Siegers hatte für die Hellenen fast höheren Werth, als die Ehre des Konsulats, ja als das Gepränge des Triumpfs für die Römer. Pindar warnt einen solchen Sieger, nicht noch Höheres zu erstreben, nicht zu suchen ein Gott zu werden, nachdem sein irdisches Loos göttlich geworden.

§. 17.

Die Gymnasien und die Gymnastik.

Für die olympischen Spiele wurde die Jugend in den Gymnasien der Griechen ausgebildet.

Der Name Gymnasium kommt von Gymos, d. i. nackt, und deutet darauf hin, daß die Körperübungen von den Athleten nakten Leibes vorgenommen wurden.

„Eine schöne Seele soll in einem schönen Körper wohnen!“ war von den Philosophen als Erziehungsgrundsatz ausgesprochen, und die Mittel hiezu die Gymnastik und Musik für das Phisische und Ethische erkannt worden.

Der Gymnastik wird die Diätetik an die Seite gesetzt, welche die Pflege der organischen Lebenskraft durch Ordnung in Speise und Trank, Schlaf, Reinigung, Kleidung, Wohnung, Bedienung, Geschlechtslust in sich begriff, und Jatrik hieß, so fern sie sich mit der Hebung vorhandener körperlicher Uibel befaßte.

Gymnastik im engeren Sinne war die Entwiklung der Muskel und Spannkraft durch Uibung der Glieder.

In keinem hellenischen Staate wurde die Gymnastik außer Acht gelassen. In den bedeutenderen Republiken, namentlich zu Athen wurden eigene Gebäude, Gymnasien, hiefür von Staatswegen aufgeführt, von denen sich die Palästra als minder umfangreich und zu den Vorbereitungen der schwereren Uibungen der Bewerber um die olympischen Preise bestimmt, unterschied, welche theils in den Gymnasien enthalten, theils von Privatpersonen angelegt war.

Die Gymnasien wurden übrigens nicht bloß zu gymnastischen Uibungen der Jugend, sondern auch von den Rhetoren und Sophisten zu Lehrvorträgen benüzt.

Von den einzelnen Theilen der Gymnastik war die Agonistik oder Athletik mit ihrem Faustkampfe und Pankration minder geachtet, als der Lauf, das Ringen 2c. Jene fanden in Sparta gar keinen Eingang und später erklärten sich auch die Philosophen dagegen.

Die Reitkunst lag außerhalb der Grenzen des Unterrichts und der Uibung in den Gymnasien. Sie gehörte in Thessalien, Bäotien, Athen ꝛc. zu den Waffenübungen oder zu den Liebhabereien Einzelner.

In Sparta und Kreta wurde die Gymnastik früher betrieben. Der Waffentanz Pyrrhichia gehört den Kretensern ursprünglich an; die Sitte nakt zu ringen dagegen den Spartanern.

In Sparta wurden beide Geschlechter von frühester Kindheit an zur Gymnastik angehalten. Fünfjährige Kinder übten bereits Waffentänze. Vom 7. Jahre an, mit welchem die öffentliche Erziehung auf Staatskosten begann, wurde Gymnastik, wozu der Platz Dromos in späterer Zeit mit zwei Gymnasien versehen, und der Baumgarten Plantanistas diente, eine der Hauptaufgaben des bürgerlichen Lebens. Die Spartaner führten ihre gymnastischen Uibungen nakt, und mit Oehl gesalbt aus. Hauptübungen waren: Ringen, Laufen, Diskus- oder Wurfspießwerfen und Faustkämpfe, jedoch nur mit der bloßen Faust. Auch die dem Mannesalter entgegenreifenden Jünglinge, Epheben, welche vorzugsweise das Ballspiel übten, kämpften ohne andere Waffen, als welche ihnen die Natur gab bei dem Garten Plantanistas. Bekanntlich wurden nach der gymnastischen Klassifizirung aus den Epheben 300 sogenannte Hipeis zur nächsten Umgebung der Könige im Felde ausgewählt. Nach demselben Maßstabe der Schätzung vorzüglicher Eigenschaften, bildeten auch olympische Sieger die nächste Umgebung der Könige.

Die Uibungen der Jungfrauen im Tanzen, Laufen und Ringen, bei welchen sie halb nakt erschienen, indem sie den einfachen Rock auf den Hüften loshakten, hörten überall, mit Ausnahme Kyrenes mit der Verehelichung auf. In Chios rangen nakte Jünglinge mit halbnakten Jungfrauen.

In Athen, wo der Knabe unter Aufsicht eines Haussklaven, Pädagogos, aufwuchs und die Gymnasien und Didaskalien besuchte, kamen zu den gewöhnlichen gymnastischen Uibungen noch das Schwimmen und die kalten Bäder. Es galt für eine gleich große Schande, nicht schwimmen zu können und nicht die Buchstabenschrift zu verstehen. Bei mehren Staats- und religiösen Festen stellten die Gymnasien eine Zahl Epheben, welche sich im Fakellaufe produzirten.

Die bedeutendsten Gymnasien waren: die Akademie, sechs Stadien von Athen, so genannt von ihrem Erbauer Akademos. Das Lykeion von Perikles erbaut, von Lykurg verschönert und zu gymnastischen und Waffenübungen verwendet; der Kynosarges, dem Herkules geweiht, ein Uibungsplatz für die nicht vollbürtige Jugend; das Stadion von Lykurg erbaut.

Die Aufsicht über die Gymnasien hatten Arnopagos und je zehn Sophronisten. Zu den Vorständen gehörte auch ein Kosmetes. Die Uibungen wurden von den Pädotriben, oder Gymnasten besorgt. Die Aleiptä, welche die Salbung besorgten, waren zugleich Chirurgen und häufig die Lehrer der Athleten.

§. 18.

Bestandtheile der Gymnastik.

Als älteste Kraftübung der Gymnastik, welch Letztere wohl zu unterscheiden ist von der Athletik, ist der Lauf anzusehen, davon die Gymnasien in Sparta und Kreta Dromoi genannt wurden. Anwendungen desselben waren der Fakellauf beim kriegerischen Marschieren rc. — Der Sprung wurde in die Weite und Höhe geübt. Auch kam dabei das Anfersen, oder die Berührung des Fersen mit dem Steiße

vor. Bei dem Sprunge in die Weite dienten Metallgewichte in den Händen zur Erhaltung des Gleichgewichtes.

Als Uibungen in der Gliederbewegung wurden betrieben das Seilklettern, die Kampfgeberdung, ohne einen Gegner vor sich zu haben, das Ballspiel, das Sakwerfen, wobei es galt dem Gegner einen Hängesak über den Kopf zu werfen, das Graben mit der Schaufel ꝛc.

Der Wurf des Diskos kommt schon in der heroischen Zeit vor.

Die Wurfscheibe, Diskos, war rund oder oval und wurde entweder, da sie sich nach der Mitte hin verflachte, bloß am Rande gefaßt, oder war durchlöchert und mit einem Riemen, den der Werfende faßte, versehen.

Auch das Speerwerfen war eine uralte gymnastische Uibung, die in Athen von Knaben mit leichten Wurfspießen betrieben wurde. —

Steinwerfen, Steinschleudern und Bogenschießen gehörten mehr zu den eigentlichen Waffenübungen.

Das Vorspiel zum Ringen, oder Palä, bildete das Paken mit den Händen. Da die Haut mit Oehl eingerieben war, hoben die Ringer Sand auf, um einen festen Griff zu bekommen. — Es gab zwei Arten von Ringen oder Palä, nämlich Ordepalä, wobei man sich auf das Faßen und Heben des Gegners beschränkte und Anaklinopalä, wobei der Gegner zu Boden geworfen werden mußte. Bei dem Letztern gehörte zu den Listen, dem Gegner ein Bein zu schlagen. Lauf, Sprung, Wurf des Diskos und des Speeres, dann das Ringen bildeten zusammen das Pentathlon, welches immerfort in hohen Ehren blieb.

Dagegen ward der Faustkampf, anfangs mit Riemen, von den spartanischen Knaben mit aller Kraft, jedoch kunstlos geübt und später mit dem furchtbaren Rüstzeuge, dem

eisenbuckligen Myrmekes betrieben, nicht zur bildenden Gymnastik, noch zu den vorzüglich geehrten Leistungen in den Kampfspielen. Eben so wenig ward dazu gerechnet das Pankration, die Verbindung des Faustkampfes mit dem Ringen. Die Hyplomachia gehörte in die Klasse der eigentlichen kriegerischen Uibungen; überhaupt laßt sich das Kunstfechten zur Schau und das Gladiatoren-Spiel nicht als hellenisch nachweisen.

Reitkunst und Wagenlenken bei den heiligen Spielen war kein Gegenstand der Gymnasien. Dagegen gehörte das Schwimmen in das Bereich ihres Unterrichtes.

§. 19.

Die Athleten.

Das Wort Athlete kommt vom griechischen Zeitworte Athlein d. i. kämpfen oder schlagen. Athleten nannte man ursprünglich in Griechenland jene Personen, die sich bei öffentlichen Spielen auf den Kolben oder die Faust schlugen. — Später wurde das Wort allgemeiner und man nannte einen jeden Athlet, der bei den öffentlichen Spielen um den Preis mitstritt. Da diese Spiele nämlich das Laufen, Springen, Wurfscheibe, der Wurfspieß und das Ringen bei den Griechen Pentathlon und später bei den Lateinern Quinquertium hießen, so nannte man auch die Athleten, welche die fünffache Uibung betrieben Pentathleten oder Quinquerciones. — Athletik heißt die Kunst des Athleten. Sie heißt auch Agonistik von Agon; dem Wettkampfe der Athleten bei dem olympischen Spiele.

Anfänglich waren die athletischen Uibungen bestimmt, um die Jugend zur Arbeit, zur Tapferkeit und zu den Strapazen des Krieges zu gewöhnen und abzuhärten. Nach und nach verwandelten sie sich in Schauspiele und endlich wurden die Wettkämpfer auf Kosten des Staates erhalten,

um sie bei feierlichen Gelegenheiten auftreten zu lassen. In der Regel beobachteten die Athleten eine strenge Lebensweise genoßen nicht alle Speisen ohne Unterschied, sondern bequemten sich nach der Vorschrift ihres Meisters, sowie in anderen Dingen, auch in der Wahl der Speisen und Getränke und in der ganzen Lebensordnung auf das Genaueste. Sie enthielten sich des Beischlafes und gruben gewöhnlich einen Monat vor dem öffentlichen Wettkampfe mit dem Grabscheite Erde, um ihre Glieder desto fester und geschmeidiger zu machen.

Nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller nährten sie sich anfänglich nur von Pflanzenspeisen, namentlich von Weizengerüchten. Später genoßen sie Fleischspeisen, namentlich Ochsen und Schweinefleisch und brachten es im Essen zu einer solchen Virtuosität, daß Plautus unter dem Ausdrucke athletisch leben, einen Vielfraß versteht.

§. 20.

Die Paläſtra und die andern Bauabtheilungen im Gymnasium.

Die Uibungen des Fünfkampfs wurden bei den Griechen in der Paläſtra abgehalten. Diese bildete entweder einen Theil der Gymnasien, oder war ein eigenes Gebäude mit allerhand Schildereien, Bildnissen der Fechter, wie auch einer Statue des Herkules, als des Schuzgottes der Athleten, so wie auch mit Pappelzweigen, welche dem Herkules geheiligt waren, verziert.

Bei den Uibungen der Athleten bestreute man den Boden mit feinem Sand, damit die Kämpfer, wenn sie auf einander losgingen, nicht ausglitten. —

Ein besonderes Gemach war überdies mit tieferem Sande am Boden bedekt und diente für Hauptübungen der Ringer. Eine besondere Abtheilung in den Gymnasien, wo die

Wettkämpfer sich vor den Uibungen verabredeten, hieß das Ephebeum; wo sie sich entkleideten Koribeion, wo die, welche ringen wollten oder gebadet hatten, gesalbt wurden Elaiothesion; wo der Staub oder Sand lag, mit welchem diejenigen, welche sich mit dem Oehl hatten bestreichen lassen, bestreut wurden, Konisterion.

Nebst diesen Abtheilungen enthielt das Gymnasium noch das Sphäristikum, wo der Ball geschlagen ward. Die großen Säulengänge oder Gallerien waren voll Exedren oder Seitengebäude, die mit Sizen versehen und zum Studieren, so wie zum Vortrage eingerichtet. Dieser ganze Raum hieß Stoa. Der Raum zwischen den Säulengängen und den Umfangsmauern, der leer gelassen wurde, damit das Licht hineinfallen konnte und die Area des Peristilium, welches ein großer, vierecktiger, auch bisweilen länglichviereckiger Plaz in der Mitte des Gymnasiums war, diente zu Spaziergängen und solchen Uibungen, die in der Palästra oder im tiefen Sande oder an irgend einem Orte des Gymnasiums nicht vorgenommen wurden. Dergleichen waren z. B. das Springen und Werfen der Scheibe. Xisti waren bedekte Pläze und wurden zu Uibungen der Wettkämpfer gebraucht, wenn ihnen das Wetter nicht erlaubte im Freien zu kämpfen.

Die Bäder enthielten Wasser, das in verschiedenen Graden warm oder kalt war. Man erfrischte sich in denselben namentlich, wenn man von den Kampfübungen müde war.

Das Stadium war ein großer Halbzirkel, in welchem allerlei Uibungen vorgenommen wurden. Zu mehrer Bequemlichkeit der Zuschauer, die in großer Menge dahin strömten, war es mit übereinander in die Höhe laufenden Stufen gebaut, so daß die oberen Reihen des Publikums über die Köpfe der tiefer sizenden hinwegsehen konnten.

§. 21.

Die Gesezartikeln der Athleten.

Die Athleten, welche bei den öffentlichen Spielen um den Preis werben wollten, mußten zehn Monate nach den Gesezen der Athletik in den Gymnasien leben.

Die Geseze enthielten folgende Artikel:

1. Alles zu unterlassen, was die Keuschheit verlezen und die guten Sitten beleidigen könnte, zumal bei den meisten Uibungen der Körper ganz entblößt war.

2. Weder Wein zu trinken, noch der Wollust zu fröhnen, um den Körper nicht zu erhizen oder zu entkräften.

3. Nicht durch gesezwidrige oder boshafte Kunstgriffe und Listen sich den Sieg zu verschaffen. So durfte kein Wettläufer dem anderen ein Bein stellen, ihn mit der Hand zurückstoßen ꝛc. Kein Ringer durfte den anderen vorsäzlich tödten. Dadurch unterschieden sich diese Kämpfe von den blutigen Fechterspielen der Römer. Büßte Einer das Leben ein, so war sein Uiberwinder des Siegspreises verlustig.

4. Kein Pankratist durfte den anderen beim Ringen beißen, in die Augen schlagen, ihn in die Seite stoßen oder bei der Gurgel paken, so daß derselbe Gefahr lief erdrosselt zu werden.

5. Kein Athlet, wenn er in feierlichen Spielen um den Preis kämpfen wollte, durfte von unfreien Eltern geboren, durch üble Sitten berüchtigt oder gar durch Schandthaten gebrandmarkt sein.

6. Wer sich nicht zur gesezlichen Zeit bei den öffentlichen Spielen einfand, der verlor die Erlaubniß um den Preis zu kämpfen.

7. Wer sich aus Zaghaftigkeit oder einer anderen Ursache weigerte mit dem ihm bestimmten Gegner zu kämpfen, oder

wer vor der Entscheidung des Kampfes seinem Gegner zu entrinnen suchte, ward für überwunden erklärt.

8. Keiner durfte den Gegner bestechen und sich so den Sieg erkaufen.

Auf die Uibertretung dieser Geseze waren Strafen festgesetzt. Die Schwerste derselben war die Ausschließung vom Preiswerben oder von der Preisertheilung. Leibesstrafen namentlich Ruthenstreiche erhielten die Athleten, welche, ehe das Signal zum Laufen oder Springen gegeben wurde, ins Stadium vorsprangen oder ihren Gegner angriffen, welche sich beim Pankration zu schonen suchten und nachlässig kämpften. Man strafte auch diejenigen Athleten am Leibe, welche sich unterstanden auf den Kampfplatz zu treten, wenn sie davon ausgeschlossen worden waren.

Die Vollstrecker der Leibesstrafen hießen Rabduchen oder Mastigaphoren. Wir lesen im Thuzydides, Lichas aus Sparta habe von den Rabduchen Schläge erhalten, weil er es wagte auf den Kampfplatz zu treten, da doch damals die Spartaner im Banne d. i. von den olympischen Spielen ausgeschlossen waren, so daß sie weder opfern noch mitkämpfen durften.

Uiberdies wurden auch Geldstrafen verhängt, namentlich über jene, welche den Gegner zu bestechen versucht hatten. Von den gesammelten Geldstrafen wurden den Göttern Standbilder errichtet.

§. 22.
Besondere Gebräuche der Athleten.

Die Uibungen der Athleten wurden meist mit naktem und entblößtem Körper angestellt. Nur beim Werfen des Diskus und Wurfspießes und beim Wagenrennen waren die Kämpfer mit einem kurzen und leichten Gewande bekleidet.

Hingegen beim Ringen, Faustkampf und beim Laufen waren die Athleten nakt, weil ihnen die Kleidung hinderlich und bei der Wärme des Klimas auch lästig gewesen wäre. In der homerischen Zeit hatten die Athleten einen Schurz um die Lenden. Mit der Zeit kam auch dieser ab.

Die Naktheit der Athleten war eine der Ursachen, weßhalb sie sich salbten, rieben und badeten. Das Salben geschah namentlich bei den Ringern und Pankratisten, um die Glieder geschmeidiger zu machen und den Ton der Nerven zu stärken, wie Lucian de Gymnasiis cap. 24 bemerkt; wie auch um den Körper zu reinigen, besonders aber, um ihm eine Glätte zu geben, damit die Hände des ihn umfassenden Ringers abgleiten möchten. Es gereichte eben sowohl zum Lobe der Athleten, als zum Vergnügen der Zuschauer, wenn die Kämpfer sich bald umfaßten, mit gleichsam verschlungenen Händen und Füßen fortdrängten, niederwarfen, auf der Erde wälzten, dann wieder durch künstliche Wendungen sich loswickelten, aufsprangen und so entschlüpften, wie ein glatter Aal der Hand entschlüpft. Eben in dieser Absicht ward der nakte Körper der Athleten bald mit Oehl, bald mit einer Salbe, die aus Oehl, Wachs und Staub bestand, bestrichen. Diese Salbe hieß Ceroma und wurde nach Plinius, nach geendeter Uibung, mit dem Schweiße des Kämpfers vermischt, abgerieben, sorgfältig gesammelt und als Heilmittel für Gliederschmerzen und Drüsenverhärtungen verkauft.

Die Athleten salbten sich unter einander entweder selbst oder es wurden dazu besondere Leute verwendet, welche Aliptä auch Jatraliptä hießen. Mit dem Salben war auch das Reiben und Frottiren verbunden, welches ebenfalls oft von den Alipten verrichtet wurde.

Die Athleten, wenn sie frottirt wurden, pflegten den Athen an sich zu halten, alle ihre Muskeln anzustrengen und

sich gleichsam der Hand dessen, der sie rieb zu widersezen, damit das über den Leib gestrichene Oehl, desto mehr in die Haut eindringen möchte.

Nach beendigten Uibungen wurden die Athleten ebenfalls frottirt, um die, durch heftige Anstrengung ermatteten Glieder zu stärken, oder doch die Erschöpfung unschädlich zu machen. Aus gleichen Ursachen badeten die Athleten nach beendigter Uibung und reinigten ihren Körper vom Schweiß, Oehl, Sand und Staub, womit er bedeckt war. Denn auch mit Sand und Staub pflegten die Athleten, wenn sie mit Oehl gesalbt waren sich zu bedeken, oder bedeken zu lassen, indem sie sich dazu im Konisterium entweder am Fußboden wälzten oder von Anderen einstreuen ließen.

Dieser dem ersten Anscheine nach lächerliche Gebrauch diente vornehmlich dazu, daß die Ringer sich fester halten und wenn sie sich umfaßt hatten, desto schwerer loswinden konnten. Dann hatte er die Wirkung, daß der während dem Kampfe erpreßte Schweiß nicht zu stark hervordrang, daß also die Kräfte nicht zu bald erschöpft wurden, daß Luft und Wind nicht in die eröffneten Schweißlöcher eindringen und der Gesundheit schaden konnten und endlich, daß nach geendeter Uibung die Haut desto besser gereinigt und der Körper sauber gehalten werden konnte.

Aus gewissen Stellen älterer Schriftsteller scheint hervorzugehen, daß der eingeriebene Staub gelb gewesen.

Auch war es eine besondere Sitte bei den Athleten, auf schlüpfrigem Boden zu kämpfen, denn auf diese Art fielen sie, wenn sie von ihren Gegnern überwältigt wurden, nicht sehr hart und ohne sonderliche Gefahr. Außerdem ward, indem sie auf einem solchen Boden kämpften und sich herunterwälzten der Körper um so viel schlüpfriger.

Die Athleten hatten besondere Vorübungen in den Gymnasien, wobei sie in Allem unterrichtet wurden, was sie ken-

4*

nen mußten, um sich in den feierlichen Spielen mit Ruhm zu zeigen. Eine dieser Vorübungen, Progymnasmata genannt, wurde unter der Aufsicht besonderer Vorstände und in Gegenwart eines zahlreich herbeigeströmten Publikums in den Gymnasien öffentlich betrieben.

Am Schluße der zehnmonatlichen Uibungszeit mußte jeder Athlet, ehe er zu den mit den feierlichen Spielen verbundenen Kampfübungen zugelassen wurde, eidlich versichern, daß er die vorgeschriebene Vorbereitungszeit gesezmäßig angewendet habe.

Das war aber noch nicht genug. Er mußte vor dem Beginne der olympischen Spiele noch besonders in der Versammlung der Athleten zu Elis erscheinen, an den gemeinschaftlichen Uibungen derselben durch 30 Tage theilnehmen, um sich wo möglich noch mehr zu vervollkommen, noch mehr Hitze, Durst, Staub und andere Beschwerden ertragen zu lernen, die desto größer waren, je öfter von den Athleten bei den feierlichen Spielen einzelne Uibungen wiederhohlt, ja bisweilen den ganzen Tag fortgesezt wurden.

§. 23.
Olimpia.

Die olympischen Spiele leiten ihren Namen her von der Stadt Olympia und diese von dem Götterberge Olymp in Thessalien, dessen Gipfel eine Höhe von mehr als 6000 Fuß erreichen und ziemlich 9 Monate lang alljährlich mit Schnee bedekt sind.

Der am höchsten hervorragende Berg der ganzen Gebirgsgruppe, welcher sich am Eingange des Tempethales mit grünen, von Alpenblumen geschmückten Matten, in die blaue Aethertiefe taucht, galt als der Sitz der homerischen Götter und Musen.

Olympia hingegen, der Schauplatz der olympischen Spiele war ein malerisch gelegenes Thal in der peloponesischen Landschaft Elis, wenige Stunden vom Meere und gegenüber der Insel Zante.

In diesem großen Nationalheiligthume der Helenen häuften sich auf einem, verhältnißmäßig beschränkten Raume, die kostbarsten Schätze der griechischen Kunst aus allen Stämmen und Zeitaltern, Tempel, Grabmäler, Altäre, Schatzhäuser, Theater, Hyppodrom und Tausende von Götterbildern, Statuen und Weihgeschenken von Marmor und Erz auf. Zur Zeit des älteren Plinius standen hier 3000 Statuen.

Unter dem Schutze des Gottesfriedens, der über der heiligen Stätte ruhte, wurden hier alle wichtigen Staats- und Privaturkunden, Verträge und Inschriften aller Art aufbewahrt. — Der heilige Hain, der die olympischen Spielräume und die dazu gehörigen Heiligthümer umschloß, der sogenannte Altis von Olymp, nahm eine Ebene von 4000 Fuß Länge und 2000 Breite ein. — Im Norden war er theils von felsigen, theils von sanft anschwellenden Hügeln begränzt, aus welchen das Kronion, d. i. ein mit dem Tempel des Kronos geschmückter Hügel, malerisch hervorsprang. — Im Süden bildete die Grenze der wasserreiche, 180 Fuß breite Alpheios, im Westen der munter rieselnde Bergbach Kladeos.

Wir lesen in der Reise des jüngeren Anacharsis durch Griechenland, 3½ Jahrhunderte vor Ch. Geb., über die Stadt Olympia:

„Diese Stadt liegt am rechten Ufer des Alpheus, am Fuße eines Hügels, welcher der Saturnberg heißt. — Die größten Schätze und Bauwerke umschließt der mit einer Mauer umgebene Hain Altis. Darin befindet sich namentlich Jupiters Tempel, in dorischem Baustile aus Marmor aufgeführt,

mit Säulen umgeben, 68 Fuß hoch, 230 Fuß lang und 95 breit. Er hat zwei kunstvoll verzierte Giebeldächer, die an den Hauptseiten hervorspringen. Die Eingangs- und Ausgangspforte sind von Erz mit eingegrabenen Figuren. Zirkelförmig geschnittene Marmorplatten bedeken den Tempel. Auf der Spitze eines jeden Giebel-Daches erhebt sich eine Siegesgöttin von vergoldetem Erz und in jeder Ecke eine große Vase von demselben Metall.

Der Tempel wird durch Säulen in drei Schiffe abgetheilt, man findet hier, sowie in der Vorhalle eine Menge Geschenke, welche die Frömmigkeit und Dankbarkeit dem Gotte geweiht haben.

Das Standbild desselben ist ein Meisterstück der Bildhauerkunst, von Phidias aus Gold und Elfenbein gefertigt. Obgleich sitzend, reicht die Figur bis an die Deke des Tempels. In der rechten Hand hält er eine Siegesgöttin von Gold und Elfenbein, in der Linken einen Zepter, welcher geschmakvoll gearbeitet, mit verschiedenen Metallarbeiten geschmückt ist und an der Spitze einen Adler hat. Die Fußbekleidung ist von Gold, wie auch der Mantel, auf welchem Thiere und Blumen, besonders Lilien eingeschnitten sind.

Der Thron ruht auf 4 Füßen und dazwischen stehenden Säulen. Er glänzet von Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelsteinen. Uiberall zieren ihn Malerei und halberhabene Arbeit. Die Spiele werden bei dem Tempel Juno's gefeiert, welcher gleichfalls im dorischen Stile erbaut und mit Säulen umgeben ist. Die Vorsteher sind 16 Frauen, die aus den 8 Stämmen der Elier gewählt werden und wegen ihrer Tugend, wie wegen ihrer Abkunft in hohen Ehren stehen. Sie unterhalten zwei Musikchöre, um die Lobgesänge zu Ehren der Göttin zu begleiten; sie sticken den reichen Schleier, der an den Festtagen ausgebreitet wird und sie erkennen über

den Preis im Wettlauf unter den elischen Mädchen. Sobald das Zeichen gegeben ist, fliegen diese jungen Streiterinen in die Laufbahn, halb nakend, das Haar auf den Schultern flatternd. Die Siegerin erhält einen Oehlbaumkranz und was noch schmeichelhafter ist, die Erlaubniß, ihr Bildniß im Junotempel aufzustellen.

Als wir aus diesem Tempel traten, durchwanderten wir die Grenze des heiligen Bezirkes. Zwischen den Platanen und den Olivenbäumen, welche diese Gegend beschatten, zeigten sich uns auf allen Seiten Säulen, Siegeszeichen, Triumfwagen und Bildsäulen ohne Zahl, in Erz und in Marmor; Bildsäulen für Götter, andere für Sieger; denn dieser Tempel des Ruhmes steht nur denen offen, welche Ansprüche auf Unsterblichkeit haben.

Mehre dieser Statuen sind an Säulen gelehnt, oder stehen auf Fußgestellen und alle führen Inschriften, welche den Grund ihrer Stiftung angeben. Wir bemerkten hier über 40 Abbildungen Jupiters von verschiedenen Meistern, theils von Völkern, theils von Privatpersonen gestiftet, einige bis 27 Fuß hoch. Die Bildsäulen der Athleten machen eine ungeheuer große Sammlung aus. Sie stehen hier entweder als Weihegeschenke von ihnen selbst, oder von den Städten, wo sie das Tagslicht erblickten oder von den Völkern, um welche sie sich Verdienste erwarben.

Diese Kunstdenkmale, welche seit 4 Jahrhunderten immer vermehrt werden, vergegenwärtigen denjenigen, für welchen sie errichtet sind, der Nachwelt. Alle 4 Jahre so oft nämlich die olympischen Spiele gehalten werden, stehen sie hier zum Anschauen einer zahllosen Menge Zuschauer aus allen Ländern, welche in diese Gegend kommen, um sich mit dem Ruhme der Sieger zu beschäftigen, um die Erzählungen über ihre

Kämpfe anzuhören, und sich mit Entzücken die Männer zu zeigen, auf welche ihr Vaterland stolz ist.

Wir erblickten zwei eherne Wagen, auf denen der König Gelon von Syrakus und sein Nachfolger Hieron standen.

Nahe bei Gelon stand die Bildsäule des Athleten Kleomenes. Dieser hatte das Unglück gehabt seinen Gegner beim Wettkampfe des Ringens zu tödten. Zur Strafe dafür versagten ihm die Richter die Krone und aus Schmerz hierüber verlor er den Verstand.

Dort steht die Säule eines andern Athleten, Timanthes. In seinem Alter übte er sich täglich im Bogenschießen. Eine Reise nöthigte ihn die Uibung auszusezen. Bei seiner Zurückkunft wollte er sie wieder vornehmen, aber er fand, daß seine Kräfte abgenommen hatten. Nun erbaute er sich selbst einen Scheiterhaufen und stürzte sich in die Flammen.

Daneben steht das Bildniß einer Stutte. Sie erhielt von ihrer Schnelligkeit den Beinamen: der Wind. Eines Tages, als sie in der Rennbahn lief, fiel ihr Reiter Philotas herunter. Sie sezte ihren Lauf fort, kam um das Ziel herum und stellte sich ihren Richtern vor, welche ihrem Herrn die Krone zuerkannten und erlaubten, sich hier nebst der Stutte abbilden zu lassen.

Jener Athlet trug seine Statue auf den Schultern hieher und stellte sie selbst hier auf. Es ist der berühmte Milon, in welchem der Halbgott Herkules wieder aufzuleben schien, dem er in der Tracht, wie in den Kraftproben nacheiferte.

Nördlich bei Juno's Tempel, am Fuße des Saturnusberges, läuft bis zur Rennbahn ein Strassendamm, auf welchem mehre griechische und ausländische Nationen Gebäude aufgeführt hatten, die unter dem Namen der „Schazkammer" bekannt sind. Sie enthalten kostbare Weihgeschenke, Bildsäulen, Kunstwerke zc. —

§. 24.

Die Olympiaden, Ursprung der olympischen Spiele.

Von der regelmäßigen Wiederkehr der olympischen Spiele nannten die Griechen einen Zeitabschnitt von 4 Jahren eine Olympiade. Die Zeitrechnung nach Olympiaden erhält aber erst seit 776 v. Ch. G. mit dem 21. oder 22. Juli völlige Sicherheit und schließt mit der 293 Olympiade oder mit dem Jahre 394 nach Ch. Geb., da während der Regierung des Kaisers Theodosius des Großen, die Feier der olympischen Spiele selbst ihr Ende erreichte. Die Gründung und Einrichtung der olympischen Spiele wird auf Herkules zurückgeführt. Später sollen sie mehrmal erneuert und geordnet worden sein, namentlich 884 v. Ch. Geb. von dem eleischen Fürsten Iphitus, in Gemeinschaft mit dem spartanischen Gesetzgeber Lykurgus. Doch wurde erst 776 v. Ch. Geb., als der Eleer Köröbos den Preis im Wettlaufe davon trug, ein ununterbrochenes Verzeichniß der Sieger in diesen Spielen gehalten, welches die Zeitrechnung nach Olympiaden herbeiführte.

§. 25.

Anfang und Dauer der Spiele.

Die olympischen Spiele begannen am 11. Tage des attischen Mondmonates Hekatomböon, welcher der letzten Hälfte unseres Monates Juli und dem Anfange Augusts entspricht. Sie dauerten fünf Tage, nämlich vom 11. bis 16. An dem letztgenannten Tage wurden die Urtheile gesprochen und die Preise vertheilt.

§ 26.

Der Gottesfriede.

Der Gottesfriede war mit sehr vielen griechischen Festen namentlich mit den olympischen Spielen verbunden und hatte

überall die Wirkung, daß die das Fest Besuchenden von keinem der Staaten und Privaten, welche sich zur Gemeinschaft des Festes hielten, während der Feier und einige Zeit vor- und nachher, was oft einen Monat und noch mehr ausmachte, angegriffen, beleidigt oder verlezt werden durften. Auch auf die Dauer der Feste hielten jene Einzelstaaten, die im Kriege begriffen waren, Waffenruhe und der Staat, welcher die Aufsicht über das Fest und die damit verbundenen Spiele hatte, kündigte jedesmal den Gottesfrieden und die Zeit, während welcher er dauern sollte an, also z. B. die Eleer den olympischen Gottesfrieden. Die Ankündigung geschah durch besondere Boten, Fezialen. Nebenbei bemerken wir hier, daß auch später bei den römischen Festen der Gottesfriede verkündigt wurde.

Der olympische Gottesfriede, welcher unter dem Schuze des Gottes Apollon stand, sicherte dem eleischen Lande selbst beständige Unverlezlichkeit. Dasselbe wurde schon in frühen Zeiten dem Zeus heilig erklärt und über denjenigen der Fluch ausgesprochen, der es feindlich angreifen oder wenn es anderseits angegriffen worden, nicht nach Kräften schüżen würde.

Deßhalb mußten bewaffnete Heere, die durch das Land ziehen wollten, ihre Waffen vorher an der Grenze abgeben, um sie an der anderen wieder zu empfangen. Auf diese Weise war Elis geschüzt, ohne durch Mauern vertheidigt zu sein und die Bewohner lebten frei von jeder Kriegesfurcht und Kriegesnoth in tiefem Frieden.

Bis zum peloponischen Kriege ward der olympische Gottesfriede nur ein einziges Mal, durch den Angriff der Argiver auf das Gebiet von Elis unterbrochen. Mit der Betheiligung der Eleier an jenem Kriege hörte jedoch ihre friedliche Neutralität gänzlich auf.

Eine besondere Wirkung des durch die Fezialen angesagten Gottesfriedens war die Beschützung der nach Olympia ziehenden Festtheilnehmer gegen jede Verletzung und allgemeine Waffenruhe auf die Dauer der Festperiode im Peloponnes.

Jeder Störer oder Verletzer des allgemeinen Gottesfriedens verfiel in eine Geldbuße, welche durch das olympische Gesetz bestimmt war und größtentheils in die Tempelkasse des Zeus floß, nachdem sie von den eleischen Richtern verhängt worden war. So lange die Geldbuße nicht erlegt war, blieb der damit Belegte von der Theilnahme an den Festen ausgeschlossen.

Anfangs genoßen die Eleier, wegen der Leitung der olympischen Spiele das Vorrecht der Asylie, später unter Roms Herrschaft jenes der Steuerfreiheit.

§. 27.

Berechtigung zur Theilnahme an den Festen.

Zur Theilnahme an den olympischen Spielen waren alle Helenen berechtigt. Ausgeschlossen waren diejenigen, welche entweder selbst einen Frevel gegen die Götter, namentlich gegen den olympischen Zeus begangen hatten, oder einem mit einer solchen Schuld behafteten Staate angehörten, alle mit Blutschuld behafteten, alle die dem olympischen Zeus eine Geldbuße abzutragen hatten und damit im Rückstande waren.

Das weibliche Geschlecht war, was die Opfer, die Prozessionen, die Rezitationen, die Pferde- und Wagenrennen anbelangt, nicht gehindert im Zuschauerraume zu erscheinen. Ja im Pferde-, und Wagenrennen, traten Frauen sogar als Mitbewerberinen um den olympischen Preis auf, wobei Pferde

und Wagen nicht von ihnen selbst, sondern von bestellten männlichen Führern gelenkt wurden.

Verheirathete Frauen durften bei den gymnastischen Kampfspielen, bei welchen die Athleten nackt erschienen, nicht zuschauen. Frauen, welche dabei ertappt wurden, oder an den ihnen ausdrücklich verbotenen Tagen über den Alpheus gingen, traf die Strafe, vom typäischen Felsen in den Abgrund gestürzt zu werden.

Unverheirathete Frauen hatten dagegen die Erlaubniß auch den gymnastischen Kämpfen beizuwohnen.

§. 28.

Opfer, Theoren, Schmausereien, Prozessionen.

Die Feierlichkeiten bei den olympischen Spielen waren doppelter Art. Sie bestanden aus den mit Schmausereien und Prozessionen verbundenen Opfern und aus den eigentlichen Wettkämpfen. Zahllose Opfer wurden zum Beginne, zum Schluße und während der Feier den Göttern dargebracht. Die prachtvollsten und reichlichsten wurden von den Eleiern dargebracht.

Aber auch die übrigen Staaten Griechenlands beschickten das Fest durch heilige Abgeordnete, Theoren, welche im Namen des betreffenden Staates dem olympischen Zeus opferten und an der großen Prozession theilnahmen. Daneben waren sie die offiziellen Zeugen bei den Olympien.

Die Theoren wurden von den Staaten, welche sich durch dieselben repräsentiren ließen, auf das Glanzvollste ausgestattet. Sie trugen reiche, prächtige Gewänder und fuhren auf stattlichen Wagen.

Sie erschienen im vollen Schmucke bei den Prozessionen, die während des Festes abgehalten wurden, und trugen kostbare Opfergeräthe von edlen Metallen, goldene Weihkessel,

Rauchgefäße ꝛc. Den Prozessionen wohnten die eleischen Beamten, die olympischen Kämpfer und andere Privatpersonen bei.

Die Hauptprozession fand am Tage nach dem Wagenrennen statt und ward von eleischen Staatsbeamten angeführt und von eleischen Fußkriegern und Reitern im vollen Waffenschmucke begleitet.

Mit den Opfern waren Schmausereien verbunden. Oft bewirtheten dabei die Sieger einen Theil der Versammlung.

§. 29.
Wettkämpfe.

Die eigentlichen Wettkämpfe waren zweifacher Art: gymnastische und ritterliche. — Uibrigens wurden auch Wettkämpfe der Ausrufer und Trompeter (Salpisten), der musikalische Agon, Rezitationen der Dichter und Philosophen, abgehalten. Ja selbst der Wettkampf der weiblichen Schönheit kommt vor.

§. 30.
Ordnung der gymnastischen Uibungen.

Die Reihenfolge der gymnastischen Uibungen bei den Olympien war: der Wettlauf des Diaulos und jener des Dolichos; das Pentathlon und Ringen der Männer; der Faustkampf der Männer; das Pankration der Männer; der Wettlauf der Knaben im Stadium; das Ringen der Knaben, das Pentathlon der Knaben, der Faustkampf der Knaben; der Wettlauf der Schwerbewaffneten; das Pankration der Knaben.

§. 31.
Der Wettlauf oder das Dromos.

Unter den gymnastischen Wettkämpfen, war der älteste das Wettrennen im Laufe des Stadiums, oder das

Dromos. Dieses eröffnete auch stets den Reigen der olympischen Spiele.

Nach der Länge der Bahn oder des Stadiums zerfiel das Dromos in mehre Klassen.

Das olympische Stadium betrug 569 pariser Fuß, so daß etwa 40¼ Stadien auf eine geografische Meile kommen.

Man nannte nach ihm, jede andere Rennbahn, mochte sie kürzer oder länger sein, im Allgemeinen Stadium; ja das Wettrennen selbst hieß Stadion und die Wettrenner Stadiodromen. Sonst hieß, im engeren Sinne, eine Bahn, welche zwei Stadien betrug Diaulos und die Wettrenner, welche einen eben so langen Weg hin, wie zurück machen mußten, Diaulodromen.

Eine vier Stadien lange Bahn hieß Ippikos und der Ippikodrom mußte die Bahn zweimal hin und zurück machen.

Noch länger war das Dolichos.

Das Stadium hieß auch „gerade Bahn"; alle anderen aber „gewundene Bahnen." —

Eine zweite Verschiedenheit des Dromos ergab sich aus der Beschaffenheit der Wettläufer.

Diese liefen nämlich entweder in voller Waffenrüstung, oder ohne Kleider und Waffen.

Die Lezteren trugen in älteren Zeiten einen Gurt um die Lenden, welcher manchmal bis über die Knie herabreichte. Später liefen sie aber ganz nakt.

§. 32.
Das Pentathlon.

Das Pentathlion oder Pentathlon bei den olympischen Spielen bestand in der Verbindung von fünf Uibungen und zwar: 1. Springen, 2. Werfen des Diskus, wofür drei Disken oder Wurfscheiben bestimmt waren, die man in einer

besonderen Schazkammer zu Olympia aufbewahrte, 3. Werfen des Wurfspießes, 4. der Lauf und zwar in der Regel der Diaulos und 5. das Ringen. Diese Uibungen wurden in der angeführten Ordnung dargestellt; den Kranz erhielt nur jener Athlet, welcher Sieger in allen fünf oder wenigstens in drei Arten war.

Zum Springen wurde die Flöte geblasen.

§. 33.
Das Ringen oder die Palä.

Die Palä im weiteren Sinne begreift drei Uibungen: Ringen, Faustkampf und Pankration, im engeren Sinne nur das Ringen, welches an den Gymnasien in den verdekten Säulengängen, Xisten oder Palästren geübt wurde. Die Ringer machten sich vor dem Wettkampfe die Glieder durch Einreibung von Staub, Lehm, Wachs und Oehl geschmeidig. Diese Einreibung kam bei der Palä und dem Pankration vor. Das Charakteristische des Ringkampfes war das Zusammendrücken und Festhalten. Die nakten Kämpfer suchten sich durch allerlei Kunstgriffe, wozu das Umfangen und das Unterschlagen des Beins gehörte, umzuwerfen. Wer seinen Gegner dreimal zu Boden gebracht hatte, war Sieger. Dies war die Ordä-Palä, wo die Ringer stehend kämpften; sie allein kam bei den olympischen Spielen vor.

Die Halinthesis dagegen, welche darin bestand, daß die Kämpfer, nachdem sie eine Zeit lang stehend gerungen, sich zu Boden warfen und am Boden liegend oder sich wälzend fortrangen, sich den Hals zuschnürten ꝛc. bis Einer ganz erschöpft war und sich durch Zeichen, namentlich das Ausstrecken der Hand, oder eines Fingers für besiegt erklärte, kam bei den öffentlichen Spielen nur bei dem Pankration, nie aber abgesondert vor.

§. 33.

Der Faustkampf.

Der Faustkampf oder die Pygnä wurde von den Athleten nakten Leibes aufgeführt. Sie kämpften anfangs mit der bloßen Faust. Später wurden Hände und Arme, bisweilen bis an die Schulter mit ledernen Riemen umwunden. Diese Riemen dienten anfangs bloß zur Vertheidigung, später gaben sie dadurch, daß man sie mit Blei oder Eisen ausfüllte den Schlägen der Faust mehr Nachdruck.

Man schlug auf Brust, Arme, Rücken, vorzugsweise aber ins Gesicht; fing übrigens nicht gleich mit den Schlägen an, sondern suchte den Gegner zuerst durch Hebung und Senkung der Hände in eine ermüdende Spannung zu versezen. Sieger war, wer seinen Gegner niedergeworfen, oder so verletzt hatte, daß sich derselbe als besiegt erklärte.

§. 34.

Das Pankration.

Das Pankration bestand in der Verbindung des Ringens mit dem Faustkampfe. Man bemühte sich eben so sehr, den Gegner niederzuwerfen, als zu schlagen.

§. 35.

Besondere Klassifizirung der gymnastischen Uibungen.

Die Uibungen des Ringens, des Faustkampfs, des Pentathlons und des Pankrations wurden unter die schweren, die anderen, nämlich Springen, Laufen, Diskuswerfen und Speerwerfen unter die leichteren gerechnet.

§. 36.

Altersstuffen der gymnastischen Wettkämpfer.

In den ältesten Zeiten unterschied man bei den gymnastischen Wettkämpfern nur zwei, später dagegen drei Alters-

stuffen. Die ersteren begriffen Knaben und Erwachsene in sich, die lezteren Knaben, Jünglinge und Männer oder Paides, Epheboi und Neoi.

Bei den ritterlichen Wettkämpfen wurde auf das Alter keine Rücksicht genommen.

§. 38.

Der Hoplitenlauf.

Bezüglich des Laufes der Hopliten oder Schwerbewaffneten ist zu bemerken, daß derselbe Anfangs mit Schild, Helm und Beinschienen, später bloß mit dem Schilde ausgeführt wurde.

Zu diesem Behufe wurden 25 Schilde von Erz im olympischen Tempel aufbewahrt.

§. 39.

Die ritterlichen Wettkämpfe.

Die ritterlichen Wettkämpfe bestanden in den Wettrennen mit 4 oder 2 vor einen Wagen gespannten Pferden oder mit Reitpferden.

Bei dem Wettkampfe mit Reitpferden unterschied man den Wettlauf mit einzelnen und je mit zweien, unter diesen beiden den Wettstreit mit Hengsten und mit Stuten. Dabei war es üblich, daß beim Wettstreite mit Stuten der Reiter jedesmal, wie er sich dem Ziele näherte, herabsprang und das Roß am Zügel führend, neben demselben herlief. Certirte man mit zwei Reitpferden, so ritt man auf dem Einen und sprang bei Annäherung ans Ziel auf das andere.

Bei dem Wagenrennen machte man folgende Unterschiede. War der Wagen mit 4 Pferden bespannt, so galt der Sieg für den höchsten und vorzüglichsten. Ein minderer Grad war der Sieg mit 2 Wagenpferden oder Mauleseln.

Außerdem unterschied man auch, je nachdem die Pferde jung oder vollgewachsen waren. Letztere mußten die Bahn zwölfmal zurücklegen.

Die Kampfrichter wiesen den einzelnen Wagen oder Pferden bei den ritterlichen Kämpfen ihren Platz nach dem Loose an. Auf ein mit der Trompete gegebenes Zeichen flogen sie dann von den Schranken. Beim Umlenken um das Ziel mußten Reiter und Wagenlenker große Vorsicht anwenden, um dasselbe nicht zu berühren, weil sie sonst umwarfen. Wer die Bahn am schnellsten zurückgelegt hatte, galt als Sieger; aber mindere Ehrenpreise wurden denjenigen zu theil, die dem Sieger zunächst kamen.

Der Siegespreis kam nicht dem Reiter oder Wagenlenker, sondern dem Eigenthümer zu. Oft certirte auch ein Bewerber mit fremden Pferden, die ihm dazu vom Eigenthümer überlassen worden waren, im eigenen Namen und genoß dann selbst die Ehre des Sieges. Sonst wurden den Reitern und Wagenlenkern, die im Namen der Eigenthümer siegten, ja selbst den Kampfpferden besondere Auszeichnungen zu theil. Pferden, die dreimal gesiegt hatten, pflegte man nach ihrem Tode ein oft prachtvolles Grabmal zu errichten.

Uibrigens durfte, um die Unbefangenheit der Kampfrichter oder Hellanodiken rein zu erhalten, keiner derselben mit eigenen Pferden am Wettrennen Theil nehmen.

§. 40.
Rezitationen, Kunstausstellungen.

Den Zusammenfluß der Griechen, aus allen von ihnen bewohnten Ländern und Städten bei den Olympien wurde damals, wo die Mittel des Verkehrs sehr beschränkt waren, zur Veröffentlichung und Verbreitung in mannigfaltiger Beziehung, namentlich im Interesse der Staatspolitik, der Kunst

und Wissenschaft benützt. Die einzelnen Staaten errichteten in Olympia Säulen, worauf sie Waffenstillstands-, Friedens- und Freundschaftsverträge verzeichneten und so zur Kenntniß aller bei den Spielen versammelten Griechen, sowie durch diese zur Kenntniß aller Stämme der Nation brachten. Mit der Wiederkehr der Olympien erneuerten sie auch ihre gegenseitigen Eide und machten so die ganze Nation zum Zeugen derselben. Staaten, die aus Dankbarkeit anderen Staaten Kränze und Ehrenbezeugungen ertheilten, ließen dies in Olympia verkündigen.

Alexander der Große ließ daselbst durch jenen Herold, der den Sieg im Wettkampfe der Herolde errungen hatte, das Amnestiedekret für alle aus politischen Gründen Verbannten verkündigen.

In Olympia wurden aus gleichen Gründen epideiktische Darstellungen von Werken der redenden und Schaustellungen von Werken der bildenden Künste veranstaltet.

Für Reden aus dem Stegreif und mannigfaltige Rezitationen war im eleischen Gymnasium das Rathhaus Lalichmion und für ähnliche Darstellungen in Olympia der Opisthodomos des Olympieion bestimmt.

Dort las Herodot aus seinem berühmten Geschichtswerke vor, und der Jüngling Thuzydides horchte begeistert zu. —

Diesen Weg schnell und allgemein berühmt zu werden schlugen nach dem großen Historiker mehre Redner und Philosophen mit Erfolg ein. So erschien Hippias im Opisthodomos, um auf jede beliebige Frage Antwort zu ertheilen und über jedes Thema Stegreifvorträge zu halten. — Hier ermunterte der Redner Gorgias die Helenenstämme zum gemeinschaftlichen kriegerischen Handeln gegenüber den Persern. — Hier trug der Rhapsode Kleomenes die Verse aus dem Empedokles vor. Hier erlitten aber auch die gezahlten Rhapso-

den und Sänger, welche die schlechten Verse des Tyrannen Dyonis des Aelteren vorlasen und sangen, ein rauschendes Fiasko. —

In Olympia stellte der Maler Aetion, der Zeitgenosse Alexanders sein herrliches Gemälde „die Hochzeit Alexanders des Großen und Roxanes" aus.

In den Olympien stellte auch der berühmte Astronom Oenopides seinen 59 jährigen Kalender auf.

§. 41.

Die Hellanodiken oder Kampfrichter.

Die Eleer, welche die Aufsicht über die olympischen Spiele hatten, übertrugen dieselbe einer Zahl von Kampfrichtern oder Hellanodiken, welche durch das Loos gewählt wurden. Die Ernennung erfolgte vor Anfang jedes 4. Olympienjahres. Sodann wohnten die Hellanodiken 10 Monate gemeinschaftlich in einem besonderen Gebäude, Hellanodikaion genannt, am Markte von Elis, wo sie von einem Nomophilakes in Allem unterrichtet wurden, was sie zu wissen nöthig hatten. Des Tags über verweilten sie in der eleischen Stoa. Kurz vor dem Beginne der Spiele legten sie den Amtseid im Rathhause zu Olympia bei der Bildsäule des Zeus ab, wodurch sie sich verpflichteten gerecht und unpartheiisch zu richten, von Niemanden Bestechungen anzunehmen und um ganz unbefangen bleiben zu können, und durch das öffentliche Abstimmen nicht beirrt zu werden, ihr Votum geheim abzugeben.

Unter den Hellanodiken standen die Alyten, oder Büttel, welche die niedere Polizei handhabten und die Urtheile vollstreckten.

§. 42.
Geschäfte der Kampfrichter vor den Spielen. Termin Prüfung, Vorübung.

Es oblag den Kampfrichtern, den Termin bekannt zu geben, bis zu welchem sich die Athleten, bei Strafe der Ausschließung, in Elis einzufinden hatten, wobei jedoch gegen diejenigen Nachsicht geübt wurde, welche sich durch Wind und Wetter oder sonst eine außer dem Bereiche ihres Willens gelegene Ursache verspätet hatten. — Die Angekommenen mußten sich frühzeitig bei den Hellanodiken melden und wurden von diesen geprüft, ob sie hellenischen Ursprungs, freigeboren, durch keine Art übler Nachrede befleckt seien und ob sie die zu den Uibungen erforderliche Kraft und Geschicklichkeit besäßen; ob die Knaben und die jungen Pferde für die richtige Altersklasse angemeldet worden, ob sie nicht anders zu klassifizieren oder ganz abzuweisen seien. Die Hellanodiken nahmen bei den ritterlichen Uibungen die Anmeldungen in Betreff der Namen der Eigenthümer an. Sie legten dem Sieger nochmals besondere Fragen vor, bei deren Beantwortung es manchmal geschah, daß derselbe die Ehre des Sieges einer anderen Person abtrat. Sie führten überhaupt genaue Listen, in welchen jeder Angemeldete mit seinem, seines Vaters und seines Vaterlandes Namen, sowie mit Angabe der Kampfgattung, für die er sich anmeldete, aufgezeichnet war.

Die Hellanodiken hatten dafür zu sorgen, daß die zugelassenen Athleten der gymnastischen Wettkämpfe, sich den zehnmonatlichen Vorübungen im Gymnasium zu Elis unterzogen. Sie erschienen täglich darin, noch vor Sonnenaufgang die Läufer paarend; des Mittags ließen sie das Pentathlon oder die sogenannten schweren Kämpfe veranstalten.

Sie hielten darauf, daß sich die Athleten den nöthigen diätetischen Beschränkungen unterwarfen.

§. 43.

Einleitung der Wettkämpfe durch die Hellanodiken. Eid, Aufruf, Anrede, Aufforderung zum Einwande.

Wenn die Zeit der Feierlichkeit herangekommen war, so ließen die Hellanodiken von den Athleten, ihren anwesenden Vätern, Brüdern, und Lehrmeistern einen feierlichen Eid bei der Statue des Zeus schwören, daß sie sich keinerlei Frevel in Beziehung auf den olympischen Wettkampf erlauben wollten. Die Athleten schworen überdies, daß sie die zehnmonatlichen Uibungen durchgemacht hatten.

Manchmal erfolgte hierauf eine förmliche Einweihung der Athleten unter der Aufsicht der Hellanodiken.

An den Tagen der Wettkämpfe betraten die Hellanodiken und Athleten das olympische Stadium mittelst eines den Zuschauern verborgenen Eingangs. Im Stadium war für jene ein Siz errichtet, dem gegenüber ein Altar von weißem Marmor stand, worauf die Priesterin der Ceres oder Demeter, die einzige Frau, welche die gymnastischen Kämpfe ansehen durfte, Platz nahm.

Die Hellanodiken trugen während der Spiele purpurfärbige Oberkleider, muthmaßlich auch einen Kranz von Lorbeerblättern.

Sobald sie Platz genommen hatten, trat ein Herold mit einem Trompeter mitten ins Stadium und kündigte den Agon oder Wettkampf feierlich an.

Die Hellanodiken bestimmten die Reihenfolge der Kämpfe und ließen demgemäß durch den Herold die verschiedenen Kämpfer aufrufen.

Auf diesen Aufruf stellten sich die Athleten vor die Schranken, darauf wurde an sie bei allen Spielen von den Kampfrichtern oder einem durch diese beauftragten Manne eine ermunternde Anrede gehalten, welche in Olympia folgenderweise lautete: „Wenn Ihr Euch den Mühen unterzogen habt, ganz so, wie es sich für die geziemt, welche Olympia betreten wollen, wenn Ihr nichts Unedles noch Leichtsinniges gethan habt, so kommt muthig vertrauend. Die aber von Euch sich nicht so geübt haben, geht, wohin Ihr wollt!" —

Hiernach wurde jeder Athlet einzeln durch das Stadium geführt und den Zuschauern vorgestellt, wobei der Herold, indem er den Namen des Athleten und seines Vaterlandes ausrief, mit lauter Stimme die Aufforderung an die Versammlung erließ, „ob Einer den Kämpfer anklagen wolle, ob er als Dieb, als Sklave oder wegen schlechter Sitten berüchtiget sei." Trat ein Ankläger auf, so wurde die Sache augenblicklich von den Hellanodiken untersucht und entschieden.

§. 44.
Loosung, Paarung.

Sodann leiteten die Kampfrichter das Paaren der verschiedenen Kämpfer mit einander, was nach dem Loose geschah.

Die Loosung ward nach Lucian bei den gymnastischen Kämpfen, namentlich beim Ringen und Pankration folgenderweise vorgenommen. In eine silberne, dem Zeus heilige Urne wurden kleine Loose von der Größe einer Bohne gelegt und zwar so viele, als sich Kämpfer für eine bestimmte Kampfgattung gemeldet hatten. Je zwei Loose waren mit dem nämlichen Buchstaben des Alfabets bezeichnet. Darauf trat jeder Kämpfer einzeln an das Gefäß und nachdem er ein kurzes Gebet an Zeus gerichtet, zog er ein Loos

heraus, durfte es aber nicht lesen, was der neben ihm stehende Mastigophoros zu verhindern hatte. Sobald nun alle gezogen hatten, so ging ein Beamter, der Alytarch, oder Einer der Hellanodiken herum, sah sich die Loose an und paarte die zusammen, welche gleiche Buchstaben hatten. Waren die Kämpfer in ungerader Zahl, so wurde ein Loos, mit Einem Buchstaben bezeichnet in die Urne gelegt, dem kein anderes entsprach. Wer nun dieses Uiberzählige zog wurde ein Warter oder Ephedros. Er wartete nämlich bis die Anderen gekämpft hatten und kämpfte mit dem übrig bleibenden Sieger. War kein Ephedros da, so wurden die jedesmaligen Sieger so lange mit einander gepaart, bis zuletzt nur Ein Paar kämpfte, wo nur Einer der Hauptsieger blieb.

Was den Lauf anbelangt, so liefen nicht alle Athleten mit Einem Male, sondern in Abtheilungen je zu vieren. Dann liefen die Sieger jeder Abtheilung mit einander. Die Abtheilungen selbst wurden durch das Loos bestimmt.

Beim Pentathlon wurde die Paarung wie beim Laufe und Ringen vorgenommen.

Beim Springen, Werfen des Diskus und des Speeres wurde die Ordnung durch das Loos bestimmt.

§. 45.
Das Signal, die Strafen.

Das Zeichen zum Beginne der Kämpfe ward auf Geheiß der Hellanodiken von den Herolden und Trompetern mit dem sogenannten „Fuße" gegeben, der ein Ruf in Worten und Tönen war z. B. Wettläufer des Stadiums erscheint. —

Bei dem Kampfe sahen die Hellanodiken auf Ordnung und ließen diejenigen, welche sich einen Frevel erlaubt, oder die olympischen Kampfgesetze übertreten hatten, auf der Stelle durch die Alyten mit der Peitsche oder Ruthe züchti-

gen. Sie hatten die ganze Strafgewalt über die Theilnehmer an den Olympien und waren verpflichtet zu verhindern, daß ein Sieg durch Bestechung erschlichen würde. Sie konnten über die Uiberwiesenen Strafgelder verhängen, welche in der Regel in den Tempelschaz abgeführt wurden.

Die Zahlung der Strafe ging im weiteren Sinne nebst dem Verurtheilten, auch den Staat an, dem er angehörte. Wurde die Buße bis zum Beginne der nächsten Olympien nicht erlegt, so ward nicht bloß der betroffene Athlet von denselben ausgeschlossen, sondern auch seine Vaterstadt, welche für den Säumigen zu zahlen verpflichtet war. Gleichwie das Vaterland an der Ehre des Siegers Antheil hatte, so auch an der Strafe des Frevlers.

§. 46.
Siegeserkenntniß, Siegespreis, Säulenschrift, Schmaus, Statuen.

Die Hellanodiken sprachen den Sieg zu oder ab. Ihre Entscheidung wurde nach Stimmenmehrheit gefällt.

Von ihrem Urtheilsspruche gab es eine Berufung an den olympischen Rath und selbst an die eleische Volksversammlung.

Im Allgemeinen waren die Kampfrichter wegen ihrer Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit berühmt, so daß sie selbst die von den Athleten an sie mitgebrachten Empfehlungsbriefe erst nach der Preiserkenntniß gelesen haben sollen. Manchmal mag jedoch etwas Menschliches unterlaufen sein. Mindestens fällt die unverhältnißmäßig große Zahl eleischer Sieger auf. In dieser Beziehung wäre es für die anderen nichteleischen Preiswerber sehr wünschenswerth erschienen, wenn nicht bloß die eleischen Hellanodiken als Kampfrichter, sondern die Eleer überhaupt als Territorialbesitzer und Hüter der Olympien

von der Bewerbung ausgeschloßen gewesen wären. Nach erfolgter Entscheidung über den Preis ließ ein Hellanodike den Sieger an sich herankommen und bekränzte ihn.

War der Sieger abwesend, so ward der Preis seinem olympischen Geschäftsführer überreicht.

Der Siegespreis bestand in einem Kranze aus den Zweigen des wilden Oehlbaums, der im Pantheion im Haine Altis stand. Herkules soll ihn von den Hyperboräern mitgebracht und eigenhändig in Olympia gepflanzt haben. Von diesem Baume schnitt ein Knabe, der noch beide Aeltern am Leben haben mußte, so viel Zweige mit einem goldenen Messer ab, als Kämpfe veranstaltet werden sollten.

Die Kränze lagen in Olympia mitten im Stadium und zwar in älteren Zeiten auf einem mit Kupfer überzogenen Dreifuße, später auf einem Tische mit Gold und Elfenbein.

Nebst dem Kranze erhielt der Sieger in allen heiligen Spielen eine Palmgerte in die rechte Hand.

Sobald der Hellanodike den Sieger bekränzt hatte, ließ er durch den Herold mit lauter Stimme den Namen, des Vaterlandes, oft auch, zumal bei den Knaben, den Namen, der Aeltern des Siegers ausrufen.

Es kommen Fälle vor, wo ein Sieger sein Vaterland verleugnete und statt dessen einen anderen Staat ausrufen ließ. Der geringste Lohn dafür, war das Bürgerrecht des lezteren Staates.

Die Namen der Sieger in den verschiedenen Kampfgattungen, wurden unter Aufsicht der Hellanodiken auf Säulen und in dazu bestimmte Verzeichnisse geschrieben.

Bei dem Schmause, den die Eleer in dem Gasthause, das innerhalb des Prytaneons lag, allen jedesmaligen olympischen Siegern gaben, führten die Hellanodiken den Vorsiz.

Diese hatten auch darauf zu sehen, daß die den Siegern errichteten Statuen nicht die Lebensgröße überschritten. Nur den Siegern, die dreimal oder öfter in Olympia den Preis errungen, wurde im Haine Altis eine lebensgroße, porträtähnliche oder ikonische Statue gesezt. Die übrigen erhielten Statueten.

Die Statuen wurden entweder von den Siegern selbst und auf ihre Kosten, oder von ihren Freunden und Anverwandten oder auch von dem Staate, dem sie angehörten, und auf dessen Kosten, entweder gleich nach dem Siege oder später aufgestellt.

§. 47.

Die Zuschauer.

Bei den olympischen Spielen fanden sich drei Klassen Menschen ein: solche, die durch Kämpfe den Ruhm des Kranzes zu erringen suchten; andere kamen, von Gewinnsucht getrieben zu Kauf und Verkauf; eine dritte, besonders edle Klasse wurde von denen gebildet, die weder Beifall noch Gewinn suchten, sondern bloß des Schauens wegen kamen. Was die letzteren anbelangt, so nahmen dieselben Siz- und Stehpläze im Hippodrom ein, wo das Wagen- und Pferderennen und im Stadion, wo der gymnastische Agon veranstaltet wurde. Für ihre Bequemlichkeit war spärlich gesorgt. In sengender Sommerhize saßen oder standen sie im Freien mit unbedektem Haupte, den Sonnenstrahlen ausgesezt, von Mitternacht bis zum Mittage ausharrend und nicht eher von dannen gehend, als bis über den Sieg die Entscheidung gefällt war. Gedränge und Staub erhöhten noch die Pein der Hize.

Die Pläze der Zuschauer scheinen so abgetheilt gewesen zu sein, daß wenigstens für die bedeutenderen Städte beson-

dere Räume abgesteckt waren, worin die Bürger derselben, die sich zum Agon eingefunden hatten, abgesondert sizen konnten.

Für die polizeiliche Ordnung sorgten die Hellanodiken und die Alyten. Herolde verkündigten Ruhe und Schweigen. Trompeter bliesen hiezu das Signal.

In der That herrschte auch Ruhe und Ordnung bei den Spielen; obgleich die Zuschauer keineswegs theilnamslos, gleich Klözen dasaßen, sondern mit Aug und Ohr an den Wettkämpfen hingen. Oft sprangen sie mit lautem Rufe von ihren Sizen auf, schwangen Hände und Kleider und nahmen für diesen oder jenen Kämpfer Parthei. Hier ruft ein Vater seinem kämpfenden Sohne guten Rath zu, wie er im Faustkampfe seinen Gegner besiegen könne; dort äußert sich die Freude über eine Kraftprobe oder List durch Händeklatschen und Acclamationen; dort endlich gibt sich der Schmerz über das Unglück eines Jünglings, der vom Wagen fiel und von den dahinrasenden Pferden geschleift wird, laut kund.

War der Sieg zuerkannt, und sezte der Hellanodike dem Sieger den Kranz auf, dann fehlte es nicht von Seiten des Publikums an Zeichen des Beifalles oder Mißfallens.

Die Freunde des Siegers eilten herbei, warfen ihm Blätter, Blumenkränze und purpurfarbige, wollene Kopfbinden zu, welch leztere sich mit den Kränzen oder Tämen durchschlangen oder unter dieselben gelegt wurden.

Manche Zuschauer warfen dem Sieger kostbare Geschenke zu, ja in älteren Zeiten geschah es, daß der Sieger herum ging und Gaben von den Zuschauern einsammelte.

Trat der Sieger bekränzt aus dem Stadium, so sprang die Menge von den Sizen auf, ließ ihn nicht die Erde berühren, sondern trug ihn so zu sagen auf den Händen. Einige schwangen die Hände jauchzend; Andere folgten ihm

mit Geschrei. Zwei Söhne welche Sieger waren, trugen einmal ihren anwesenden Vater um das Stadium herum, mitten durch die Festesversammlung, die ihm Blumen zuwarf und ihn seiner Kinder wegen glücklich pries. Ein Zuschauer trat an ihn heran und sagte: „Jezt stirb Alter; den du wirst doch nicht lebend in den Himmel steigen wollen!" —

Wer vermöchte die Empfindungen der Aeltern und Verwandten eines Siegers zu schildern. Man hat Beispiele, daß einen greisen Vater die Freude tödtete.

§. 48.

Die Siegesfeier.

Die Siegesfeier bestand aus einer religiösen und einer heiteren Prozession Pompe und Komos; endlich aus einem Siegesmale.

Am Abende des Siegestags hielt der olympische Sieger, begleitet von seinen anwesenden Verwandten, Freunden und Landsleuten, zur Dankesbezeugung gegen den olympischen Zeus, an dem Altar desselben auf dem kronischen Hügel die Prozession, Pompe oder Komos, wobei ein Aulet oder ein Chitarist musizirte. Wenn es anging, ließ sich der Sieger von einem in Olympia anwesenden lyrischen Dichter ein Siegeslied verfassen, das durch ein Chor aufgeführt wurde, welcher entweder von dem Dichter oder dem Sieger mitgebracht, oder von olympischen Choreuten gebildet wurde. Häufig bediente man sich fertiger Lieder.

Bei Nacht, beim Strahle des Mondes gab der Sieger seinen Freunden ein Festmahl, wobei die Siegeslieder zu seinem Ruhme erklangen.

Eine größere Siegesfeier erfolgte bei und nach dem Einzuge des Siegers in seine Heimath. Dieser und die damit verbundenen Spiele zeigten das Gepränge eines römi-

schen Triumphes. Ein Theil der Stadtmauer wurde beim Einzuge des Siegers niedergerissen, um gleichsam anzudeuten, daß eine Stadt keiner Mauern bedürfe, die solche Männer erzeugte.

Auf einer mit Schimmeln bespannten Quadrige hielt der Sieger, den Oehlkranz am Haupte, in einem purpurfärbigen Talare seinen Einzug. Ihn begleiteten zu Wagen und zu Pferd seine Verwandten und Freunde und eine unabsehbare Volksmenge schloß sich dem Komos oder heiteren Triumpfzuge an, der durch die Hauptstrasse nach dem Haupttempel der Stadt, und hierauf nach dem Hause des Siegers ging, wo das Siegesmahl abgehalten wurde. Sowohl während dem Triumpfzuge, als auch beim Mahle sang ein lyrischer Chor das Siegeslied, welches eigens für diesen besonderen Zweck von einem lyrischen Dichter verfaßt wurde. — Die Siegesfeier wurde übrigens öfters wiederhohlt, und zwar natürlich am ersten bei der Wiederkehr der Olympien, sonst aber auch bei großen einheimischen Festen.

Die lyrischen Dichter verfertigten die Siegesgedichte meist für einen Ehrensold, den der Sieger oder auch seine Freunde bezahlten. Oft verfertigten auch mehre Dichter Lieder auf einen berühmten Sieger und es entstand dann ein lyrischer Wettstreit darüber, wessen Lied beim öffentlichen Triumpfzuge aufgeführt werden sollte.

§. 49.

Belohnungen und Auszeichnungen der Sieger.

Die Ehre des olympischen Siegers hat sich jedoch nicht nur auf das bereits Angegebene beschränkt, sondern er hatte sich noch manch anderer bedeutender Vorzüge zu erfreuen. Es wurde ihm nämlich nicht selten auch in seinem Vater-

lande auf dem Markte eine Statue errichtet, sondern er erhielt auch Prödrie oder das Recht bei den öffentlichen Schauspielen in der vordersten Reihe zu sitzen. Er bezog in Athen aus der Staatskassa lebenslänglich einen Jahresgehalt von 500 Drachmen und lebenslängliche Speisung im Prytaneum.

In Sparta standen die Olympioniken, wie die Sieger der anderen heiligen Spiele, in der Schlacht in der unmittelbaren Nähe des Königs.

Der Kaiser August erweiterte die Privilegien der Athleten. Ein gewöhnliches Privilegium derselben in der Kaiserzeit war die Befreiung von allen städtischen oder Komunallasten. Jeder Sieger wurde von seinem Vaterlande, welches durch ihn zur Ehre und zum Ruhm gelangte, mit Auszeichnungen und Belohnungen überhäuft. —

Plato preist das Glück eines olympischen Siegers für ein göttliches und Lucian sagt, daß jeder Kämpfer gepriesen, der Sieger aber göttergleich gehalten wurde.

§. 50.

Die Olympien vierthalbhundert Jahre vor Ch. Geb.

Dem Reisewerke des jüngeren Anacharsis durch Griechenland entnehmen wir folgende Schilderung der olympischen Spiele, denen er ungefähr 450 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung beigewohnt zu haben erklärt.

„Haufenweise strömten die Völker nach Olympia. Auf dem Meere, zu Lande, aus allen Theilen Griechenlands, aus den entlegensten Ländern eilte man zu den fünftägigen Festen.

Die Eröffnung derselben geschah Abends am 11. Tage des Hekatombäon mit Opfern bei den Altären mehrer Gottheiten, welche theils im Jupiterstempel, theils in der umlie-

genden Gegend stehen. Dieselben waren sämmtlich mit Kränzen und Laubgewinden geschmückt und wurden mit dem Blute der geschlachteten Opferthiere besprengt. Man fing damit beim großen Altare Jupiters an, zu dem sich hauptsächlich die Andacht der Einheimischen und Fremden wendet. Er ruht auf einer großen viereckigen Unterlage, welche man auf steinernen Treppen ersteigt. Dann kommt eine Art Erdwall, wo die Thiere geschlachtet werden. Mitten auf diesem erhebt sich der Altar 22 Fuß hoch.

Zu seinem oberen Theile gelangt man auf Stuffen, welche aus der Asche der Opferthiere, mit dem Wasser des Alpheus geknetet, erbaut sind.

Die Zeremonien dauerten tief bis in die Nacht hinein. Sie geschahen beim Schall der Instrumente, beim hellen Scheine des Mondes, welcher sich seiner Völle näherte, mit einer Ordnung und Pracht, welche zugleich Ehrfurcht und Erstaunen bewirkten. Um Mitternacht waren sie beendigt. Und nun eilten die meisten Zuschauer, mit einem Eifer, welcher das ganze Fest hindurch anhält, zu der Rennbahn hin, wo sie Plaz nahmen, um desto besser des Anbliks der mit Anbruch der Morgenröthe beginnenden Spiele genießen zu können.

Die olympische Rennbahn ist in zwei Theile gesondert: das Stadium und den Hippodromus. Das Stadium ist ein Strassendamm, von 600 Fuß Länge und verhältnißmäßiger Breite. Hier geschehen die Wettläufe zu Fuß und die meisten Kämpfe. Der Hippodromus ist zum Wagen- und Pferderennen bestimmt. Eine seiner Seiten läuft auf einen Hügel aus, die andere um ein geringes längere Seite wird durch einen Strassendamm gebildet. Seine Breite beträgt 600 Fuß; die Länge doppelt so viel. Von dem Stadium trennt ihn ein Gebäude, welches „Schranken“ heißt. Dies

ist eine Halle mit einem geräumigen Hof für sich, welcher in Gestalt eines Schiffsschnabels angelegt ist, so daß die Mauern sich immer nähern, aber am schmalsten Punkte doch eine Oeffnung lassen, durch welche mehre Wagen zugleich fahren können. Im Innern dieses Hofes sind in verschiedenen, schnurgrade hinter einander laufenden Reihen, Scheunen für die Wagen und für die Pferde gebauet; sie werden durch das Loos angewiesen, denn einige haben eine vortheilhaftere Lage, als die andern. Das Stadium, sowie den Hippodromus zieren Bildsäulen, Altäre und andere Kunstwerke, an welchen das Verzeichniß und die Ordnung der Wettkämpfe für dieses Fest angeheftet waren.

Diese Ordnung hat sich mehrmals geändert. Die jetzt befolgte allgemeine Regel ist, die Vormittage zu den sogenannten leichten Uibungen zu bestimmen, wie die verschiedenen Arten des Wettrennens sind; die Nachmittage aber zu den Uibungen, welche die wichtigen oder heftigen heißen, als das Ringen, der Faustkampf 2c.

Beim Anbruch des Tages begaben wir uns nach dem Stadium. Schon war es voll von Athleten, welche Vorübungen zu den Wettkämpfen machten und mit einer Menge Zuschauer umringt. Andere noch in größerer Zahl stellten sich durcheinander auf den Hügel, welcher sich amphitheatralisch über die Laufbahn erhebt. In der Ebene flogen Wagen hin und her; das Tönen der Trompeten, das Wiehern der Pferde vermischten sich mit dem Geschrei der Menge. Und als sich unsere Augen von diesem Schauspiele losreißen konnten, als wir mit der stürmenden Bewegung der öffentlichen Volksfreude die Ruhe und das Schweigen der Natur verglichen; welchen Eindruk machten da auf unsere Seelen die Heiterkeit des Himmels, die entzückende Kühle der Luft, der in dieser Gegend majestätische Strom des Alpheus und

diese fruchtbaren Fluren, welche durch die ersten Sonnenstrahlen vergoldet wurden.

Einen Augenblik darauf sahen wir die Athleten ihre Vorübungen einstellen und den Weg nach dem heiligen Bezirke einschlagen.

Wir folgten ihnen dahin und fanden in dem Versammlungszimmer des Senats die acht Vorsteher der Spiele (Hellanodiken) in prächtigen Gewändern mit allen Zeichen ihrer Würde. Hier bei dem Fuße einer Bildsäule Jupiters, auf den blutigen Gliedern der Opferthiere riefen die Athleten die Götter zu Zeugen an, daß sie sich zehn Monate hindurch gesezmäßig zu den Kampfspielen geübt hatten. Sie gelobten keine verbotene List zu gebrauchen und sich den Gesezen der Ehre gemäß zu betragen. Ihre Verwandten und Lehrer legten einen übereinstimmenden Eid ab.

Nach Beendigung dieser Feierlichkeit traten wir in das Stadium. Die Athleten traten in die vor demselben liegenden „Schranken" entkleideten sich bis zur völligen Naktheit legten kleine Halbstiefel an und ließen sich den ganzen Leib mit Oehl einreiben. Unterbeamte zeigten sich überall, theils in der Rennbahn, theils in den gedrängten Reihen der Zuschauer, um Ruhe und Ordnung zu erhalten.

Als die Vorsteher (Hellanodiken) Plaz genommen hatten, rief der Herold; „Wettläufer des Stadiums treten vor!" — Sofort erschien eine große Anzahl, welche sich in einer Reihe, nach der ihnen durch das Loos angewiesenen Ordnung aufstellten. Der Herold nannte ihre Namen und ihr Vaterland. Waren diese Namen schon durch frühere Siege berühmt, so wurden sie mit wiederhohlten Beifallszeichen aufgenommen.

Als der Herold nun wieder ausrief: „Kann irgend Jemand den Athleten vorwerfen, Fesseln getragen, oder ein un-

anständiges Leben geführt zu haben?“ brach eine tiefe Stille ein. Ich fühlte mich von der innern Regung hingerissen, welche hier alle Herzen bewegte, und welche man bei den Schauspielen der anderen Nationen nicht empfindet. Ich sah nicht mehr vor der Laufbahn Menschen aus dem Volke stehen, die sich um einige Oehlblätter streiten wollten; ich sah freie Männer, welchen durch einstimmige Bewilligung von ganz Griechenland, der Ruhm oder die Schande ihres Vaterlandes übertragen war; Männer, welche sich dem Ausschlage der Ehre oder Verachtung aussetzten, und zwar in Gegenwart mehrer Tausend Zeugen, die nun in ihrer Heimath die Namen der Sieger und Besiegten verkündigen würden. Hoffnung und Furcht malten sich in den Gesichtern der Zuschauer und beide Empfindungen wurden um so lebhafter, je näher der Augenblik der Erfüllung für die allgemein gespannte Erwartung kam. Dieser Augenblik erschien endlich. Die Trompete gab das Zeichen. Die Wettläufer verließen die „Schranken“ und waren in einem Nu bei dem Ziele, wo die Vorsteher (Kampfrichter) saßen. Der Herold rief den Namen „Porus von Cyrene“ aus und tausend Zungen wiederholten ihn. Die Ehre, die ihm durch diesen Sieg ward, ist die erste und glänzendste, weil der Wettlauf des einfachen Stadiums die älteste Art der Wettkämpfe bildet.

Später sahen wir den Wettlauf von Kindern vollführen, die kaum ihr zwölftes Jahr erreicht hatten; endlich von Männern, die mit einem Helme, einem Schilde und einer Art von Beinharnisch liefen.

In den folgenden Tagen wurden andere Kämpfer aufgerufen, um das doppelte Stadium zu durchlaufen, das heißt, wenn sie um die Säule herumgekommen waren zu dem Anfangspunkte ihres Laufes, ohne Rast zurückzukehren.

Auf diese folgten Athleten, welche zwölfmal die Länge des Stadiums durchliefen.

Einige traten in mehren dieser gymnastischen Wettkämpfe auf und erhielten mehr als einmal den Preis. Einige verschwanden aber plözlich und entzogen sich dem Spotte der Zuschauer. Andere, schon auf dem Punkte, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, fielen auf dem schlüpfrigen Boden nieder. Man machte uns auf Einige aufmerksam, deren Fußstapfen sich kaum in den Sand eindrückten. Zwei Krotoner kamen ihren Mitbewerbern weit vor und blieben neben einander. Als aber der Eine plözlich den Anderen niederstieß, um ihm zuvorzukommen, erhob sich ein allgemeines Geschrei der Entrüstung. Er ward der Ehre des Sieges beraubt, weil er ein unerlaubtes Mittel angewendet hatte, um zu diesem zu gelangen.

Die Sieger sollten erst am lezten Tage des Festes gekrönt werden, aber schon jezt erhielten, oder entrissen sie vielmehr am Ende des Laufes den für sie bestimmten Palmzweig. Und dieser Augenblik war für sie der Anfang einer fortlaufenden Reihe von Triumphen. Jeder drängte sich heran, sie zu sehen und zu beglükwünschen. Ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Landsleute hoben sie unter Thränen der freudigsten Rührung auf den Schultern empor, um sie der ganzen Versammlung zu zeigen, welche den Siegern zujauchzte und sie mit Blumen überschüttete.

Am nächsten Tage zeitlich früh, gingen wir nach dem Hippodromus, wo das Wettrennen auf Pferden oder mit Wagen geschehen sollte. Bloß Reiche erschienen als Preiswerber, da diese Wettkämpfe einen großen Aufwand erfordern. Aber in ganz Griechenland sieht man Privatpersonen sich eine Beschäftigung und ein Verdienst daraus machen, die zum Wettlaufe tauglichen Racen zu vermehren, solche Pferde

abzurichten und sie in den öffentlichen Spielen auftreten zu lassen.

Während wir das Signal abwarteten, machte man uns auf einen ehernen Delphin am Anfange der Bahn aufmerksam und auf einen Adler vom nämlichen Metalle, der auf einem Altare, mitten in den Schranken sizt. Bald sahen wir den Delphin sich untertauchen und in der Erde verbergen, dagegen den Adler sich erheben, seine Flügel ausbreiten und sich so den Zuschauern zeigen.

In diesem Augenblicke stürzte ein großer Trupp Reiter in den Hippodromos, flog blizschnell an uns vorbei und jagte um das Ziel, welches am andern Ende steht; einige in langsamerem, andere in schnellerem Laufe. Endlich kam Einer allen andern vor. Der Sieger hatte im Namen des Königs Philipp von Mazedonien um den Preis gerungen.

Sodann durchsprengten Reiter die Rennbahn, welche kaum aus den Kinderjahren getreten waren.

Hierauf ward sie von einer Menge Wagen besezt, welche auf einander folgten. In dem einen Wettrennen waren die Wagen mit zwei Pferden bespannt; in einem anderen mit zwei Füllen; endlich im lezten mit 4 Pferden, welches der glänzendste und glorreichste unter diesen Wettkämpfen ist.

Um die Anstalten hiezu zu sehen, traten wir in den „Schranken.“ Hier fanden wir mehre prächtige Wagen, durch Taue zurückgehalten, welche längs jedem Gliede hinliefen, und eines nach dem andern fallen sollten. Die Führer der Wagen waren nur mit leichter Kleidung angethan; ihre Rosse, deren Hitze sie kaum mäßigen konnten, zogen Aller Blicke auf sich, theils durch ihre Schönheit, theils auch einige durch die schon ehemals erhaltenen Siege. Sobald das Zeichen gegeben war, rückten sie bis an die zweite Reihe vor, wodurch nun alle Reihen zusammenkamen, so daß sämmtliche

Pferde sich am Anfang der Rennbahn neben einander in einem Gliede zeigten. In dem Augenblike sah man Staub aufwirbeln und die Wagen flogen wild durcheinander in rasender Eile über die Bahn. Die Schnelligkeit des Laufs verdoppelte sich bei den Rossen, als sie bei der Bildsäule des Genius vorbeikamen und den schmetternden Ton der Trompeten hörten, bei einem Ziele das durch die Unfälle berühmt ist. Dies Ziel steht in der Breite der Rennbahn und läßt zum Durchfahren nur einen schmalen Raum, in welchem die Geschicklichkeit der Wagenführer oft zu scheitern pflegt. Die Gefahr ist um so größer, als man zwölfmal um das Ziel kommen muß, denn man muß zwölfmal die Länge des Hippodromus, theils im Hin-, theils Herfahren durchmessen.

Bei jedem Auslauf trug sich ein Ereigniß zu, welches bald Mitgefühl, bald Hohngelächter in der Versammlung erregte. Einige Wagen waren ganz außerhalb der Rennbahn herausgekommen, andere beim heftigen Zusammenfahren zerbrochen. Die Bahn lag mit Trümmern bedekt, wodurch das Wettfahren noch gefährlicher ward. Zulezt blieben nur noch fünf Nebenbuhler übrig ein Thessalier, ein Lybier, ein Syrakuser, ein Korinther und ein Thebaner. Die drei ersteren standen im Begriffe, zum lezten Male das Ziel zu umfahren. Der Tessalier scheitert an dieser Klippe; er fällt, in den Zügeln verwickelt, und während seine Pferde sich auf des ihm dicht folgenden Lybiers Gespann werfen, während des Syrakusers Rosse in einen Graben, welcher an dieser Stelle die Laufbahn begrenzt, stürzen; während der weite Zuschauerraum von stürmischen Rufen wiederhallet, kommen der Korinthier und der Thebaner an, benüzen den vortheilhaften Augenblick, drängen sich beim Ziele vorbei, stacheln ihre muthigen Pferde und stellen sich den Hellanodiken dar, welche

dem Korinther den ersten und dem Thebaner den zweiten Preis zuerkannten.“ —

Weiter erzählt Anacharsis: „Oft sahen wir im heiligen Bezirke Athleten, die noch nicht den Kampfplatz betreten hatten und in den Eingeweiden der Opferthiere ihr bevorstehendes Schiksal erforschten. — Dort stritten Trompeter auf einem großen Altare um den Preis. Ich sah in dem Bezirke einen Maler, einen Schüler des Zeuxis, der nach dem Beispiele seines Lehrers in einem schimmernden Purpurgewande einherging, auf welchem sein Name mit kostbaren Buchstaben eingewirkt war. Man rief ihm von vielen Seiten zu: „Du bist so eitel wie Zeuxis und doch kein Zeuxis! —

Dort posaunte ein Sophist in marktschreierischer Weise sein Selbstlob aus, hier stellten Maler ihre Schildereien aus. Rhapsoden sangen Bruchstücke aus der Illiade. Dichter, Redner, Weltweise und Geschichtschreiber standen in den Säulengängen oder vor den Tempeln und lasen ihre Werke vor.

Die Hellanodiken waren manchmal bei den Vorlesungen gegenwärtig und das Volk drängte sich eifrig dahin.

Die Athleten welche im Ringen, Faustkampfe, Pentathlon und Pankration auftreten wollten, warteten in einer nahen Halle. Sie wurden um Mittag gerufen, es waren ihrer sieben. Sie zogen aus der Urne ihre Lose. Dadurch ergaben sich 3 Paare. Ein Athlet blieb übrig, um gegen den Uiberwinder zu kämpfen. Alsbald entledigten sich die Athleten ihrer Kleider, rieben sich mit Oehl ein und wälzten sich am Boden herum.

Zuerst traten ein Thebaner und ein Argiver in das Stadium. Sie gingen auf einander los, maßen sich mit den Augen und umschlangen sich mit den Armen.

Bald stemmten sie ihre Stirnen gegen einander, und drängten sich mit gleicher Kraft; bald erschütterten sie sich

durch heftige Stösse, umwanden sich wie Schlangen, dehnten sich lang aus, zogen sich kurz zusammen, bogen sich vorwärts, rükwärts und nach den Seiten hin. Heftiger Schweiß entströmte ihren ermattenden Gliedern; sie schöpften einen Augenblik Athem, faßten sich um die Mitte des Leibes und wendeten aufs Neue List und Gewalt an; endlich hob der Thebaner seinen Gegner in die Höhe, sank aber unter der Last zusammen. Beide fallen, rollen im Staube hin und kommen abwechselnd obenauf. Zulezt schlingt der Thebaner seine Arme und Füße so um den Gegner, daß er ihn ganz unbeweglich unter sich liegend hält, pakt ihn bei der Gurgel und zwingt ihn die Hand emporzustreken zum Zeichen der Niederlage. Doch genügte dieser Sieg nicht. Erst nach dem dritten Gange, in welchem der Thebaner zum zweitenmale Sieger, während er beim zweiten Gange Besiegter war, erhielt er die Krone. Nachdem die beiden anderen Paare auch ihren Wettkampf vollendet, traten die Uiberwundenen beschämt ab. Drei Sieger blieben am Kampfplaze zurück: der erwähnte Thebaner, ein Agrigenter und ein Epheser. Auch war noch ein Rhodier da, der als der Siebente, das einzelne Loos gezogen hatte. Er hatte den Vortheil ganz frisch den Kampf zu beginnen, während die anderen mehr oder minder ermattet waren. Dafür hätte er aber mehre der anderen Kämpfer besiegen müssen, um den Preis zu erhalten. Dies gelang ihm nicht. Er besiegte zwar den Agrigenter, ward aber von dem Epheser zu Boden geworfen, der hinwieder dem Thebaner unterlag. Diesem Leztgenannten wurde die Palme zuerkannt.

Nun stellten sich acht Athleten zum Faustkampfe an. Sie wurden durch das Loos gepaart. Ihr Kopf war mit einer ehernen Kappe bedekt, ihre Fäuste mit einer Art Streithandschuhen, Cästus, welche aus ledernen Riemen bestanden, die sich nach allen Richtungen kreuzten.

Die Angriffe waren mannigfach; eben so die Kampfwendungen. Bald sah man zwei Athleten, welche mehrerlei Bewegungen machten, um die Sonne nicht in den Augen zu haben, gegen einander nichts unternahmen, als sich zu beobachten und den Moment zu erlauern, wo der Gegner einen Theil des Leibes unbeschützt ließe, die Arme in die Höhe und so gestreckt zu halten, daß ihr Kopf dadurch gedekt ward, dann sie schnell wieder herum zu treiben, um zu verhindern daß der Feind herankomme. Bisweilen griffen sie sich mit äußerster Wuth und mit einen Hagel von Schlägen an.

Wir sahen Einige, die sich mit aufgehobenen Armen über ihre Gegner herstürzen wollten und als diese auswichen, schwerfällig zur Erde niederschmetterten und sich einige Glieder zerbrachen; Andere die ganz erschöpft und mit tödtlichen Wunden bedekt, da lagen, dann sich plözlich wieder aufrafften und neubelebt schienen. Andere endlich die vom Kampfplaze weggetragen wurden, ohne daß man auf ihrem Antlize einen erkennbaren Zug sah oder überhaupt an ihrem Leibe ein Zeichen des Lebens, als daß sie in großen Strömen Blut auswarfen. Mir schauderte beim Anblicke dieses Schauspiels, aber vollends ward meine Seele von Mitleid ergriffen, als ich Knaben die Lehrlingsversuche aller dieser Grausamkeiten üben sah. Man rief nämlich diese früher als die Männer zu den Kämpfen des Ringens und Cästus auf. Und die sonst so humanen Griechen weideten sich mit Lust an diesen unmenschlichen Spielen und feuerten die kleinen Kämpfer durch Zurufe zur Erbitterung an.

Bei den Klopffechtern muß einer seine Niederlage eingestehen, bevor dem Anderen der Sieg zuerkannt wird. Deßhalb verzweifelt Keiner, dem nur noch das kleinste Maß von Kraft übrig blieb an seinem Siege. Einem Athleten waren durch einen fürchterlichen Streich die Zähne eingeschlagen

worden. Er aber schlang sie herunter. Sein Gegner, in der Meinung, daß der Schlag nicht gewirkt habe, hielt sich nun verloren und erklärte sich für besiegt. Daher kommt es, daß ein Klopffechter seine Schmerzen unter einer drohenden Miene und trozigen Geberden verbirgt; daß er oft Gefahr läuft zu sterben, ja bisweilen wirklich stirbt, ungeachtet der Sorgfalt des Siegers, dem dadurch der Preis verloren geht. Die meisten, welche der Todesgefahr entrinnen, bleiben lebenslang gelähmt oder behalten entstellende Narben. Daher kommt es, daß diese Uibung am wenigsten geschäzt und fast bloß Menschen aus niederem Stande überlassen ist.

Die Mittagshize war beinahe unausstehlich, als die Pankratisten ein Gefecht begannen, welches bald geendet war. Sie kämpften mit bloßen Händen und brachten sich daher keine besonders gefährlichen Schläge bei.

Dann ward das Wurfspießwerfen geübt, wobei es galt den Wurfspieß so fortzuschleudern, daß er das aufgesteckte Ziel traf.

Dann kam das Werfen des Diskus oder der Wurfscheibe vor. Diese ist von Metall oder Stein, in der Mitte dicker als an den Rändern, plump und sehr glatt, daher schwer zu fassen. Es werden drei solcher Wurfteller in Olympia aufbewahrt, einer ist mit einem Loche versehen, um einen Riemen durchzuziehen. Der erste Athlet stellte sich auf eine kleine im Stadium angebrachte Erhöhung, hielt die Wurfscheibe mit seiner Hand, schwenkte sie in zirkelförmiger Bewegung und schleuderte sie mit aller Kraft vor sich hin. Sie flog durch die Luft, fiel dann nieder und rollte in der Bahn fort. Man bezeichnete den Punkt, wo sie liegen blieb und den Diskus über denselben hinauszubringen, war das Ziel des Strebens aller nachfolgenden Athleten.

Aehnliches galt in Beziehung des Sprunges, wobei die Athleten Gegengewichte in den Händen hielten und unter Flötenspiel Räume von mehr als 40 (?) Fuß übersprangen.

Der lezte Tag der Feste war zur Krönung der Sieger bestimmt. Diese glorreiche Feierlichkeit fand im heiligen Haine statt. Ihr gingen prachtvolle Opfer vorher. Als diese geendet waren, zogen die Sieger in Begleitung der Kampfrichter nach dem Theater hin, in reiche Kleider gehüllt, einen Palmzweig in der Rechten. Sie schritten daher, im stolzesten Freudenrausche, beim Schalle der Flöten, umringt von einem unzähligen Volke, dessen Beifallsrufe die Luft erfüllten. Hiernach erschienen andere Kämpfer auf Pferden oder im Wagen sizend. Ihre wunderschönen Rosse zeigten den ganzen Stolz des Sieges; sie waren mit Blumen geschmückt und schienen Theil an dem Triumpfe ihrer Besizer zu nehmen.

Man kam in das Theater. Die Vorsteher ließen den heiligen Lobgesang des alten Dichters Archilochus beginnen, welcher bestimmt ist, den Ruhm der Sieger und den Glanz der olympischen Spiele zu verherrlichen. Bei jeder Wiederhohlung mischten die Zuhörer ihre Stimmen unter das Lied der Sänger und Tonkünstler. Nun trat ein Herold hervor und verkündete, daß Porus von Cyrene den Preis des Stadiums erhalten habe. Dieser Athlet stellte sich vor den Obervorsteher der Feste, der ihm den Kranz von wilden Oehlzweigen auf das Haupt sezte. Nun erhob sich tausendstimmiger Jubel. Alles ehrte und pries den Sieger; Alles bewunderte und beglükwünschte ihn.

Aber in das Jauchzen mischten sich auch Zischlaute des Neides, welche von den Bürgern solcher Städte auszugehen pflegen, die mit den Geburtsorten der Sieger in Feindschaft leben.

Nach der Preisvertheilung brachten die Sieger Dankopfer dar; ihre Namen wurden in die öffentlichen Akten der Elier eingeschrieben und sie selbst in einem Saale des Prytaneums festlich bewirthet. In den nächstfolgenden Tagen gaben sie hinwieder ihren Freunden Gastmähler, welche durch Musik und Tänze belebt wurden. Dann bekam die Dichtkunst den Auftrag ihre Namen der Unsterblichkeit zu überliefern, so wie die Bildhauerkunst sie in Erz und Marmor zu verewigen, und zwar in derselben Stellung, in welcher sie den Sieg errungen hatten.

Nachdem die Sieger in Olympia mit allen Ehren überhäuft worden waren, zogen sie im Triumpfe in ihre Vaterstädte ein, wo sie lebenslang hochgeschäzt und ausgezeichnet wurden.

Fünftes Kapitel.

Die Römerzeit.

§. 50.

Zweikämpfe im Kriege und Frieden.

In der Zeit der Römer spielt der Zweikampf noch immer eine doppelte Rolle.

Wir sehen ihn als Entscheidungsmoment in den Schlachten, in denen nach den strategischen Einleitungen und taktischen Manövern der dreifachen Treffenordnung der Legionen, Mann gegen Mann kämpfend zuerst von den Wurfwaffen, dann von dem Schwerte Gebrauch machte. In den ältesten Zeiten kommen auch Beispiele vom Zweikampfe erlesener Kämpfer als Gottesgericht, statt der allgemeinen Schlacht vor.

Andererseits stellt sich uns der Zweikampf in den blutigen Gladiatorenkämpfen, als eine volksthümliche Institution vor Augen. Im Gegensaze zu den olympischen Spielen mordeten sich unfreie, gewerbsmäßige Fechter, welche Eigenthum des Staates oder Privater waren, entweder bei festlichen Gelegenheiten, bei einer Leichenfeier, manchmal bloß zur ködernden Belustigung des Volkes, vor den Augen desselben in der Arena des Amphitheaters.

§. 51.

Zweikämpfe als gottesgerichtliche Schlachtentscheidung.

Was den Zweikampf im Kriege anbelangt, so diente derselbe, wie bemerkt bei den Römern in älteren Zeiten, gleichwie bei andern Völkern des Alterthumes manchmal zum lezten Auskunftsmittel in zweifelhaften oder bedenklichen Kriegen. Es war eine Art Gottesgericht, dem sich die kämpfenden Heere unterwarfen, indem sie Waffenstillstand haltend, Sieg oder Niederlage freiwillig in die Hand der beiderseitig auserlesenen Helden legten. Diese kämpften dann als Kriegsrepräsentanten ihrer Nationen in dem freigelassenen Raume zwischen beiden Heeren. Ihr Entscheidungskampf ward mit Anrufung der Götter, mit Opfern und Gelöbnißen eröffnet; sie wurden zum heiligen Kampfe eingeweiht; der Gedanke, daß sich an ihren Sieg die Ehre, die Größe und der Ruhm ihres Volkes knüpfe, daß ihre Namen der Unsterblichkeit angehörten, entflammte ihren Muth zur Todesverachtung und stählte ihre Kraft und Ausdauer zu gigantischen Leistungen. Die Nation, welcher der besiegte Vorkämpfer angehörte, mußte sich der Gegenparthei als besiegt unterwerfen.

Durch ein solches Gottesgericht in Gestalt eines dreifachen Zweikampfes geriethen die Albaner unter die Botmäßigkeit der Römer.

§. 52.

Die Horatier und Curiatier.

Nach dem Tode des weisen, friedliebenden Königs Numa Pompilius, wählten die Römer den kampflustigen Tullus Hostilius zum Könige. In Alba herrschte Cajus Cluilius.

Römer und Albaner hatten auf gegenseitiges Gebiet vereinzelte Raubeinfälle gemacht. Man forderte beiderseits von Staatswegen Ersaz für die Beschädigten und verweigerte diesen beiderseits. Sonach griff man zum Schwerte, um einen Krieg zu beginnen, welcher in Anbetracht der verwandtschaftlichen Verhältniße der Römer und Albaner als ein Bürgerkrieg angesehen werden konnte. Der Ausgang jedoch machte den Streit minder beklagenswerth, als es Anfangs zu befürchten war. Es kam nämlich zu keiner Feldschlacht; sondern als sich die Heere kampfbereit gegenüberstanden, begehrte der nach des Königs Cluilius plözlichem Tode gewählte Diktator der Albaner, Mettus Fuffetius, eine Unterredung mit dem Römerkönige Tullus Hostilius. Sonach traten beide Oberhäupter mit einem Gefolge der Edelsten beider Nationen, aus den in Schlachtordnung aufgestellten Heeren in den trennenden Zwischenraum vor und der Albaner hielt, laut dem Geschichtsschreiber Titus Livius, folgende Ansprache: „Daß Unbilden und verweigerte Rückgabe dessen, was vertragsmäßig zurückgefordert worden, dieses Krieges Ursache sei, meine ich von unserem Könige Cluilius gehört zu haben und ich zweifle nicht, daß auch du Tullus dieselbe Sprache führest, aber wenn die Wahrheit und nicht bloß ein scheinbarer Vorwand gesagt werden soll, so ist es

Herrschsucht, welche zwei verwandte und benachbarte Völker zur Fehde reizt. Ob das Recht ist oder Unrecht, will ich nicht entscheiden; das mochte derjenige bedenken, der den Krieg angefangen hat. Mich haben die Albaner zum Feldherrn für die Kriegführung gewählt. Eines aber Tullus möchte ich dir ans Herz legen; wie groß die Macht der Etrusker um uns und besonders um dich herum sei, weißt du; je näher ihr ihnen seid, um so besser. Viel vermögen sie zu Lande, sehr viel zur See. Bedenke, daß sie, wenn du jezt das Zeichen zum Kampfe gibst, ihre Augen an diesen beiden Schlachtheeren weiden werden, um die Ermüdeten und Erschöpften, den Sieger mit dem Besiegten anzugreifen. Darum, wenn uns die Götter lieben, laß uns, weil wir, nicht zufrieden mit gewisser Freiheit, den ungewissen Wurf um Herrschaft oder Dienstbarkeit wagen wollen, ein Mittel ergreifen, das ohne großen Verlust, ohne vieles Blut auf beiden Seiten, entscheiden möge, welches von beiden Völkern dem anderen befehlen soll."

Livius fährt fort: „Der Vorschlag mißfiel dem Tullus nicht. So streitlustig er, theils durch seine Gemüthsart, theils in Hoffnung des Sieges war. Indem man sich von beiden Seiten vorsah, ergriff man ein Mittel, welches die Schickung selbst darbot.

Zufällig waren damals in beiden Heeren Drillingsbrüder, weder an Jahren noch an Kräften einander ungleich. Daß sie Horatier und Curiatier hießen ist entschieden, und nicht leicht ist eine andere alte Begebenheit berühmter. Und doch schwebt bei einer so kundigen Thatsache, Ungewißheit über den Namen, welchem der beiden Völker die Horatier, welchem die Curiatier angehört hätten. Die Geschichtschreiber sind getheilt; die Mehrzahl zählt die Horatier zu den Römern.

Diesen Drillingen machten die Fürsten den Vorschlag sich für ihr Vaterland zu schlagen. Auf welcher Seite der Sieg wäre, da solle die Herrschaft sein.

Sie weigerten sich nicht.

Zeit und Ort wurde verabredet. Ehe sie kämpften ward ein Vertrag geschlossen zwischen den Römern und Albanern auf die Bedingung, daß dasjenige Volk, dessen Vorkämpfer in diesem Kampfe siegen würden, über das andere Volk in gutem Frieden herrschen solle.

Der Bundespriester oder Fetialis fragte nämlich den König Tullus also: „Befiehlst du König, daß ich mit dem Eidesvater oder Pater patratus des albanischen Volkes einen Vertrag schließe?“

Als der König dies bejahte, so sprach er weiter: „König gib mir Weihekräuter!“ —

Der König sprach: „Hole reines Gras!“ Der Bundespriester holte von der Burg reines Gras herbei, darauf fragte er den König: „König, machst du mich zum königlichen Botschafter des römischen Volkes, der Quiriten? Mein Geräthe und meine Begleiter?“ —

Der König antwortete: „So weit es ohne Gefährde für mich und das römische Volk der Quiriten geschehen mag, mache ich dich dazu.“

Bundespriester war Marcus Valerius; zum Eidesvater machte er den Spurius Fusius, indem er diesem mit dem heiligen Kraute Haupt und Haar berührte, damit derselbe den Eid thue, d. i. den Vertrag bekräftige.

Nachdem er hierauf die Bedingungen laut abgelesen, sprach er: „Höre Jupiter, höre Eidesvater des albanischen Volkes, höre du albanisches Volk, wie dies alles vom Anfang bis zu Ende von diesen Tafeln oder Wachse abgelesen werden, sonder Trug und Gefährde und wie es sie

selbst heutiges Tages völlig richtig ist verstanden worden. Es wird von diesen Bedingungen das römische Volk nicht zuerst abgehen. Wenn es zuerst abgehen sollte mit öffentlichem Willen, im böslichen Truge, so sollst du, o Jupiter! desselben Tages das römische Volk also treffen, wie ich dieses Schwein da treffen werde.“ — Nachdem er dies gesagt, schlug er das Opferschwein mit dem steinernen Opfermesser tod.

Auf gleiche Weise sprachen auch die Albaner ihre Formeln und ihren Eid durch ihren Diktator und ihre Priester.

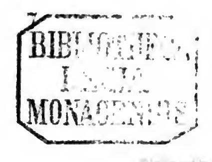
Als der Vertrag geschloßen war, griffen die Drillinge, wie verabredet worden war, zu den Waffen.

Unter den Ermahnungen der ihrigen, auf beiden Seiten: „Die heimischen Götter, Vaterland und Eltern, alle Bürger zu Hause, alle Bürger im Heere schauen jezt auf euere Waffen, auf eure Arme!“ traten sie, von Natur kühn und angespornt auf den Zuruf, in den Raum, zwischen den zwei Schlachtreihen vor.

Beide Heere hatten sich vor ihrem Lager niedergesezt, ledig der Gefahr in diesem Augenblike, aber nicht der Sorge, denn es galt die Herrschaft und sie ruhte in der Tapferkeit und in dem Glüke so weniger. So richteten sie nun denn in gespannter und banger Erwartung auf das keineswegs belustigende Schauspiel Aug und Sinn.

Das Zeichen ward gegeben.

Mit Schuz- und Truzwaffen, gleich zwei Heeren, gingen zweimal drei Jünglinge, den Gesammtmuth ihrer Heere in der Brust, auf einander los. Nicht diesem, nicht jenem schwebt die eigene Gefahr, sondern nur des Gemeinwesens Herrschaft oder Dienstbarkeit vor der Seele. Sie bedachten nur, daß das Loos des Vaterlandes von nun an das sein werde, welches sie ihm bereiteten.



Sobald beim ersten Zusammentreffen die Waffen klirrten und die blanken Schwerter blizten, durchzukte ein mächtiger Schauer die Zuseher und so lange sich auf keine Seite die Hoffnung neigte, stockte Stimme und Athem. Darauf als sie handgemein wurden und man nicht bloß die Bewegungen der Körper, und das Hin- und Herschwingen der Schwerter und der Schilde, sondern auch Blut und Wunden sah, da stürzten zwei Römer, einer nach dem anderen leblos nieder, während die drei Albaner verwundet waren.

Bei ihrem Fall erhob das albanische Heer ein Freudengeschrei und die römischen Schaaren hatte bereits alle Hoffnung verlassen, aber noch nicht die Sorge, todtenblaß über dem Schiksale des Einen, um welchen sich die drei Curiatier gestellt hatten.

Zum Glüke war dieser unverwundet, allen zusammen allein zwar nicht gewachsen, aber voll Muthes gegen jeden einzelnen. Um den Kampf mit ihnen zu theilen, ergriff er die Flucht, in der Hoffnung, sie werden ihm nachfolgen jeder in dem Maße, wie demselben die Wunde erlaube. Schon war er eine gute Streke vom Kampfplaze geflohen, als er zurükblikend, sie vereinzelt hintereinander in großen Zwischenräumen folgen, einen aber nicht sehr fern von sich sah; auf diesen rannte er mit großem Ungestümme zurük. Noch rief das albanische Heer den Curiatiern zu, sie sollen ihrem Bruder helfen, als schon Horatius siegreich seinen Gegner erstochen hatte.

Da begeisterten die Römer, mit einem Geschrei, wie es später bei den Fechterspielen die Wohlwollenden, wenn Unverhofftes geschah, zu erheben pflegten, ihren Vorkämpfer und er beeilte sich den Kampf zu beendigen.

Ehe daher der dritte Curiatier, der auch nicht fern war, herankommen konnte, strekte er den näheren zweiten zu Boden.

Nun war der Kampf beiderseits gleich, an der Zahl, aber keineswegs an Kraft.

Der Horatier, unverwundet, und ein zweifacher Sieger schreitet kühn zum dritten Strauß. Der Andere schleppt sich, matt von seiner Wunde, matt vom Lauf, und schon besiegt durch seiner Brüder Fall vor seinen Augen, dem siegreichen Feinde entgegen. Auch war es nicht ein Kampf. Frohlokend rief der Römer: „Zwei habe ich dem Schatten meiner Brüder geweiht, den dritten weihe ich der Ursache dieser Fehde, daß der Römer über den Albaner herrsche.“ Er stößt dem Gegner, welcher seinen Schild kaum halten kann, das Schwert von oben in die Kehle, und zieht den Hingestrekten aus.

Jubelnd und dankend empfangen die Römer den Horatius, um so mehr erfreut, je gegründeter ihre Furcht gewesen war. Dann schreiten beide Theile zur Beerdigung der Ihrigen, in sehr ungleicher Stimmung. Denn die Einen sahen ihre Herrschaft vergrößert, die Andern waren unter fremde Botmäßigkeit gekommen. Die Gräber sind da, wo jeder fiel, die beiden Römischen an einem Orte näher gegen Alba, die drei Albanischen Rom zu, aber von einander entfernt, wie gestritten ward. —

Eine Folge des Kampfes war, daß die Albaner nach Rom übersiedelten und mit den Römern zu Einem Volke verschmolzen.

Unmittelbar vom Kampfplaze kehrten die beiderseitigen Heere heim. Voran den Römern schritt Horatius, die drei Rüstungen vor sich hertragend. Ihm kam seine Schwester, eine Jungfrau, welche einem der Curiatier verlobt gewesen war, vor dem Capenerthor entgegen, und als sie auf des Bruders Schultern ihres Verlobten Waffenrok, den sie selbst verfertigt hatte, erblikt, zerrauft sie sich die Haare und ruft weinend ihren todten Bräutigam beim Namen. Da entbrennt

der wilde Jüngling über dem Wehklagen der Schwester bei seinem Siege und bei so großer allgemeiner Freude in Zorn. Er zieht das Schwert, und durchbohrt das Mädchen mit scheltenden Worten: „Fahre hin, sprach er, zu deinem Bräutigam mit deiner unzeitigen Liebe, die du vergaßest deiner Brüder, der todten und des lebenden, vergaßest deines Vaterlandes! So fahre jede Römerin hin, die um einen Feind trauern wird.“ Gräßlich erschien diese Unthat den Vätern und den Bürgern: aber das frische Verdienst stand der That gegenüber. Doch wurde er vor Gericht zum Könige geschleppt. Der König, um nicht selbst ein so trauriges und dem Volke unangenehmes Urtheil fällen, oder nach dem Urtheile die Todesstrafe vollziehen zu müssen, rief das Volk zusammen und sprach: „Ich ernenne Zweier (Duumvire), welche den Horatius wegen öffentlichen Todtschlags richten sollen nach dem Geseze.“ Das Gesez lautete schauervoll: „Die Zweier sollen wegen öffentlichen Todtschlags richten. Wenn der Thäter von den Zweien wettet (appellirt), so versuche ers mit der Wette. Gewinnen's jene, so sollst du ihm das Haupt verhüllen, sollst ihn an das Fluchholz mit dem Strike hängen, sollst ihn stäupen entweder innerhalb der Ringmauer oder außerhalb der Mauern.“ Als die, Kraft des Gesezes ernannten Zweier, überzeugt, ihn nach diesem Geseze nicht einmal, wenn er unvorsäzlich gefehlt hätte, lossprechen zu können, ihn verurtheilt hatten, so sprach der Eine von ihnen: „Publius Horatius, ich erkläre dich öffentlichen Todtschlages schuldig; gehe Liktor binde ihm die Hände!“ Der Liktor war hinzugetreten und warf ihm den Strik um. Da sprach Horatius, aufgefordert von Tullus, welcher dem Geseze eine milde Deutung gab: „Ich wette (appellire).“ So kam durch die Berufung auf das Volk, an dieses die Entscheidung. — Diese Appellation war von dem günstigsten Erfolge gekrönt.

Horatius ward losgesprochen. Damit jedoch der vorsäzliche Schwestermord nicht ungesühnt bleibe, ward dem Vater des Siegers aufgegeben, seinen Sohn auf öffentliche Kosten zu entsündigen. Dieser brachte einige Sühnopfer, befestigte quer über die Straße einen Balken, und ließ den Sohn mit verhülltem Haupte unter demselben durchgehen. Dieser Balken erhielt den Namen Schwesterbalken, und wurde auf öffentliche Kosten bis zu den späteren Geschlechtern aufrecht erhalten. Der Horatia aber ward auf dem Plaze, wo sie erstochen wurde, ein Denkmal aus Quadern errichtet. —

§. 53.

Eine Römerschlacht.

Wir bemerkten im §. 50, daß der Zweikampf in den Römerschlachten eine Hauptrolle spielte. Zur Begründung dieser Angabe wollen wir im Allgemeinen das Bild einer Römerschlacht, in der Blüthenzeit der Republik entwerfen.

Die Aufstellung bestand aus 4 Treffen, in welchen die Manipelmassen schachbrettförmig aufgestellt waren.

Das erste Treffen bildeten die Veliten, das zweite die Hastaten, das dritte die Principes, das vierte die Triarier. Die Reiterei stand an den Flügeln, das Pfeil- und Wurfgeschüz in den Intervallen.

Die Triarier oder Reserven trugen, nach Polybius, eine Pikelhaube von Metall, mit aufrechtstehenden schwarzen oder rothen Federn, einen metallenen Brustküraß, lederne Halbstiefel, Arm- und Beinschienen, und führten in der Rechten eine Lanze, welche zwei Klafter lang war, in der Linken einen ausgewölbten, 2½ Fuß breiten und 4 Fuß hohen Schild, aus zwei zusammengeleimten Brettern, von außen mit Leinwand überzogen, über welche ein Kalbfell gespannt war.

An der rechten Hüfte hing das klassische Römerschwert, die Hauptwaffe im Handgemenge. Es war nur anderthalb Schuh lang, dagegen ¼ Schuh breit, mit zweischneidiger Klinge und zum Hieb und Stich geeignet.

Die Principes trugen statt der Lanze einen klafterlangen zum Wurf und Stoße geeigneten Spieß.

Die Hastaten trugen zwei Wurfspieße (Pilum) einen diken und einen dünnen. Der Schaft war 3 Fuß lang, auf demselben ein 3 Fuß langes angelförmiges Eisen mit Widerhaken, welches bis in die Mitte des Holzes reichte, sehr gut daran befestigt und unten 1 Zoll dik war. — Die größeren Wurfspieße wurden auf 50, die kleineren auf 25 Schritte Entfernung geworfen.

Die Veliten oder Leichtbewaffneten waren zum Theile Wurfpfeilschüzen oder Jakulatoren, welche einen Degen, einen kreisrunden Schild, eine Pikelhaube und einen Wurfpfeil von 2 Ellen Länge und 1 Zoll Dike trugen, dessen Spize so dünn war, daß sie sich nach dem Eindringen in das Ziel in Folge des Gewichtes des Schaftes krümmte, so daß der Wurfpfeil nicht zurükgeschleudert werden konnte.

Ein anderer Theil der Veliten bestand aus Bogenschüzen mit Bogen, Pfeil und Köcher versehen, welche die Pfeile auf 500 Schritte entfernte Zielpunkte schoßen.

Der dritte Theil der Veliten bestand aus Schleuderern, welche mittelst der Schleuder Steine und Bleikugeln auf 400 Schritte schleuderten.

Die Reiter waren theils schwer gerüstet, mit Helm, Schild, Schwert, Schuppenpanzer und einer Lanze, welche unter der Mitte eine verdünnte Handhabe hatte und an beiden Enden in Spizen auslief, theils waren sie leicht gerüstet und fochten mit Schwert, Wurfspieß, Pfeil oder Steinschleuder. Sie ritten ohne Steigbügeln.

Wenn der Konsul den Angriff beschloßen hatte, so opferte er den Göttern und ließ durch Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Fluge der Vögel und den Eingeweiden der Thiere den günstigen Ausgang des Krieges prophezeihen. Hierauf gab ein Trompetensignal das Zeichen zum Aufbruch des Heeres. Der Feldherr hielt eine Anrede, die mit einem geräuschvollen Zusammenschlagen der Schilde und Spieße begrüßt wurde.

Die Armee rükte vor und zwar die Veliten voran, die Triarier hinten nach.

Im Angesichte des Feindes stießen alle Spielleute in ihre Blasinstrumente und der Angriff erfolgte unter wildem Geschrei.

Die Veliten, welche in zerstreuter Ordnung den Kampf eröffneten, schoßen ihre Pfeile und warfen Steine und Wurfpfeile gegen den Feind. Die leichte Kavallerie griff im gestrekten Gallope mit dem Pfeile aus der Ferne und mit dem Schwerte in der Nähe an.

Mittlerweile rükten die Hastaten an den Feind heran; die Veliten zogen sich durch die Intervalle derselben zurük um rükwärts eine Reserve zu bilden oder an den Flügeln und Flanken Verlängerungen und Dekungen auszuführen oder eine Gelegenheit zu Flankenangriffen und Umgehungen des Feindes zu erspähen. Die Hastaten warfen zuerst ihre Wurfspieße; hierauf zogen sie, im Sturmschritte vorrükend, die Schwerter.

Die Wurfspieße waren tief in die feindlichen Schilde eingedrungen und zogen, an den Angelhaken hängend, mit ihrem Gewichte dieselben herab. Darum beschleunigten die Hastaten ihre lezten Schritte zum förmlichen Laufe; traten auf den herabhängenden Schaft der Wurfspieße und hieben mit dem Schwerte auf den Kopf des Feindes. Im Hand-

gemenge war das kurze und breite Römerschwert die vortheilhafteste Waffe.

Wich der Feind nicht, oder kamen die Hastaten zu sehr ins Gedränge, so zogen sie sich entweder durch die Intervalle der vorrükenden Principes zurük, oder diese rükten in die Intervalle der Hastaten, eine verdoppelte und geschloßene Schlachtlinie, ohne Zwischenräumen bildend.

Unterdessen senkten die Triarier das rechte Knie zur Erde, stellten die Schilde aufrecht vor den linken Fuß und hielten die Lanzen schräg vorwärts. In dieser Stellung hielten sie die feindlichen Reiterangriffe ruhig aus und verharrten unbeweglich so lange, bis ihr Vorrücken durch das Unglük der vorderen Treffen erfordert wurde. Dann aber rükten sie im taktmäßigen, gleichgehaltenen Schritte, ohne Lauf, vor, ließen entweder die geschlagenen Hastaten und Principes durch ihre Intervalle zurükpassiren oder gaben dem Kampfe derselben, da wo es Noth that den gehörigen Nachdruk.

Sie drangen zulezt im Sturmschritte mit gefällter Lanze in den Feind ein. Kam es dann zum Handgemenge, so fochten sie gleich den übrigen Treffen, Mann gegen Mann den Zweikampf mit dem Schwerte. — Die Veliten und Reiter dekten beim lezten Angriffe die Flanken und Flügel der Triarier.

Von den Reiterturmen oder Geschwadern, welche 5 Glieder hatten, griffen zuerst die zwei vordersten Glieder den Feind an, und formirten sich dann hinter dem lezten Gliede, während ihre zwei nachfolgenden Glieder die Attaque fortsezten, welche die Zweikampfform nie verläugnete. —

Sechstes Kapitel.

Die Gladiatoren.

§. 54.

Begriff.

Gladiator stammt von Gladius, Schwert oder tödtliche Waffe überhaupt, her und diesen Namen führte jeder Fechter von Gewerbe, welcher zum Vergnügen des römischen Volkes im Circus, auf dem Amphitheater, bei Leichenbegängnissen vornehmer Personen, ja gar bei der Tafel reicher Römer. auf Tod und Leben kämpfte.

§. 55.

Ursprung der Gladiatorenkämpfe.

Die Gladiatorenkämpfe lassen sich von den Menschenopfern herleiten, welche in den ältesten Zeiten, bei den Leichenbegängnissen gebracht wurden.

Wir haben in dieser Beziehung bereits im Kapitel von der Illiade, bei der Leichenfeier des Patroklus mitgetheilt, daß Achilles zur Versöhnung der Manen seines gefallenen Freundes am Scheiterhaufen desselben 12 trojanische kriegsgefangene Jünglinge schlachtete und mit dem Leichname des Patroklus verbrannte.

Nach und nach kam man von der barbarischen Sitte ab, Kriegsgefangene und Sklaven zu opfern, konnte sich jedoch noch immer nicht von dem Vorurtheile losreißen, die Manen mit Blut versöhnen zu müssen.

Man glaubte menschlicher zu handeln, indem man bei dem Scheiterhaufen Fechter, Gladiatoren aufstellte, die durch ihre Geschicklichkeit dem Tode entgehen könnten, und wo also

nur derjenige, welcher sich die mindeste Geschiklichkeit in seinem blutigen Gewerbe angeeignet hatte, durch eigene Schuld umkäme.

Die Römer lernten die Gladiatorenspiele zunächst von den Etruskern und den Capuanern.

Es war zuerst im Jahre der Stadt Rom 490, wo die Brüder Marcus und Decius Brutus, unter dem Consulate des Appius Claudius und Marcus Fulvius, auf dem Ochsenmarkte zu Rom, bei der Leiche ihres Vaters dem Volke das Schauspiel kämpfender Fechter, Munus gladiatorum genannt, gaben.

§. 56.

Allgemeine Eintheilung der Fechter.

Diejenigen, welche zu dem halsbrechenden Fechtergewerbe verwendet wurden, waren entweder freiwillige oder gezwungene Gladiatoren.

§. 57.

Die gezwungenen Gladiatoren.

Unfreiwillige oder gezwungene Gladiatoren waren Kriegsgefangene, verurtheilte Verbrecher, verurtheilte und boshafte Sklaven, die von ihren Herrn zur Strafe des Kampfplazes, Arena genannt, verurtheilt wurden, aufgezogene Findelkinder, die man an die Fechtmeister oder Lanisten verkaufte.

Der Lanista sah beim Ankaufe solcher unfreiwilliger Zöglinge vorzüglich darauf, ob sie dike Arme, breite Schultern, volle Waden und ein scharfes Gesicht hatten.

§. 58.

Freiwillige Fechter.

Zu den freiwilligen Fechtern gehörten alle jene, welche sich entweder aus Neigung oder durch Schulden genöthigt, an den Fechtmeister, Lanista, verkauften.

Unter den Kaisern war die Neigung zu den Fechterspielen so rasend, daß selbst Senatoren und Ritter, um den Kaisern zu schmeicheln, sich auf den Kampfplaz, der von dem vielen Sande, mit welchem er bestreut war, Arena hieß, begaben und daselbst fochten. Ja man sah vornehme Damen und Zwerge, erstere ganz nakt, auftreten und mit tödtlichen Waffen fechten.

§. 59.

Der Fechtmeister oder Lanista, die Lanista'sche Familie.

Sowohl die Freiwilligen, als gekauften und zum Kampfplaze, Arena, verurtheilten (ad gladium damnati) Fechter wohnten bei dem Fechtmeister, Lanista, gewöhnlich einem ausgedienten und mit der Freiheit beschenkten Gladiator, in der Fechterschule, welche Ludus gladiatorius hieß. Sie führten zusammen den Namen der Lanista'schen Familie und wurden von dem Lanista in allen Arten des Fechtens unterrichtet.

§. 60.

Die Tironen, das Comment.

Während der Unterrichtszeit hießen die Angehörigen der Lanista'schen Familie Lehrlinge oder Tironen; den Unterricht selbst nannte man Commentiren, woraus das spätere Wort, Comment, als Bezeichnung für das Fechten der Burschenschaften in Deutschland entstand. Der Unterricht wurde täglich ertheilt.

§. 61.

Privatschulen.

Reiche und angesehene Römer hielten oft in ihren eigenen Häusern Fechterschulen. So hatte Julius Cäsar seine eigenen Fechter und ließ dieselben in seinem Hause sogar durch römische Ritter und Senatoren, welche in der Fecht-

kunst erfahren waren, und denen er für diese Gefälligkeit sich aufs Höchste dankbar bewies, unterrichten und üben.

§. 62.

Die täglichen Uibungen.

Die täglichen Uibungen waren in zwei Abtheilungen gesondert, nämlich in die vormittägigen und in die nachmittägigen Uibungen.

Vormittags wurden die Schüler im Stoßfechten mit hölzernen Stäben geübt. Diese Fechtübung hieß das Battuiren, und der Fechtmeister ertheilte mit dem Ferula oder dem Fechtstoke den Unterricht.

Nachmittags fand die Pfahlübung statt. Jeder Lernende hatte einen sechs Fuß langen, in der Erde feststehenden Pfahl vor sich, welcher seinen Feind und sein Fechtziel vorstellte. Der Tiro ging auf den Pfahl mit dem Schwerte oder mit der Keule los, suchte ihm auf bezeichnete Punkte, Kopf-, Brust- oder Schulter und Seitenhiebe und Stöße beizubringen, wobei er bald vorwärts, bald seitwärts, bald rükwärts sprang.

Hatten sich die Tironen im Zieltreffen an dem Pfahle hinlänglich eingeübt, so fochten sie mit einander. Ihre Waffen waren hölzerne Stäbe. Der Fechtmeister zeigte ihnen alle Kunstgriffe und Vortheile und ließ es an den Rufen nicht fehlen: „erheb dich," „fall aus," „parir'," „stoß," „bring nach!"

§. 63.

Der Fechtereid.

Nach Ablauf der Lehrjahre, legten die freiwilligen Gladiatoren ihrem Fechtmeister einen Eid ab, daß sie seine Befehle pünktlich befolgen und auf Tod und Leben kämpfen wollten.

Nach Petronius lautete die Eidesformel: „Wir schwören, auf dein Geheiß Meister und Lanista, zu brennen, zu fesseln, mit Ruthen zu peitschen, mit dem Schwerte zu tödten und zu thun, was du befiehlst, wie wir als befugte Gladiatoren dir als unserem Gebieter Leib und Seele gläubig überlassen.“ —

Das Brennen und Peitschen der Eidesformel beziehen sich auf die Sitte, zaghafte Fechter mit Fakeln und mit der Peitsche zum Kampfe anzutreiben. Das Tödten zeigt ihre Bereitwilligkeit an, zu sterben, im Falle sie von ihrem Gegner besiegt wurden.

Nach abgelegtem Eide begrüßten die Gladiatoren den Lanista mit den Worten: „Sei gegrüßt Lanista!“ — Solche freiwillige Fechter, die sich um einen gewissen Lohn zu einem oder mehreren Gladiatorenspielen verdungen, nannte man Lohnfechter.

§. 64.
Der Unterhalt der Fechter.

In älteren Zeiten wurden die Fechter in Betreff ihrer Nahrung sehr knapp gehalten. Noch Plinius nennt die Gladiatoren Gerstenschluker. Später ward jedoch der Unterhalt der Fechter immer reichlicher. Insbesondere galt dies von den freiwilligen Fechtern. Sie wurden zu ihrem blutigen Handwerke förmlich gemästet.

Auch wählte man ohne Zweifel der gesunden Luft wegen gewisse Städte Italiens zu Fechterschulen, z. B. Capua, Ravenna.

§. 65.
Kaiserliche Gladiatoren.

Die Kaiser unterhielten besondere Fechterschulen auf Kosten des Staates, um darin die zu den kaiserlichen Spie-

ıen erforderlichen Gladiatoren zu erziehen und vorräthig zu halten.

Diese Fechter hießen Fiscale, weil sie auf Kosten des Fiscus oder Staatsschazes unterhalten wurden; man nannte sie auch Cäsarianer, weil sie bloß für die kaiserlichen Spiele bestimmt waren und Postulaten, weil sie ihrer Geschiklichkeit und Herzhaftigkeit halber öfters vom Volke, das sie sehr liebte, gefordert wurden.

Andere Beinamen derselben waren: Fürstliche Gladiatoren, die Gewappnete ꝛc.

§. 66.
Gebrauch der Fechterspiele.

Wie bereits bemerkt, wurden die Fechterspiele anfänglich nur bei Begräbnissen vornehmer Personen angestellt, um ihre Manen mit dem dabei vergossenen Blute zu versöhnen. Später wurden sie aber sowohl in Rom, als in den Provinzen, Kolonien und Municipalstädten als Festlichkeiten oder Volksschauspiele oder zum Vergnügen der Reichen veranstaltet. Privatpersonen ließen manchmal bei feierlichen Gastmälern mehre Fechterpaare auf Leben und Tod mit einander kämpfen. Mancher Reiche verordnete in seinem Testamente, wie viel Fechterpaare sein Erbe vom Lanista kaufen und bei seinem Scheiterhaufen fechten lassen sollte.

Zwar wurden die Fechterspiele von Zeit zu Zeit, sowol unter dem Konsulate, als in der Kaiserzeit beschränkt. Doch geschah dies nicht aus Humanitätsrükſichten, sondern aus Politik, um den Bemühungen der Reichen, sich durch solche Spiele die Gunst und die Stimme des Volkes bei den Wahlen zu den höchsten Staatsämtern zu verschaffen, Schranken zu sezen. So machte Cicero den Antrag, daß ein Bewerber um ein öffentliches Amt, innerhalb zweier Jahre

keine Fechterspiele geben sollte. Der Kaiser Augustus schränkte gleichfalls die Zahl der Fechterspiele ein. Die Prätoren durften nur zweimal des Jahres Fechterspiele geben und in jeden nur 60 Paar auftreten lassen. Diese Verordnungen waren um so nöthiger, als manche angesehenen Römer durch die Fechterspiele ihr Vermögen zerrütteten.

§. 67.

Der Schauplaz. Amphitheater. Colosseum.

Anfangs wurden die Fechterspiele beim Scheiterhaufen der Reichen oder am großen Markte gegeben.

Als sie aber später beim Amtantritte der obrigkeitlichen Personen und bei festlichen Gelegenheiten zur Belustigung des Volks und zum Ködern desselben veranstaltet wurden, baute man hiezu besondere Amphitheater, welche der Diana und dem Mars geweihet und mit bequemen Sizen für die Zuschauer versehen waren.

Die Amphitheater hatten eine ovale Form. An den Seitenwänden befanden sich hinter- und übereinander Bänke und Size. Unten in der Mitte breitete sich ein großer, runder und freier Plaz, als Bühne aus, welcher Arena oder Sandbühne hieß, und mit Sand hochaufgeschüttet war, damit das häufig vergossene Blut sich darin verlaufen und der Fechter nicht ausgleiten konnte.

Neben der Arena befanden sich mancherlei Behältnisse (Cavea, Specus), in denen sich die Fechter aufhielten oder die wilden Thiere aufbewahrt wurden.

Hieher gehörte auch die Todtenkammer (Spoliarium), wohin die getödteten Fechter von besonders dazu bestellten Knechten, von der Arena mittelst eiserner Haken durch die Todtenpforte geschleppt wurden, um daselbst in dem tiefen Sande verscharrt zu werden.

Anfangs waren die Amphitheater aus Holz erbaut und wurden jedesmal nach beendetem Spiele abgetragen. Nachdem aber das Attilische Amphitheater unter der Last von 50,000 Zuschauern eingestürzt war, wurden die Amphitheater von Steinmateriale aufgeführt.

Das größte und prächtigste dieser Gebäude ward vom Kaiser Vespasian angefangen und von seinem Sohne Titus vollendet. Die Reste davon stehen noch heutzutage in Rom und es heißt das Colosseum.

Sein Umfang war so groß, daß darin 90,000 Personen bequem sizen und wohl auch 20,000 oben herumstehen und zuschauen konnten.

Mitten auf der Arena stand ein Altar, der dem Latiarischen Jupiter geweiht war.

Die Arena war durch das Podium, d. i. eine 12 Fuß hohe, mit einer Brustwehre versehene, und mit Säulen verzierte Mauer, abgegrenzt, durch welche die wilden Thiere von den Zuschauern abgehalten wurden.

Hinter dem Podium war ein freier Raum, wo als am bequemsten Orte die höchsten Staatswürdenträger auf ihren curulischen Stühlen saßen und von ihren Liktoren und Viatoren umgeben, dem Schauspiele zusahen.

Hier hatten auch die Vestalinen ihre Ehrenpläze. Hier war auch für denjenigen, der die Spiele veranstaltete, ein erhöhter Plaz, Tribunal des Festgebers genannt, und zur Kaiserzeit ein bedecktes Gemach, eine Art Loge, für den Kaiser.

Zunächst hinter dem freien Raume waren 4 bis 5 Reihen stuffenweise erhöhter Size, Orchester genannt, für die Rathsherrn, die fremden Gesandten und Priester, — ferner 14 Reihen Size für die Ritter und Kriegsobersten, Equestrien, dann viele Reihen für das Volk, Popularien, angebracht.

Die Size, welche sich stufenweise hinter- und übereinander erhoben und darnach Gradus hießen, wurden da, wo die Ritter und Rathsherrn saßen, zur Zeit Caligulas gepolstert.

Die Gänge (Intervalle), welche die Size der Ritter von jenen der Rathsherren einerseits und von den Sizen des Volks andererseits schieden, und so in der Runde herumliefen, hießen Präcinctionen; die Aus- und Eingänge, durch welche man von den äußeren Gallerien zu den Sizen gelangte, Aditus oder Vomitorien, weil das Volk daraus haufenweise hervorkam; die breiten Gänge, mittelst welcher man herauf- und herabsteigen und sich zur Rechten und zur Linken auf die Size begeben konnte, hießen Viä und Scalarien, d. h. Wege und Treppen; die Size zwischen denselben Cunei, d. h. Keile, von ihrer keilförmigen Gestalt.

Diejenigen Zuschauer, welche keine Size erhalten konnten, sahen von den Wegen stehend zu. Die Aermsten und Geringsten hatten ihre Stehpläze auf der oberen Gallerie, über den höchsten Stufen, welche Porticus hieß.

Besondere Plazmeister wiesen Jedermann den gehörigen Plaz an und Jene, welche unrechte Pläze eingenommen hatten, davon hinweg. Namentlich galt dieß von den späteren Zeiten, wo die Zuschauer nicht untereinander gemengt waren, und z. B. die Frauen, die Ehemänner, die Soldaten, die Jünglinge mit ihren Hofmeistern, je besonders angewiesene Pläze hatten.

Um das Vergnügen der Zuschauer zu erhöhen, wurde durch hin und wieder angelegte heimliche Kanäle, vermittelst gewisser Druckwerke wohlriechendes Wasser springbrunnenartig ausgesprengt. Bei großer Hize wurden die Amphitheater oben mit Tüchern, die bisweilen von Seidenzeug oder Purpur waren, überspannt, zu welchem Behufe oben in der Umfangsmauer Löcher angebracht waren, um die Mastbäume

8

für die Segeltücher hineinzustecken. Konnte man jedoch bei heftigem Winde die Segeltücher nicht ausspannen, so bedienten sich die Zuschauer einer Art großer Sonnenschirme.

Manchmal befanden sich auf der Arena Maschinerien, Pegmen genannt, die durch Schrauben, Winden, Räderwerk rc. mit den daraufstehenden Fechtern hoch emporgehoben und dann wieder heruntergelassen wurden, die sich auseinanderschoben und theilten, sodann wieder zusammenfügten. Plinius beschreibt ein ganzes Amphitheater, welches nichts als ein solches Pegma war. „Curio führte — sagt er — zwei sehr große hölzerne Theater neben einander auf. In jedem derselben wurden Morgens ganz verschiedene Spiele aufgeführt. Die Hinterwände waren gegen einander gekehrt, damit die verschiedenen Vorstellungen sich nicht unter einander störten und doch waren beide so eingerichtet, daß sie schnell herumgedreht, gegen einander standen. Gegen Abend wurden die Bretter herabgelassen, die Ecken drehten sich gegen einander zu und es ward ein Amphitheater daraus. Hier wurde ein Fechterspiel gegeben und dazu mußte das römische Volk, als zu einer Todesgefahr verurtheilt, sich in der Luft herumdrehen lassen. Nichts übertrifft die Raserei des Volkes, das auf so unsicheren und schwankenden Plätzen zu sitzen wagte. Ist dies das Volk, welches die anderen Reiche besiegt und den Erdkreis überwältigt hat? Es schwebt hier auf einer Maschine und jauchzt noch bei dem, was ihm den Tod bringen kann. Ja, hier ist das ganze römische Volk gleichsam in zwei Fahrzeugen, ruhet auf zwei Angeln und sieht sich selbst in Umständen, worin es die Fechter sehen wollte. Verrücken sich einige Rüstzeuge, so ist das Volk verloren.“ —

§. 68.

Klassifizirung der Gladiatoren.

Die Gladiatoren hatten theils in Absicht auf ihre Waffen oder Ornamente, theils in Ansehung ihrer Art zu Fechten, verschiedene Namen und Klassen.

Wir unterscheiden zunächst die Thracier, welche thracische Waffen führten, nämlich einen kleinen runden Schild, Parma, einen kurzen, krummen Säbel oder Dolch, Harpa oder Fika.

Die Mirmillonen hatten einen Fisch auf dem Helmkamme, lagen auf einem Knie und suchten in dieser Stellung den Thraciern oder den Retiariern, mit denen sie kämpften, Eins zu versezen.

Diese Retiarier hatten statt des Schwertes ein Nez, Rete, in der Hand, das sie ihrem mit Schwert oder Dolch bewaffneten Gegner über den Kopf zu werfen suchten, um ihn so niederzureißen. Sie führten überdies eine Gabel mit drei Zaken, womit sie dem im Nez gefangenen Gegner den tödtlichen Stoß versezten. Auch hatten sie manchmal einen Dolch an der Seite. Ihr Gesicht war nicht, wie jenes der anderen Gladiatoren mit einer Schuzwehre versehen, sondern ganz entblößt. Nur vor der Brust trugen sie einen elastischen und gepolsterten Laz, damit sie nicht so leicht durchbohrt werden konnten.

Die Mirmillonen hießen Anfangs auch Gallier, weil ihre Bewaffnung bei diesem Volke üblich war.

Der Retiarier pflegte dem vor ihm zurükweichenden Mirmillonen zuzurufen: „Was fliehst du mich? Ich ziele nicht nach dir, sondern nach dem Fische.“ —

Diese Art des Gefechtes soll übrigens griechischen Ursprungs sein.

Die Athenienser und die Bewohner der Insel Mithylene führten nämlich Krieg wegen dem Besize der Seestadt Sigäum. Man machte den Ausgang desselben von dem Zweikampfe der beiden Admirale abhängig. Pittacus, Flottenführer der Mitylener warf seinem Gegner Phryno, dem Flottenführer der Athener unvermuthet ein Nez über den Kopf und überwand ihn solcherweise, wodurch er seiner Nation den Sieg verschaffte.

Die Laqueatoren brauchten statt des Nezes einen Strik, welcher eine Schlinge hatte, die dem Gegner über den Kopf geworfen wurde.

Sowohl die Laqueatoren, als die Retiarier fochten gegen jene Gladiatoren, welche einen Helm, runden Schild und ein Schwert hatten und die Nez- oder Schlingenwerfer mit dem Schwerte verfolgten, um sie zu tödten, im Falle dieselben den Wurf verfehlt hatten und zurükwichen, um das Nez oder den Strik wieder in die wurfgerechte Lage zurecht zu bringen. Daher hießen die Schwertfechter auch Sekutoren oder Verfolger.

Die Samniter kämpften in voller Rüstung. In der Kaiserzeit erhielten sie den Namen Hoplomachen.

Ihre Rüstung war jener ähnlich, welche die samnitischen Krieger getragen hatten, daher der Name. Sie hatten einen Brustharnisch mit elastischem Unterfutter.

Die Essedarier stritten auf kleinen offenen Wagen mit zwei Rädern. Ihre Kunst bestand darin, die Pferde gut zu lenken, zugleich den Gegner zu treffen und seinen Streichen auszuweichen.

Die Andabaten fochten zu Pferde mit verbundenen Augen.

Die Dimarchärer fochten mit zwei Schwertern zugleich.

Einige dieser Gladiatoren waren verurtheilt, binnen Jahresfrist zu sterben; andere konnten nach einer Zeit wieder frei werden. Zu den ersteren gehörten die Meridianer, welche sich um Mittag, während ein großer Theil der Zuschauer zum Essen nach Hause gegangen war, auf die wüthendste und wildeste Weise, und ohne daß ein Einziger übrig bleiben durfte, entweder untereinander oder mit wilden Thieren herumschlugen.

Seneca beschreibt ein solches Mittagsgefecht mit folgenden Worten: „Von ungefähr gerieth ich in ein Fechterspiel, so wie es um Mittag stattfindet. Ich erwartete daselbst eine Erholung, fand aber gerade das Gegentheil. Damit verglichen, war das vorhergegangene Gefecht Erbarmen gewesen. Es stellte sich nichts anderes, als eine Mezelei den Bliken dar. Alles focht unbedeckten Leibes. Jeder Theil des Körpers war ein schuzloser Zielpunkt. Kein Ausfall war vergeblich. Und dieses Morden ziehen die meisten Zuschauer dem Fechterspiele nach gewöhnlicher Form vor. Hier hält kein Helm und kein Schild den Schwertstreich auf. Hier kommen keine Fechterkünste vor. Alles fällt weg, was den Tod aufhält. Des Morgens werden Menschen den Löwen und Bären, des Nachmittags ihren Zuschauern zum blutigen Spiele vorgeworfen. Der Mörder muß dem kommenden Mörder überliefert werden und den Sieger spart man zu einem neuen Morde auf. Hier ist der Tod der einzige Ausgang für alle Fechtenden, Schwert und Brand macht hier Alles aus. So geht es während der Zeit, da der Kampfplaz nicht sehr besucht ist. Durch Schläge werden die Fechter in das Schwert getrieben und fangen die gegenseitigen Stoße mit nakter und dargebotener Brust auf.“

Schließlich sei bemerkt, daß die Fechter, welche mit wilden Thieren kämpften, Bestiarier hießen.

§. 69.
Vorbereitung, Vorspiel.

Der Festgeber, welcher die Gladiatorenspiele veranstaltet, kündete dieß einige Tage vorher durch einen öffentlichen Anschlag an, worauf auch die Zahl der Fechter und die Namen der berühmtesten unter ihnen angegeben waren. Manchmal war der Ankündigung auch eine bildliche Darstellung beigefügt.

An dem zum Fechterspiele bestimmten Tage fand, nach einem feierlichen Aufzuge der Gladiatoren die Paarung derselben in der Weise statt, daß so viel als möglich gleich starke und gleich gewandte Kämpfer gegen einander fochten.

Der Festgeber, auf dessen Kosten das blutige Spiel veranstaltet wurde, ließ sich die Waffen aller Kämpfer vorzeigen und prüfte die Güte derselben.

Hierauf traten die Paare gegen einander auf und es fand ein Vorspiel mit hölzernen Waffen statt, wobei die Spieße und Schilde von den Kämpfern mit besonderer Geschiklichkeit empor geworfen und gefangen wurden. Eine Uibung, die auch beim Rappierfechten auf den modernen Fechtbühnen als Einleitung zum General-Assaut stattfindet.

§. 70.
Der ernste Kampf.

Sobald die Trompete das Zeichen gab, warfen die Gladiatoren ihre Spielwaffen weg und griffen zu den scharfen und tödtlichen Waffen. Es fand nun ein Zweikampf im Ernst, auf Tod und Leben statt, der so lange fortdauerte bis Einer der Fechter überwunden, und auf Befehl des Volks getödtet ward.

Der Sieger mußte öfters wieder mit einem neuen Gegner fechten, der den Plaz des früher Besiegten einnahm.

Wurde ein Kämpfer schwer verwundet, so gestattete man ihm manchmal, daß er von der Arena weggebracht ward, um sich heilen zu lassen. Diese Erlaubniß, Mission genannt, hatte für ihn in der Regel jedoch keine anderen Folgen, als einen Aufschub; denn er mußte sich entweder in den nächsten Tagen des Fechterspieles oder bei einer anderen Gelegenheit wieder zum tödtlichen Zweikampfe stellen.

Da unter den Kaisern Senatoren, Ritter, Geldgedungene, gleichwie Mörder, Sklaven und zum Tode verurtheilte Verbrecher unter einander fochten, so fand in Ansehung der vier Erstgenannten öfters die Mission statt.

Es hing übrigens von dem Festgeber, Editor ludi, wie auch vom Volke ab, ob die Uiberwundenen und Verwundeten am Leben bleiben, oder ob die Fechter den Zweikampf bis zur vollständigen Tödtung des Einen fortführen sollten. Den lezteren Fall nannte man den Kampf ohne Mission.

Jeder Gladiator suchte so viel als möglich seinen Plaz zu behaupten. Dieses Bemühen und das Streben dem Gegner den tödtlichen Streich beizubringen, hingegen den Anfällen desselben auszuweichen, seine Streiche zu pariren, seinen Listen Gegenlisten entgegenzusezen, kennzeichnete den Gang des Gladiatorenkampfes. Manchmal schien ein Fechter bereits überwunden, raffte sich aber plözlich auf und fand durch eine besondere Gegenwart des Geistes ein unerwartetes Mittel, seinen Gegner durch einen Fechterstreich zu überwinden.

Gelang es aber dem Uiberwundenen nicht, sich durch einen Fechterstreich zu retten, so blieb ihm nichts anderes übrig, als ganz ruhig am Boden liegen zu bleiben und vom Sieger den tödtlichen Stoß zu empfangen, oder aber den

Zeigefinger in die Höhe zu streken und durch dieses Zeichen um sein Leben zu bitten.

Strekte nun der Festgeber, oder das Publikum eine Hand so empor, daß der Daumen einwärts gedrükt erschien, so bedeutete dieses Signal, welches man Daumendrüken nannte, die Begnadigung, obgleich troz derselben nicht selten der Sieger dem Besiegten den Todesstoß versezte.

Manchmal schikte der Uiberwundene zu dem Festgeber einen Freund ab, um von ihm das Leben zu erbitten. Verweigerte der Gebetene die Gnade, so ertheilte er die Antwort: „Empfange das Eisen!" —

Das Publikum zeigte die Verweigerung seiner Gnade damit an, daß es eine Hand mit ausgestrekten fünf Fingern emporhob. Dieses Todessignal hieß das Daumenwenden.

Nach anderen Erklärungen, wäre das Zeichen des Todes der zu Boden herabgekehrte Daumen gewesen.

Manchmal forderte das blutdürstige Publikum die augenblikliche Tödtung mißliebiger Gladiatoren. Cäsar gab dies jedoch bei seinen Fechterspielen nie zu, sondern ließ solche Mißliebigen schnell vom Amphitheater wegschaffen.

Manchmal äußerte sich der Blutdurst des römischen Volkes durch lärmende Zeichen einer grausamen Ungeduld. Es dauerte ihm nämlich das Kunstgefecht zweier Gladiatoren nicht selten zu lang und es wollte schnell Blut sehen.

§. 71.

Freisprechung, Belohnung.

Ein Gladiator, der drei Jahre Dienste geleistet hatte, ward frei erklärt und seiner Kampfpflicht enthoben. Oefters erhielt ein Fechter diese Freilassung auch nach einer kürzeren Zeit, wenn er außerordentliche Proben von Muth und Geschiklichkeit abgelegt hatte.

In beiden Fällen erhielt er eine Geldbelohnung und eine mit einem grünen Zweige bekränzte Fechterstange. Diese hieß Rudis und der mit ihr Belohnte ein Rudiarier. — Derselbe hing, bei dem Aufgeben des Gladiatorengewerbes seine Waffen, Schild, Helm, Schwert 2c. im Tempel des Herkules auf, gleichwie Histrionen ihre Theatermasken im Tempel des Bachus und abgelebte Hirten ihre Pfeifen im Tempel des Pan aufzuhängen pflegten.

Waren die Rudiarier früher keine Sklaven, sondern Auktoraten, die sich freiwillig an den Lanista verkauft hatten, so machte sie die Ertheilung des Rudis vollkommen frei.

Mancher ließ sich jedoch später von einem Lanista neuerdings erkaufen.

Waren die Rudiarier aber vorher Sklaven gewesen, so mußten sie ihrem Lanista später bei der Unterweisung der Tironen als Unterlehrer Dienste leisten, oder sie erhielten mit dem Rudis zugleich einen Hut zum Zeichen ihrer völligen Befreiung von der Knechtschaft.

Solche Befreiungen ertheilte bald der Lanista, bald der Festgeber auf Gutbefinden des Volkes. Die ausgedienten Fechter wurden entweder Lanisten, oder bekamen vom Staate Pension und beschloßen ihr Leben in der Ruhe.

Dio Cassius erzählt von dem grausamen Kaiser Caracalla, daß er keinen Fechter mit dem Rudis habe beschenken lassen. Jeder mußte so lange fechten, bis er seinen Tod gefunden. Derjenige, welcher erst vom dritten Gegner überwunden wurde, erhielt ein pompöses Begräbniß, statt wie die anderen Gladiatoren im Sande des Spoliariums verscharrt zu werden.

§. 72.

Zahl, Gehalt der Fechter.

So lange Rom frei war, herrschte in Ansehung der aufzustellenden Fechterpaare eine vollkommene Ungebundenheit. Bei dem Begräbnisse des P. Livianus traten 120, zehn Jahre später bei dem Leichenbegängnisse des Vaters des P. Flamininus in 3 nach einander folgenden Tagen nur 37 Paare auf. In der Folge ließ Julius Cäsar auf einmal 320 Fechterpaare auftreten. Dieser Vernichter der Republik, der selbst eine Legion Fechter in und außerhalb Rom unterhielt, fing gleichwohl an, die Zahl derselben zu beschränken. August verordnete, daß kein Römer mehr als die Hälfte seines Vermögens auf Fechterspiele verwenden und keiner mehr als 120 Fechter unterhalten sollte. Caligula hob diese Verordnung auf und ruinirte manchen Reichen dadurch, daß er auf dessen Kosten Fechter kaufte, die dieser dann unterhalten und im Amphitheater fechten lassen mußte. So kaufte er auf Rechnung des Saturinus, ohne dessen Wissen, in einer Auktion 13 Fechter für 4½ Million Gulden und brachte den reichen Mann auf den Bettelstab.

Es ist weder bekannt, wie viel der Festgeber dem Lanista für ein Fechterpaar, das der erstere auftreten lassen wollte, zahlen mußte, noch wie hoch überhaupt der Akkord mit den Gladiatoren abgeschlossen worden. Man weiß nur, daß ein ausgedienter Fechter, der sich nochmals zu einem Gladiatorenkampfe verdingte, zu Tiberius Zeit 5000 Gulden Lohn bekam.

Der Kaiser Commodus soll, laut Dio Cassius, sich zuweilen selbst zu einem Fechterspiele verdungen und aus der Fechterkassa täglich 50,000 Gulden haben auszahlen lassen.

Die stärksten Fechterspiele wurden unter dem sonst so humanen Kaiser Trajan gegeben. Innerhalb 5 Monaten traten damals bei 10,000 Fechter im Amphitheater auf.

§. 73.

Besondere Motive zu den Fechterspielen.

Die Sucht der Fechterspiele entstand in den Zeiten der Republik bei Privatpersonen zunächst aus Eitelkeit. Der Festgeber durfte nämlich, während der Zeit, da die Gladiatoren auf seine Kosten öffentlich kämpften, einen mit Purpurstreifen gezierten Rok, gleich den Priestern und Senatoren tragen und sich — natürlich auf eigene Kosten — von einem Stadtdiener aufwarten lassen.

Während anfangs die Spiele bei der Leichenfeier Vornehmer und berühmter Männer gegeben wurden, fanden sie später selbst bei den Begräbnißen reicher Kinder statt. So feierte Julius Cäsar das Leichenbegängniß seiner Tochter mit Gladiatorenkämpfen.

Wir haben bereits bemerkt, daß die Fechterspiele nicht selten von Bewerbern um hohe und einträgliche Staatswürden gegeben wurden, um durch dieses Lokmittel die Stimmen des Volkes zu erlangen.

In den Provinzen suchten die Statthalter das Volk, ihrer Erpressungen durch dieses allgemeine Lieblingsfest vergessen zu machen. In der Regel gaben zugleich die Fechterspiele Anlaß zu neuen Erpressungen, die dadurch plausibel gemacht wurden.

§. 74.

Ende der Gladiatorenkämpfe.

Nachdem mehre Kaiser die Fechterspiele beschränkt hatten, namentlich Antonin der Fromme den Aufwand, den Privat-



personen hiefür machen durften, auf ein bestimmtes Maß zurückführte, Antonin der Weltweise, die Einschränkungen verschärfte, Sever das Verbot erließ, daß Weiber, nakt, mit Schwertern, auf Tod und Leben im Amphitheater fechten durften, hörten mit der Ausbreitung des Christenthums die Gladiatorenkämpfe nach und nach auf. Kaiser Constantin der Große schaffte sie am 1. Oktober 325 n. Ch. Geb. mittelst einer Verordnung gänzlich ab.

§. 75.
Betrachtungen über die Fechterspiele.

So verwerflich die Fechterspiele vom Gesichtspunkte der Moral und Humanität erscheinen, so sehr lagen sie in der Staatspolitik der Römer, als ein Mittel, den kriegerischen Geist der Nation zu erhalten und zu beleben. Nach der Eroberung Italiens blieben in der Regel die Kriege von Rom fern. Nur ein kleiner Theil des Volkes lag wenige Jahre im Felde und kehrte dann zu friedlichen Beschäftigungen heim. Ohne die Erlaubniß, Waffen zu führen, in einem warmen verweichlichenden Klima, in einer Weltstadt, wo Zucht und strenge Sitte nicht einheimisch waren, wäre der kriegerische Geist der Bürger leicht in einen friedlichen übergegangen, wenn ihnen nicht durch die Fechterspiele das blutige Bild der Schlacht fortwährend, als Kampfreiz und Abhärtungsmittel, in Gestalt der Fechterspiele vor Augen geführt worden wäre. Die Sinne der Römer badeten sich in dem Blute der Arena, sie sahen in den Gladiatorenkämpfen das Musterbild der kriegerischen Geschiklichkeit, damit sie der Künste, Gefahren und Todesscenen der Feldschlacht nicht entwöhnt würden. Wenn sie in den Krieg zogen, so war ihnen dieser durch die Fechterspiele nicht entfremdet worden.

Das Vorbild des Sklaven- und Freiwilligen-Gladiators spornte den Zuschauer zur Nacheiferung in der Gleichgiltigkeit gegen Schmerz und Tod.

Cicero bemerkt in dieser Beziehung: „Die Fechter, entweder Sklaven, Barbaren oder verdorbene, lüderliche Bürger, welche Hiebe halten sie nicht aus? Wer nur im geringsten gut geschult ist, will der nicht lieber dem Streiche entgegengehen, als ihm unrühmlich ausweichen? Wie oft macht sich von Seite des Gladiators kund, daß es nur sein innigster Wunsch sei, dem Vergnügen seines Herrn und dem Volke Leib und Leben zu opfern! Fechter, die ganz zerhauen sind, laßen ihren Herrn fragen, ob er ihnen keinen Befehl mehr zu geben habe. Hätten sie nach seiner Meinung ihre Pflicht gethan, so wollten sie gern sterben. Welchem auch nur mittelmäßigen Fechter entrang sich je ein Seufzer? Welcher verzog jemals im Schmerze die Miene? An eine schimpfliche Positur ist, so lange der Fechter steht, nie zu denken, und welcher sank jemals in einer entehrenden Stellung nieder? Liegt er auf der Erde und man ruft ihm zu, sich durchbohren zu lassen, so bietet er die Brust dem Todesstreiche ruhig dar und nimmt eine malerische Lage zum Sterben auf seinem Schilde an. Das ist das Resultat von Uibung, Unterricht und Gewohnheit. Das kann ein unbekannter, verächtlicher Mann leisten, der eine solche Lebensart, einen solchen Tod verdient hat. Kann ein Mann, der zur Ehre geboren ist, so verweichlichen, daß er nicht durch Aufbietung seiner moralischen Kraft, sich da, wo es Pflicht und Ehre fordern, zu ähnlichen Aeußerungen von Muth und Todesverachtung zu erheben vermöchte?“ —

Neben den Römern sahen auch andere Völker die Fechterspiele als eine Kriegsschule an. Antiochus der Große führte in seinem Lande neben den olympischen Spielen der

Griechen, auch die blutigen Gladiatorenspiele der Römer ein. Zu diesem Behufe ließ er anfangs Fechter aus Rom kommen. Anfangs verursachte dieß Schauspiel bei seinem Volke mehr Schreken als Vergnügen. Als er es aber wiederholen und zulezt zum Morden ohne Pardon übergehen ließ, erwachte die grausame Lust daran immer mehr. Die männliche Jugend ward dadurch insbesondere in eine kriegslustige Stimmung versezt. Bald brauchte Antiochus keine Fechter mehr aus Rom zu holen, es meldeten sich genug Einheimische zu den Gladiatorenspielen, die er veranstaltete.

Livius versichert, daß die Römer den Gladiatorenspielen eine besondere Findigkeit und Geschiklichkeit in schweren Manövern im Felde, z. B. in der Formirung des Schilddaches gegen Kavallerie, verdankten.

Seneka erklärt den Kampf zweier gewandten und mutigen, freiwilligen Gladiatoren als ein Schauspiel für Götter.

§. 76.

Der Circus.

Circus (Kreis) bedeutet seinem Namen nach einen Kreisbau.

In demselben wurden Wettspiele aller Art, anfänglich zu Ehren der Götter, später zur Belustigung des Volkes veranstaltet.

Solche Wettspiele fanden bereits zur Zeit des Romulus statt und gaben Anlaß zum Raube der Sabinerinen, welche die Schaulust herbeigelokt hatte.

Schauplaz war anfangs das Marsfeld in Rom. Später wurden dafür eigene offene Rundgebäude errichtet, unter denen sich der Circus maximus (größter Kreis) zuerst zur größten Berühmtheit erhob.

Der Circus war in der Regel ein länglichrundes Gebäude, oben offen und ohne Dach, dessen vordere Seite von einer geradelaufenden und die hintere von einer abgerundeten Mauer eingeschloßen wurde, während die längeren Seitenmauern parallele gerade Linien bildeten. Das Verhältniß der Länge zur Breite war 3 : 1.

Der Circus war umfangreicher als das Amphitheater. —

In diesem umschloßenen, länglichrunden Raum befand sich eine sandbestreute freie Fläche, in deren Mitte eine 12 Fuß breite und 4 Fuß hohe Mauer aus Backstein, Spina, sich nach der Länge hinzog, um welche herum die Wettläufe stattfanden. An den Endpunkten der Mauer erhoben sich drei kegelförmige Säulen, welche die Wagen dreimal links umfahren mußten. Eine solche Säule hieß Meta.

Der Zwischenraum auf der Mauerfläche war mit Altären, Götterbildern, Idolen 2c. geschmückt und am Mittelpunkte ein Obelisk aufgerichtet.

An der geradlinigen Umfangsmauer der Vorderseite befanden sich die Schranken, Carceres, innerhalb deren sich die Wagen und Pferde aufhielten, um von hier den Wettlauf zu beginnen. Die Schranken bildeten eine oben gewölbte Säulenhalle. Zwischen den zwei mittleren Säulen, die am weitesten von einander abstanden, fuhren die Wagen ein und aus den sechs Säulenöffnungen; zur rechten Seite fuhren sie heraus und lenkten dann links um die Meta.

Vor jeder Säulenöffnung befanden sich eigene Klapp- oder Fallthüren um die Pferde zurückzuhalten, die sich, wenn diese herausgelassen werden sollten, auf einmal öffneten. An beiden Enden der Säulenlinie standen zwei Merkurstatuen, welche die Enden eines Seiles oder einer Kette hielten, welche längs der Carceres lief und beim Beginn der Spiele fallen gelassen wurde.

Das Zeichen zu diesem Beginne ward von der Ehren gallerie oberhalb der Carreres, wo der Festgeber und die Magistratspersonen saßen durch Tuchschwenken und überdies durch einen Trompetenstoß gegeben.

Längs der beiden geradelaufenden Seiten waren mehre Reihen von Sizen, übereinander, in Treppenform sich erhebend, angebracht. Die unteren Size bestanden aus Stein, die oberen aus Holz. Darauf saßen die Zuschauer; Senatoren und Ritter auf abgesonderten Pläzen. Zu den Sizen führten bedekte Gänge von Außen, durch welche die Zuschauer ohne Störung aus- und eingehen konnten. An der Außenseite der Gänge befanden sich Buden der Kaufleute, Gewerbstätten ꝛc.

An der halbcirkelförmigen Rükwand liefen drei Gallerien oder Balkone, Mäniana.

§. 77.

Der Circus maximus und die anderen Circi.

Der Circus maximus lag im murtischen Thale und war so groß, daß darin 150,000 Zuschauer Plaz fanden. Im Innern war er an der linken, rükwärtigen und rechten Seite von einem 10 Fuß breiten und eben so viel Fuß tiefen Graben umgeben, hinter welchem sich die drei Stokwerk hohen Gallerien erhoben. Der Umfang maß 8 Stadien. An der Außenseite lief eine Halle, welche ein Stokwerk hatte, Buden, Werkstätten, Wohnungen und die Eingänge in den Zuschauerraum enthielt. Die Spina oder mittlere Scheidemauer war prächtig ausgeschmükt. Im Mittelpunkte erhob sich ein 132 Fuß hoher ägyptischer Sonnenobelisk und nahe dabei ein 88 Fuß hoher, dem Monde geweihter Obelisk. In der Umgebung des Circus befanden sich Tempel und prächtige Gebäude. —

Andere Circi waren: Der Flamminische, Agonalische Circus, der Circus Salust's, Flora's, Vatikan's, Nero's, Caracalla's, Hadrian's und der Castrensis.

§. 78.

Die Circensischen Spiele.

Die Circensischen Spiele (ludi circenses) waren bei dem römischen Volke so beliebt, daß man als seine beiden dringendsten Bedürfnisse sprüchwörtlich bezeichnete: „Panem et circenses!“ Brod und Circensische Spiele. Wenn es diese Forderung stellte, so suchten ihr die obersten Gewalthaber um jeden Preis zu genügen. Dieser Ruf war gefahrdrohend. Durch Brodvertheilungen und Spiele besänftigte man den Aufruhr und stellte die Volksmassen zufrieden.

Diese Spiele waren Anfangs religiöse Feste und man hält sie für eine Simbolik des Sonnenumlaufes; das 7malige Umkreisen der Meta legt man als die 7 Wochentage aus. Uiberdies fanden die Feste ursprünglich zur Zeit der Sommer-Sonnenwende statt und der in der Mitte der Spina aufgerichtete Sonnenobelisk scheint auch für die Richtigkeit dieser Annahme zu sprechen.

In der Folge verschwand die religiöse Bedeutung und die Circenses wurden profane Volksschauspiele im großartigsten Maßstabe.

§. 79.

Aufzug.

Ein feierlicher Aufzug vom Kapitolium aus, mitten durch die Stadt und den Circus ziehend, eröffnete die Spiele und hieß Pompa Circenses.

An der Spize des Zuges wurden Götterbilder getragen oder auf Wagen gefahren.

Dann folgten die zum Wettkampfe bestimmten Rosse, Wagen, die Kämpfer selber, die Magistrate und Priester nebst den Opferthieren und Opfergeräthschaften für das im Inneren des Circus zu bringende Opfer. Nachdem der ganze Zug einige Mal im Innern des Circus um die Spina herum sich bewegt, begannen die Spiele auf das Zeichen des verordneten Leiters.

§. 80.

Spielarten.

Die Spiele bestanden ursprünglich aus Wagenrennen und Faustkampf; später zählte man folgende 7 Arten:

1. Das Wagenrennen. Die Wagenlenker oder Agitatoren waren in vier Parthien nach den Farben ihrer Kleider, Weiß, Roth, Blau und Grün, geschieden. Später kamen noch zwei Partheien hinzu, nämlich Gold und Purpur. Von jeder dieser Partheien begann ein Wagen den Wettlauf und jeder solche mit sechs, später acht Wagen ausgeführte Wettlauf hieß Missus, deren oft in einem Tage 25, ja noch mehr vorkamen. — Das Gespann bestand aus zwei, drei, meistens vier Pferden. Augustus führte das Sechsgespann ein. In der Folge finden wir diese Zahl überboten, auch statt der Pferde Hirsche, ja selbst Tiger, Löwen, Elephanten ꝛc vorgespannt. Oft begleiteten Reiter den Wagen, wahrscheinlich um dem Wagenlenker beizustehen. — Uibrigens wurde die Rangordnung der einzelnen Wagen durch das Loos bestimmt, welches der Prätor in der Urne schüttelte. — Wer mit seinem Wagen nach siebenmaligem Umlaufe zuerst an die vor den Carceres gezogene Schnur, Kette oder Linie und die den Carceres zunächststehende Meta gelangte, ward als Sieger ausgerufen und erhielt den Preis, der in einem Palmzweige, später in einer Krone und in einer Geldsumme bestand. — Mit welcher

Leidenschaft die Römer das Wagenrennen trieben, davon gibt die Geschichte zahlreiche Proben. Anfangs waren die Wagenlenker Sklaven oder Freigelassene; später die vornehmsten Personen, ja selbst Kaiser.

2. Gymnische Spiele, hauptsächlich Ringen und Faustkampf.

3. Das trojanische Spiel, eine Art Turnier, welches junge Leute von edlem Geschlechte zu Pferde darstellten.

4. Jagden und Hezen wilder Thiere. Entweder stritten die Thiere unter einander oder mit Menschen, Bestiarier, die zu diesen Kämpfen verurtheilt oder gedungen waren, oder sich dazu freiwillig, aus Lust, angeboten hatten. Die Zahl der wilden Thiere, welche zu diesen Hezen aus allen Weltgegenden nach Rom gebracht wurden, grenzt an's Unglaubliche. So gab Pompejus ein Thiergefecht von 500 Löwen und 18 Elephanten, welches 5 Tage dauerte und allen diesen Thieren das Leben kostete.

5. Reiter- und Fußkämpfe, bei welchen bald Mann gegen Mann einzeln, bald Schaar gegen Schaar kämpfte. In den Circensischen Spielen, welche Julius Cäsar dem Volke gab, fochten 300 Reiter gegen 500 Fußgeher. Auch kamen dabei 20 Elephanten vor.

6. Schiff- und Seegefechte wurden anfänglich bloß im Circus maximus abgehalten, der durch eine besondere Einrichtung mit Wasser gefüllt werden konnte. Später ließen die Kaiser besondere Anlagen für solche Kämpfe aufführen (Naumachien). — So z. B. legte Domitianus eine große Naumachie an und vor ihm hatte August nach dem Vorgange Cäsars, auf der anderen Seite des Tiber einen See zur Naumachie ausstechen lassen.

7. Selten Schauspiele. Diese wurden gewöhnlich im Theatrum nur von männlichen Schauspielern, welche sämmtlich Charaktermasken und Larven trugen, aufgeführt, und zerfielen in die Komödie, Tragödie und die Pantomime. Bisweilen traten im Theatrum Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Luftspringer auf. — In den Theatern hieß der Zuschauerraum Cavea, die Size nächst der Bühne Orchestra, die Bühne selbst Scena und der vordere Theil derselben, wo die Schauspieler agirten, Proscenium. Im Hintergrunde, Postscenium, kleideten sich die Schauspieler an und aus. Auf einem erhöhten Plaze, Pulpitum, standen die leitenden Professoren und einflüsternden Souffleurs.

§. 81.

Historische Notizen.

Der Circus war in Rom und später in Bizanz, der Hauptort für das Volkstreiben, der allgemeine Vereinigungspunkt für alles öffentliche Leben. In dieser Bedeutung haben die Circensischen Spiele durch Jahrhunderte fortgedauert, bis ihnen die Völkerwanderung und der Untergang des östlichen und westlichen Römerreiches ein Ende machte.

Wagen- und Pferderennen dauerten am längsten, da noch 1204, bei der Eroberung Konstantinopels durch die Venetianer, der dortige Hippodrom zu diesem Gebrauche bestimmt war und der Einfluß der Spiele auf das Staats- und Volkswesen aus der Zeit Justinians bekannt ist.

Die verschiedenen anderen Wettkämpfe hörten bereits früher auf, so z. B. die Gladiatorenkämpfe zu Anfang des 5. Jahrhunderts. Indessen scheinen Thier- und Menschenhezen bis Theodorich fortgedauert zu haben.

Manche der Circensischen Spiele haben sich, wenn auch in veränderter Form, bis in die neuere Zeit, ja selbst bis

auf unsere Tage erhalten. So finden wir die Kämpfe zu Roß und zu Fuß durch das ganze Mittelalter hindurch als Ritterturnier und später als Karoussel wieder. —

So waren die Thierhezen noch im vorigen Jahrhunderte eine allgemeine Volksbelustigung und noch heut zu Tage ist in Spanien das Stiergefecht ein eben so beliebtes als blutiges Volksschauspiel. Die genannten Spiele und Kämpfe, sowie das Batoniren, das Boxen, die englischen Wettrennen und Hahnenkämpfe, das moderne Fechten und Duelliren überhaupt lassen sich mehr oder minder von den Gladiatorenkämpfen, den Zweikämpfen mit Herausforderung und den Olympischen und Circensischen Spielen der Alten ableiten, und die Kunstreiterdarstellungen führen uns ein Bild jener Wettspiele im Kleinen vor Augen, von denen sie selbst die Benennung der einzelnen Kunststüke und des Schauplazes (Cirque Olympique) entlehnt haben.

Mit dieser Bemerkung schließen wir die Geschichte des Zweikampfes der ältesten und alten Zeit.

Wir glauben im Interesse und Wunsche unser Leser gehandelt zu haben, wenn wir mit dem Zweikampfe in dieser Periode, die Gymnastik historisch verknüpften, einerseits weil diese mit dem Fechten und Kämpfen unzertrennlich zusammenhängt und andererseits, weil wir durch die Hinweglassung derselben nur ein unvollkommenes und unverständliches Geschichtsbild des Zweikampfes und Fechtens darzustellen vermochten.

Wir gehen nun rasch zum Mittelalter mit seinen Ritterspielen, Turnieren und gottesgerichtlichen Zweikämpfen über.

Sechstes Kapitel.

Die Ritterzeit.

§. 82.

Eintheilung.

Im Mittelalter ist die Hauptform des Zweikampfes eine dreifache: in der Schlacht, im Turnier und als Gericht.

§. 83.

Die Schlachten.

Der Zweikampf charakterisirte die mittelalterlichen Schlachten, sowohl bei den erobernden Wandervölkern, als bei den Rittern.

Die Kriegskunst, welche bei den Griechen und Römern eine so hohe Stufe erklommen hatte, ward durch die Völkerwanderung von dieser wieder zum rohen Messen der phisischen Kraft herabgerissen.

Aus dieser Versunkenheit schwang sie sich nur langsam auf, bis ihr die Erfindung des Schießpulvers die Sprungfedern der Intelligenz lieh und die Kunst wieder zur Herrin und Leiterin der Naturkraft machte.

In den Ritterschlachten sehen wir die Adeligen als schwergepanzerte Reiter, welche bei den germanischen und griechischlateinischen Völkern mit dem graden doppelschneidigen Schwerte, bei den Polen, Ungarn, Türken und Arabern mit dem krummen Säbel, dann überhaupt mit der Lanze kämpften, den Kern der Heeresmassen bilden.

Jeder Ritter führte sein Gefolge von Knappen oder Reitern, die leichter bewaffnet und gerüstet waren, und Leibeigenen die fast ohne Schuzwehr zu Fuß mit Pfeil, Streitaxt,

Streitmesser, Streithammer, Streitkolbe, Keule oder Wurfspieß kämpften, in's Feld.

Er bildete hiemit eine Abtheilung, welche Lanze oder Gleve hieß und die Einheit in der Schlachtordnung darstellte.

Der Bannerherr schaarte mehre Lanzen seiner Lehensvasallen um sein Banner.

Die Bannerherren stießen hinwieder mit ihrem Gefolge zu dem Reichsbanner.

Zur Zeit der Kreuzzüge theilten die Anführer ihre Heere in der Regel nationalweise in Abtheilungen und diese wieder in Unterabtheilungen.

Beide Heere rükten parallel zum Kampfe an.

Die leichten Truppen, namentlich die Bogenschüzen zu Pferde oder zu Fuß begannen den Kampf; dann folgten die Reißigen oder die Haustruppen der Großen.

Wankte hie und da die Schlacht, so brachen die Ritter, ähnlich den homerischen Helden, mit eingelegter Lanze hervor, dann artete die Schlacht in tausend Zweikämpfe aus, wobei sich jeder Ritter seinen Gegner wählte.

Manchmal saßen die Ritter auch ab und schlugen zu Fuß drein.

Zweikämpfe mit und ohne Herausforderungen fanden häufig zwischen den Rittern der feindlichen Heere statt.

Selbst nach der Erfindung des Schießpulvers, zur Zeit des „lezten Ritters“ Maximilian, fanden solche Zweikämpfe vor der Front der Landsknechtphalangen statt.

§. 84.

Die Schlacht am Marchfelde.

Das echte Conterfei einer Ritterschlacht bietet der Kampf am Marchfelde zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar II. von Böhmen.

Am 25. August 1278 rükte Rudolf auf das böhmisch-mährische Heer Ottokars in 4 Treffen vor. Voraus die Ungarn in drei auf einander folgenden Schaaren, dann Rudolf selbst mit der deutschen Reichsritterschaft, dann die österreichischen Ritter, Knappen und Knechte, dann ein Rükhalt von auserlesenen Rittern. An beiden Flügeln dekten ungarische Reiter den Heerzug, der ringsum von berittenen kumanischen Bogenschüzen umschwärmt wurde.

Angesichts des feindlichen Heeres formirte das Heer eine große Schlachtlinie am linken Ufer des Sulzbachs. Die Ungarn bildeten den rechten Flügel und lehnten sich an die March, die Deutschen das Zentrum, die Oesterreicher den linken Flügel. Die auserlesene Reserve stand weiter rükwärts.

Gegenüber stand Ottokar zwischen Dürnkrut und Zistersdorf. Am rechten Flügel standen die Böhmen, im Zentrum zwei Heerhaufen deutscher und ein Heerhaufe polnisch-schlesischer, dann am linken Flügel ein Heerhaufe russischer Hilfsvölker. Rükwärts stand ein Rükhalt Mährer unter dem Landeshauptmann Milota.

Das Feldgeschrei der Oesterreicher war „Christus,“ der Böhmen „Prag.“

Baarfüßermönche durchzogen die Reihen Ottokars Absolution spendend. Der Bischof von Basel verhieß den Kämpfern Rudolfs den unmittelbaren Eingang in den Himmel, wenn sie für die Sache Gottes gegen den mit dem Kirchenbann belegten Böhmenkönig fallen würden. Darauf stimmte er den Schlachtgesang an: „Sant Marey Mutter und Maid, dir sei unsere Noth geklagt.“

Dabei wurde das Pferd eines deutschen Ritters scheu, ging mit ihm durch und brach mitten in das feindliche Zentrum ein. Ihm folgten halb unwillkührlich das Zentrum und der rechte Flügel Rudolfs nach, und wurden so in den

Kampf verwikelt. Die Säbel der Ungarn und die Pfeile der Kumanier richteten im böhmischen linken Flügel eine große Verheerung an.

Die Hize war drükend. Freund und Feind schienen im Kampfe zu ermatten. Da stürmte der Heerhaufe der Oesterreicher in den rechten Flügel Ottokars ein. Die Blüthe des österreichischen Adels fiel in Zweikampfe des Handgemenges, namentlich 13 Trautmannsdorfs. Endlich ward der rechte Flügel Ottokars durchgebrochen. Rudolf führte sein Zentrum gegen den Feind zum Angriffe vor. Er focht im dichtesten Handgemenge, ward durch den Lanzenstoß eines feindlichen Ritters aus dem Sattel geworfen und wurde nur durch die aufopferndste Treue mehrer Ritter gerettet.

Endlich rükte Rudolfs Reserve heran und die Böhmen wandten sich zur Flucht.

Ottokar befahl dem Reservekommandanten Milota, sich ihnen in den Weg zu werfen. Allein dieser Ritter, dessen Nichte der Böhmenkönig entehrt und dessen Vater derselbe hatte verbrennen lassen, sah den Moment der Rache da. Er führte das mährische Reservekorps vom Schlachtfelde weg. Ottokar focht nun um einen rühmlichen Tod. Seine Begleiter wurden niedergehauen. Sein Pferd wurde erstochen. Er fiel kämpfend, mit 17 Wunden bedekt. Ottokars Fall war das Signal zur allgemeinen, regellosesten Flucht. Das Heer des Böhmenkönigs zählte über 14,000 Todte, verlor alles Gepäke, alle Kriegsmaschinen (Pfeilgeschoße und Steinschleudern) und wurde auf der Flucht von den Kumaniern verfolgt. Diese verwüsteten plündernd Mähren, bis sie mit Gewalt der Waffen aus diesem Lande gejagt wurden.

Am dritten Tage nach der Schlacht trennte sich das Heer Rudolfs.

Er ließ den Leichnam seines gefallenen Gegners feierlich in der Gruft des Schottenklosters in Wien beisezen. Später wurde derselbe von dem Sohne des Gefallenen, Ottokar III., nach Prag geführt und bei St. Veit beigesezt.

Der Hauptcharakter der Schlacht am Marchfelde offenbart eine dürftige Anordnung für die Einleitung der Schlacht; dann eine Reihe von Zweikämpfen oder Tiosten, wie überhaupt alle Ritterschlachten.

Waren die tapfersten Ritter besiegt, so hatte die Schlacht ihr Ende gefunden. Die siegreichen Ritter ruhten am Schlachtfelde aus und freuten sich ihres Sieges. Die Knechte suchten die Bügellosen zu fangen, das Fußvolk plünderte die Todten. Sonst ward der Sieg nicht benüzt.

§. 85.

Entstehung des Ritterwesens.

Nach dem Uibergange aus dem Allodial- in das Feudalwesen, nachdem die Lehen erblich geworden, entstand eine eigene Korporation, das adelige Ritterthum, mit eigenen Gesezen der Ehre, dem zu Folge der Adel, als ausschließendes Vorrecht zu Pferde diente und deshalb Ritter genannt wurde. Religion und Politik erhoben das Ritterthum zu einem Glanze, der alle ähnlichen Erscheinungen der Geschichte weit überstrahlt, eine Umgestaltung des Kriegswesens, öffentlichen und häuslichen Lebens bewirkte, und seine Folgen auf die fernsten Zeiten und Geschlechter erstrekte.

§. 86.

Befähigung zur Ritterwürde.

Die Befähigung zur Ritterwürde gab vor Allem eine unbeflekte adelige Geburt, die später mit dem Namen Ritter-

bürtigkeit, d. h. Abstammung von einem Rittergeschlechte durch drei Generationen bezeichnet ward. Nur die Machtvollkommenheit des Kaisers oder Königs konnte hievon eine Ausnahme bewirken, was die Franzosen jedoch als etwas Unwürdiges betrachteten. Die Verordnung von 1394, daß Niemand ein Ritterpferd haben solle, der nicht Wappengenoß wäre, führte in Deutschland den Gebrauch der Wappen erst auf Schilden, dann in Siegeln mit Schildern, als Abzeichen der Ritter herbei. Um Ritter zu werden, mußte der Aspirant vom 7. Jahre an als Junker, Bube (page, valet, damoiseau) den Dienst erlernen. Später d. h. wenn er seine Wehrhaftmachung als Knappe durch eine lange Prüfungszeit in der Umgebung eines bekannten Ritters erlangt, wurden ihm des Ritters Waffen und Pferd anvertraut. Er führte dann dessen Schlachtroß, trug ihm Schild und Lanze, band und hütete dann die Gefangenen. Dadurch war er ein Ritterlicher- oder Edelknecht geworden. Eine treue Pflichterfüllung und die geschikte Handhabung der Waffen erlaubten ihm sich nach mehren Jahren, doch nicht vor dem 21. Lebensjahre um die Ritterwürde zu bewerben. Nur Söhne von Fürsten machten hievon eine Ausnahme. Ritter ward jeder durch den Ritterschlag, welchen jeder Ritter einem adeligen Knappen ertheilen konnte und wodurch dieser „schildig“ wurde oder das Schildesamt und die damit verbundene Volljährigkeit und Ritterdienstfähigkeit erlangte.

§. 87.

Der Ritterschlag.

Der Ritterschlag war mit feierlichen Zeremonien verbunden, welche die nämlichen fast in allen Ländern Europas waren. Diese Festlichkeit fand entweder am Schlachtfelde oder zu Hause statt. Als der Graf von Suffolk bei der

Belagerung von Jargeau sich an Guillaume von Renard ergeben mußte, fragte er ihn, ob er Ritter sei. Als Renard dieß verneinte, schlug er ihn zum Ritter, umgürtete ihn mit dem Schwerte und ergab sich ihm dann zu Gefangenen.

Wenn ein Vornehmer den Ritterschlag nachsuchte, fand dieß in Gegenwart eines königlichen oder fürstlichen Hofes statt.

In einfacher, dunkler und langer Kleidung, ohne alle Verzierung stellten sich die Kandidaten, nachdem sie sich vorher durch Beichten und Fasten dazu vorbereitet hatten, am Orte der Feierlichkeit ein. Selbst ihre Pferde waren von jedem Prunke entblößt.

Nachdem sie dann ein Bad genommen, erschienen sie in einer weißen Tunika ohne Hut und Sporen vor dem Könige oder Herzoge, worauf es in feierlicher Prozession in die Kirche ging. Der Andacht folgte ein Mal, bei welchem dem neuen Ritter an einem kleinen Tische, bei welchem er weder reden, lachen, noch essen durfte, sein Plaz angewiesen ward. Dieses beendet, wurden die jungen Ritter feierlich in die Kirche zurük begleitet, wo sie bewaffnet ihre Waffenwache thaten. Des andern Morgens früh wurden sie hier abgelößt und nachdem sie sich etwas erholt hatten, ging es in feierlicher Prozession in die Kirche. In diesem Zuge trugen ein Paar Ecuyers (Knappen) die entblößten Schwerter für die zu schlagenden Ritter, die Gefäße nach Oben und daran die vergoldeten Sporen befestigt.

Von einigen alten Rittern begleitet erschienen die Kandidaten, den Degen am Halse tragend, vor dem Altare, wo das Hochamt gehalten wurde.

Sobald dieses beendigt war, fielen die Kandidaten auf die Knie und baten um die Ertheilung des Ritterschlages.

Der Ritterschlag wurde mit der Fläche des Schwertes auf beide Schultern und den Hals des mit übereinander

geschlagenen Armen knienden Ritters gegeben und bestand in drei Schlägen, im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georgs und in einem Bakenstreich zum Andenken an den Bakenstreich, den Jesus Christus von dem hohen Priester Anas duldete.

In Deutschland war die gewöhnliche Formel:

„Zu Gottes und Marien Ehr'
Empfang dieß und sonst keines mehr;
Sei tapfer, bieder und gerecht,
Besser Ritter als Knecht." —

Darauf gab derjenige, der den Ritterschlag ertheilte dem neuen Ritter den Bruderkuß. Sonach legte der Leztere den Eid ab: stets zur Vertheidigung des Königs und Vaterlandes gewaffnet zu sein, die Frauen zu schüzen, alle irdischen Güter zur Vertheidigung der Kirche zu opfern und allen sonstigen, besonders religiösen Tugenden zu huldigen. Jezt ward ihm das Schwert umgegürtet, alte Ritter legten ihm die Sporen an und die anderen Rüstungsstüke, zumal die Handschuhe; der Bischof ertheilte ihm den Segen. In geordnetem Zuge verließ man die Kirche und nun ging es zu den Feierlichkeiten, Schmausereien und Turnieren, bei denen die neuen Ritter schon Proben ihrer Geschiklichkeit ablegen konnten. Festivitäten zu denen das Volk regelmäßig besteuert wurde.

Bei dieser Gelegenheit erinnern wir uns, daß bei den alten Deutschen vornehme Jünglinge zum Kriegsdienste zu Fuße mit einem Bakenstreiche, zum Reiterdienste mit einem leichten Schlage auf die Schultern eingeweiht wurden.

Im Felde, besonders bei Belagerungen hielten die Kandidaten ihre Waffenwache in einer Mine, oder sonst auf einem gefährlichen Posten. Des anderen Tages hatten die neuen Ritter die Ehre die gefährlichsten Posten angewiesen zu erhalten.

Uibrigens gab es Ritter mehrer Ordnungen, besonders im Kriege unterschieden, wo der gewöhnliche Ritter unter

seines Bannerherrn Fahne gegen den Feind zog. So z. B. hatte ein französischer Bannerherr 1180 n. Ch. 50 Gewappnete und die dazu gehörigen Bogenschüzen also bei 150 Pferde unter sich.

§. 88.

Handschuh, Sporen, Schwert.

Von den Rüstungsstüken eines Ritters waren die wichtigsten der Handschuh und die Sporen. Des Handschuhes der rechten Hand bediente man sich bei Verträgen, Lehensverpflichtungen und Herausforderungen. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit den Sporen. Der Uiberwundene gab den rechten Handschuh und den rechten Sporen ab. Die Sporen begleiteten den Ritter bis ins Grab.

Das Schwert wurde schon in den ältesten Zeiten in großen Ehren gehalten. Man hielt es für schimpflich, daß ein Ritter den Feind mit Pfeilen und nicht mit dem Schwerte angriff, weil zu dem Leztern persönlicher Muth gehörte.

Man gab den Schwertern eigene Namen, so heißt in den Edda-Liedern von den Nibelungen, das Schwert, welches Regin dem Sigurd schmiedet „Gram“; in der Helgi-Saga hat Hromund ein Schwert „Mistelteier“; in der Wilknia-Saga heißt ein Schwert „Mimmung“; Siegfrieds Schwert hieß „Balmung.“ In den Gedichten von Karl dem Großen finden wir mehre Schwerternamen, z. B. „Joveuse“ das Schwert Karls des Großen; „Durandel“ das Schwert Rolands; „Flammberg“ das Schwert Richards von Montalban; das Schwert des Kaisers Max I. hieß „Theuerdank.“

§. 89.

Beispiele von Ritterschlägen.

Ein Bild von dem Feste des Ritterschlages gibt die Reimchronik des Fürsten von Braunschweig. Es heißt darin unter andern:

„Da nahm der Fürst, Hochgeboren,
Von seinem Oheim werth,
Dem Markgrafen, das Schwert,
Und ward selbst Ritter in der Stund.
Da ward Frauenehr' und Freude kund,
In Wonne und in Herrschaft.
Man sagt, daß da dem Fürsten gab
Sein Alter das achtzehnte Jahr.
Da der hohe Fürst, klar
An aller Tugend in Gefahr,
Empfing die ritterlichen Waffen.
Er macht Grafen und Knaben
Zu Rittern, aus dermassen viel ꝛc. ꝛc.“

Die Ertheilung der Ritterwürde an den deutschen Kaiser Wilhelm, früher Grafen von Holland, wurde durch glänzende Ritterspiele, Gastmäler und andere Lustbarkeiten gefeiert. Dieser äußerst glänzende Akt fand in der Kirche zu Köln statt.

Wenzel, König von Böhmen führte den die Ritterwürde Heischenden vor den Erzbischof von Köln, der den König am Hochaltare erwartete. Als er das Begehren Wilhelms vernahm, machte er diesem folgende Ritterpflichten bekannt: 1. Ein Ritter muß die heilige Lehre Christi selbst mit Aufopferung seines Lebens vertheidigen; 2. die Kirche, Witwen und Waisen beschüzen; 3. keine ungerechte Fehde beginnen; 4. jeden Kampf für die Unschuld bestehen; 5. die Turniere nur als Waffenübungen besuchen; 6. das deutsche Reich in Ehren halten und kein deutsches Reichslehen veräußern; 7. ein streng sittliches, makelloses Leben führen.

Hierauf legte der Erzbischof die Hände des Grafen von Holland auf das Evangelium und fragte ihn feierlich: „ob er diese Pflichten standhaft erfüllen wolle?“ Der Graf bejahte die Frage mit seinem Schwur, dann kniete er nieder

und der König von Böhmen gab ihm einen Bakenstreich, indem er sprach: „Zur Ehre Gottes, des Allmächtigen mache ich dich zum Ritter und nehme dich mit Freuden in unseren Orden auf. Bedenke, daß der Heiland für dich einen Bakenstreich von dem hohen Priester erleiden mußte, darum magst du der erlittenen Schmach dich nicht schämen, sondern das Kreuz Christi auf dich nehmen und den Tod des Heilands rächen.“ —

Hiernach gings zum Turniere. Der neue Ritter rannte bei schmetternden Trompetenfanfaren, wirbelnden Pauken und dem Klange aller Tonwerkzeuge im Lanzenkampfe gegen den König von Böhmen, und zeigte darnach seine Geschiklichkeit im Schwertkampfe.

Dann hielt er einen dreitägigen Hof und bewies durch die prächtigsten Feste, die er selbst anordnete, seine fürstliche Freigebigkeit. Dies geschah im Jahre 1147, als er zum römisch-deutschen Kaiser erwählt worden war.

§. 90.

Das Turnier.

Der Thron und das Turnier waren die Vereinigungspunkte der Ritterschaft.

Das Turnier war ein kriegerisches Kampfspiel, welches entweder bei Festlichkeiten an den Höfen oder auch sonst besonders veranstaltet wurde.

Der Ursprung der Turniere ist ungewiß, doch nehmen die Franzosen die Ehre der Erfindung in Anspruch.

Das Turnier war seinem eigentlichen Zweke nach eine Uibung der Ritter im Gebrauche ihrer Waffen und eine Produktion ihrer kriegerischen Geschiklichkeit.

Anfangs wurde nur zu Pferde turnirt; später kamen auch Fußkämpfe, als untergeordnete Kampftheile hinzu.

Anfänglich wurden die Turniere nur von einzelnen Fürsten und Herren veranstaltet, später bildeten sich eigene Turniergesellschaften, welche zu bestimmten Zeiten solche Kampfspiele veranstalteten.

§. 91.

Turnierregeln.

Waffentragen und den Turnieren als Mitkämpfer beiwohnen, war ein Vorrecht der Ritter. Deshalb hießen diese in älteren Urkunden Turniersgenoßen und rittermäßige Edelleute, welche berechtigt waren mit anderen Turniersgenoßen ins Turnier zu reiten und zu kämpfen.

Ein Grunderforderniß der Turnierfähigkeit war die Ahnenprobe.

Jeder der turnieren wollte, mußte nach dem sächsischen Landrechte wenigstens vier adelige Ahnen nachweisen. Ein Herold kündigte vor dem Turniere an, wie es in alten Chroniken heißt, ob jene, die im Turniere mitkämpfen wollten, zu Schild und Helm stiftsmäßig geboren, oder ob sie vollbürtige, vierschiltige Vater- und Muttерseits edelgeborne Lehnsturniergenossen seien, die ihre Ahnen mit Schild und Helm nachweisen konnten.

Zu den Turnierfähigen gehörten auch die alten Patrizier oder städtischen Geschlechter ersten Ranges, aber nicht die des zweiten Rangs. Leztere hatten zwar auch das Vorrecht, Waffen zu tragen, waren jedoch von den Turnieren ausgeschlossen. Sie entschädigten sich dafür durch das Armbrust- und später durch das Büchsenschießen, wobei es an berauschenden Gastgelagen nicht fehlte. Das Schwert durften sie nur dann umgürten, wenn die Sturmgloke geläutet wurde.

Wer turnieren wollte, mußte ein unbescholtener edelgeborner Rittersmann sein.

Ausgeschloßen von Turnieren waren folgende Adelige: die sich an der christlichen Religion mit Worten oder Werken vergingen; die sich gegen Kaiser und Reich ein Vergehen zu Schulden kommen ließen; die ihren Lehnsherrn verriethen oder feldflüchtig geworden waren; jeder, der Frauen und Jungfrauen entehrt oder beleidigt hatte; jeder Untreue, Siegelbrüchige und Meineidige; jeder der Attentate auf fremde Rechte beging und bezüglich Bedrükten seinen Schuz entzog; jeder der Kirchen, Witwen und Waisen beraubte oder ihnen ihr Eigenthum vorenthielt; jeder Mörder und Strassenräuber, jeder Ehebrecher und unsittlich lebende Edle, jeder der vom Faustrechte einen unerlaubten Gebrauch machte, den Landfrieden brach, endlich jeder der seinem ritterlichen Stande nicht gemäß lebte, Handel- und Wechselgeschäfte trieb oder sich aus Gewinnsucht zu Handlungen verleiten ließ, die sich mit der Ritterwürde nicht vertrugen.

Solche Edelleute sollten — wie es in den Turnierartikeln hieß — auf offenem Turniere geschmäht, gestraft und geschlagen werden.

Der Briefadel, bei welchem die deutschen Könige den Stand und die Rechte des Adels durch einen Gnadenbrief ertheilten, war nicht turnierfähig.

Die Heilbronner Turnierordnung vom Jahre 1484 bestimmte überdies, daß eine Mißehe, wenn nämlich ein Ritter die Tochter eines Bürgers heirathete, die Turnierfähigkeit vernichtete.

Die Strafe eines Ritters, der gegen die Turniergeseze gefrevelt hatte und zum Turniere einreiten wollte, wird durch die Benennung „Zaunritter“ charakterisirt. Ein solcher Ritter wurde nämlich vom Pferde abgesezt, geschmäht, mit Kolben und Spießruthen geschlagen, und mußte bis zum Schluße der Turniers auf den hölzernen Turnierschranken reiten.

Manchmal wurden Eindringlinge, denen die Turnier-fähigkeit abging, so sehr mißhandelt, daß sie darüber das Leben einbüßten. Ein alter Reimspruch sagt:

„Wer untüchtig war zum Turnier,
Den schlugen oft drei oder vier,
Und thäten ihn mit Kolben bläuen,
Daß ihm sein Leid mocht gereuen.“

Wer zum Turnier geladen war und wegblieb, mußte eine Geldstrafe erlegen. Man citirte ihn hierauf zum nächsten Turnier. Blieb er auch davon weg, so citirte man sein ganzes Geschlecht zum dritten Turnier und dasselbe mußte ihn dann in die Strafe nehmen.

Bei dem Turniere durften keine anderen als die geprüften und erlaubten Waffen geführt werden.

Kein Turnierer durfte sich im Sattel befestigen, sondern jeder mußte frei in den Bügeln sizen. Wer mehr Schuzwaffen führte als erlaubt waren, verlor Roß und Zeug und wurde von den Herren und Rittern, sowie von den Frauen und Jungfrauen geschmäht und als feig verachtet. Das Turnierzeug mußte so beschaffen sein, daß es keinen Schaden thun, weder stechen noch schneiden konnte.

Ein Fürst durfte nur drei, ein Graf oder Freiherr nur zwei und ein Ritter oder Edelknecht nur einen Knecht ins Turnier nehmen. Der Knecht durfte seinem Herrn keinen anderen Beistand leisten, als manchmal den Zaum seines Pferdes ein wenig zu leiten, um dem Turnierer einen Vortheil zu verschaffen oder von ihm einen Nachtheil abzuwenden.

Kein Turnierer durfte den Zaum seines Gegners fassen, noch weniger aber den Gegner mit Kolbe und Schwert verlezen oder überhaupt gefährlich stoßen und bedrängen.

Bei Abfassung der Turnierartikel wurden große Berathschlagungen gehalten, und die vornehmsten Ritter mußten ihr

Gutachten abgeben. Waren die Artikel abgefaßt, so wurden sie von den Deputirten der vier Turnierlande des deutschen Reiches, Rheinpfalz, Bayern, Schwaben und Franken unterschrieben und besiegelt; darnach von den Turniervögten und Herolden öffentlich verkündet.

Vor dem Turnier waren die Städte, wo das Turnier abgehalten werden sollte, Jedermann offen und frei, mit Ausnahme von Kezern, Mördern und Verräthern. Diese Freiheit und Freizügigkeit wurde 14 Tage vor dem Turniere ausgerufen und dauerte 14 Tage nach Beendigung des Waffenspieles.

Kam der bestimmte Tag, so war jeder Turnierer verpflichtet, zu dem Turniervogt zu gehen, zu welchem er gehörte und sich bei demselben einschreiben zu lassen. Keiner durfte ein bösartiges, bissiges oder schlagendes Pferd ins Turnier reiten, widrigenfalls er gestraft wurde.

§. 92.

Turniergericht.

Uiber die strenge Beachtung der Turnierartikel wachte ein Turniergericht, welches aus den Turniervögten, welche die Aufsicht über die Ritterspiele führten; Wappenkönigen, welche die Wappen prüften; dann Herolden und einigen Frauen bestand.

Jede Klage mußte diesem Turniergerichte zur Entscheidung vorgelegt werden, was dieses darüber entschied, galt als ein unumstößlicher Urtheilsspruch. Hatte eine Dame Grund zur Beschwerde über einen Ritter, oder sonst gegen seinen Lebenswandel etwas einzuwenden, so durfte sie nur dessen Helmkleinodien oder Schild bei der Wappenschau berühren, um die Turnierrichter darauf aufmerksam zu machen, daß der Besizer nicht turnierfähig sei. Diese Richter unter-

suchten sogleich die Beschwerde und wogen gewissenhaft die Beweise ab.

Die vorzüglichsten Beweise für die Turnierfähigkeit waren: Schild, Helm und Kleinod.

„Als die gänzliche Umhüllung mit Waffen — sagt Büsching in seiner Abhandlung über die Ritterzeit — es unmöglich machte, aus der Gleichheit aller den Einzelnen zu erkennen, suchte man ein äußeres, unzweifelhaftes Kennzeichen. Man mahlte bestimmte Zeichen oder Zierrathe auf die Schilde. Andere Zeichen brachte man an einem Theile der Waffenrüstung an, gewöhnlich an dem Helme und Waffenroke. So entstanden die Waffenschilde und Helmzeichen oder Kleinodien, die sich von den Kreuzzügen angefangen immer fester und sicherer ausbildeten, in den Adelsgeschlechten vererbten und unter öffentlicher Bestätigung und Anerkennung, die Unterscheidungszeichen der adeligen Familien wurden. Das Wappenzeichen des Schildes führte die ganze Familie gemeinschaftlich; durch die Helmkleinodien, die meist in metallenen Thiergestalten bestanden, unterschieden sich die Seitenlinien.“

Der Herold, der vor dem Turniere die Wappenschau abhielt, erhielt dafür einen Goldgulden.

§. 93.

Einladung zum Turniere, Turniervögte, Grieswärtel und Prügelknechte.

Die Verkündigungen der Turniere geschahen gewöhnlich im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau.

Man schritt zuerst zur Wahl des Ortes, wo das Turnier abgehalten werden sollte. Derselbe hieß Turnierhof.

Die Auswahl desselben hieß Turnierlegen.

Die Einladung zum Turniere geschah durch einen Wappenkönig oder Herold, dessen Roß ganz mit dem Wappen des

Turniervogts bedeckt war, der ihn gesendet hatte. Er überreichte dem Eingeladenen ein Schwert und machte demselben Zeit, Ort und Bedingungen des Turniers bekannt. In der Einladung war auch meistens die Absicht ausgesprochen, warum das Turnier gehalten werden sollte; damit nämlich die jungen Ritter ihre Kraft durch den Müssiggang nicht schwächen lassen und die hohe Bestimmung ihres Standes zum tapfern und gewandten Gebrauche ihrer Waffen immer vor Augen behalten möchten. Zugleich überreichte der Wappenkönig ein Verzeichniß von 8 Personen, nämlich 4 Edlen und 4 Rittern, die zu Turniervögten erwählt worden waren. Diese Turniervögte ernannten die Grieswärtel und Prügelknechte.

Die Grieswärtel, deren Name von Grit oder Kampf und Wartel oder Beobachter abgeleitet wird, waren Aufseher, welche auf dem Turnierplaze unter den Kämpfern die Ordnung erhielten. Die Prügelknechte, welche so hießen, weil sie mit Stöken versehen waren, hatten die Verpflichtung, den Kämpfern die Waffen zu reichen, denselben in Noth und Gefahr zu Hilfe zu kommen und die Zuschauer in Ordnung zu halten.

Die Turniervögte bestimmten ferner, welche Waffen gebraucht, wie viel Lanzen gebrochen, d. i. wie viel Kampfgänge mit der Lanze und wie viel mit dem Schwerte gemacht werden sollten.

Endlich war es das Amt der Turniervögte die Anmeldung der Ritter, welche in die Schranken einreiten wollten zu empfangen und einzuschreiben.

§. 94.
Der Turnierhof.

War der Turnierhof gewählt, so begaben sich die Turniervögte dahin, um mit den Ortsbehörden über alle bezüglichen Erforderniſſe zum Turniere zu unterhandeln.

So ritten einst — laut dem Turnierbuche — sechs Edle, als Werber nach Nürnberg und zeigten den Entschluß des Kaisers an, daselbst ein Turnier abzuhalten. Der Bürgermeister und Rath erklärten sich durch diese Wahl geehrt und bereit nach Vermögen dem Ritterspiele förderlich sein zu wollen. Darauf wurden die Anstalten zur Beherbergung, Bewirthung und zum ungestörten Aufenthalte der geladenen Gäste getroffen.

Die Werber sorgten für die Einrichtung des Turnierplazes, der Schranken und Gerüste für die Zuschauer. Diese Bühnen wurden auf das Prächtigste mit reichen Tapeten, Vorhängen, Panieren, kleinen Schildern und Fahnen ausgeschmükt. Auch wurden besondere Pläze für die Könige und ihre Gemahlinen, für die Prinzen und Prinzessinen, für die Hofleute, dann für die alten Ritter bereitet, welche durch langjährige Erfahrung und Uibung in den Waffen, Anspruch auf die Würde der Kampfrichter erlangt hatten. Diese ehrwürdigen Greise sahen mit der innigsten Theilnahme den Kraftübungen und Waffenkünsten des jüngeren Geschlechtes zu, in dessen Thaten sie sich selbst verjüngt sahen.

Da sich zu den Turnieren ein überaus zahlreiches Publikum aus allen Ständen drängte, so mußte darauf bei der Wahl des Plazes Rüksicht genommen werden. Man wählte denselben meistens in den Reichsstädten Deutschlands, deren größere Gebäude man zur Wappenschau brauchte. Manchmal traf jedoch auch die Wahl einen geräumigen Plaz in der Nähe eines Klosters, dessen Kreuzgänge zur Wappenschau benüzt wurden.

§. 95.

Der Turnierhof und das Turnier in Erfurt.

So zog der Kurfürst Friedrich von Sachsen, nachdem er zuvor ein Turnier öffentlich verkündigt hatte, nebst seinem

Bruder Johannes in Erfurt mit 200 Pferden ein. In seinem Gefolge befanden sich 18 Grafen und viele Ritter. Vorher hatte die Stadtbehörde, nach der Anmeldung der herzoglichen Werber — wie eine thüringsche Chronik meldet — „auf dem Anger eine doppelte, vierekige Planke von dem Lindwurme an einem Ende bis zu den Speerstangen am anderen, von starkem Holze errichtet, welche den mit feinem Sande bestreuten, länglichen Stechplan einschloß und 4 Eingänge hatte, wovor Schläge oder Schranken von Holz waren, die man aufzog zum Aus- und Einreiten. Der Rath ließ ein Haus bauen, hart an der Planke, in welchem 4 Gallerien oder Schauböden übereinander, nicht stufenweise wie im Circus der Römer, auch nicht ringsumlaufend, sondern in Stokwerkform und in einer Länge von 12 Klaftern, ragten. Auf der ersten Gallerie hatten die Aeltesten vom Rathe, auf der zweiten einige adelige Zuschauer, der höhere Hofstaat, der Marschall, Hofmeister, Kanzler und die Räthe; auf der dritten der niedere Hofstaat und die anderen anwesenden Standespersonen, endlich auf der vierten und obersten Gallerie die bürgerlichen Gäste aus der Stadtgemeinde, ihre angewiesene Stehpläze."

„Quer an dem Hause, welches diese Gallerien enthielt wurden drei lange Tücher gespannt. An dem mittelsten hingen die Wappen des Kurfürsten von Sachsen, der das Turnier gab, und seines Bruders Prinz Johann. Auf den beiden Seitentüchern waren die Wappen der Grafen, Ritter und Edlen, welche turnierten, ausgehängt."

„Nach dem Einzuge, der am Dienstage geschehen, gingen die Herzoge und anderen Turnierer Mittwoch, am Peter und Paultage, um acht Uhr Morgens zur Messe in die Liebfrauenkirche. Darnach zogen sie auf den Anger, wohlgeharnischt und rannten daselbst im Stechplane zwei und zwei

gegen einander mit scharfen Lanzen. Nachdem sie zusammengerannt, zogen sie die Schwerter und hieben einander über Kopf, Arm, Brust und jeden beliebigen Körpertheil so lange, bis zwölf Grieswärtel mit langen Stangen bewaffnet zwischen die Kämpfer ritten und dieselben von einander schieden.“

„Hierauf hingen einige Paare, welche turnirt hatten ihre Schilde auf das am Hause ausgespannte oberste Tuch. Die ersten waren der Kurfürst und der Prinz Johann von Sachsen, doch nicht gegeneinander, sondern jeder gegen einen Grafen; nach welchen sofort zwei andere, bis zum lezten Kämpferpaare kamen.“

„Da dieses vorüber war, zogen zehn Turnierer gegen den Lindwurm und zehn andere ans jenseitige Ende des Stechplans gegen die dort aufgerichteten Speerstangen. Beide Partheien rannten nun auf einmal mit scharfen Gleven oder Lanzen. Dann nach dem Ritte zogen sie ihre Schwerter und rannten mit diesen gegen einander.“ —

Mit den Lanzen suchten sich die Turnierer aus dem Sattel zu werfen und mit den Schwertern die Kleinode von den Helmen abzuhauen, wie dies aus folgender Stelle des Turnierbuchs hervorgeht: „Als der Tag kam und das Turnier getheilt war, so daß jeder wußte, wann er reiten sollte, blies man zu rechter Zeit auf, in den Schranken. Darauf kamen aus den geöffneten Schranken die Turnierer hervor und ritten hinter dem gespannten Seile auf, das sie von dem Stechplan zurükhielt. Als die Stunde schlug, gingen die Schranken zu, die Seile wurden abgehauen. Das Turnier ging an und währte zwei Stunden. Hiernach blies man wieder auf; die Turnierer ließen die Streitkolben, mit denen sie gekämpft hatten, fallen, griffen zu den Schwertern und hieben einander die Kleinode ab. Darauf gingen die Schranken wieder auf und das Turnier war vorüber.“ —

§. 96.

Die Turnierwaffen.

Die Waffen, deren man sich beim Turniere bediente, waren sehr verschieden. Man liest in den Turnierbüchern, daß die Ritter mancherlei Kampfspiele übten, namentlich Ringen, Springen, Laufen, Stein- und Stangenstoßen, Stechen ins hohe Zeug mit Lanzen, Kolben- und Schwertkampf.

Die Turniergeseze untersagten alle Waffen, deren Gebrauch dem Leben der Turnierer gefährlich werden konnte. Aber die Geseze wurden nicht immer beobachtet und so kamen manchmal schwere, ja tödtliche Verlezungen vor.

Die Hauptstoßwaffe der Ritter war die Lanze. Sie bestand nach Art der Lanzen bei den schweren Reitern der alten Römer, aus einem etwa zwei Klafter langen Schafte von Eschenholz, mit einer eisernen Spize. Der Schaft hatte unter der Mitte eine verdünnte Handhabe und lief nach unten in eine Spize aus, er hatte daher die Form zweier gegen einander gekehrter Kegeln. Die Lanze hieß auch Gleve.

In den Turnieren brauchte man gewöhnlich stumpfe Lanzen, an denen auf der Spize ein Krönchen angebracht war, daher sie auch Krönige hießen.

Das Spiel mit der Lanze hieß das Rennen, weil es im vollen Laufe des Pferdes geschah, wobei der Ritter die Lanze eingelegt hielt und mit der Spize den anrennenden Gegner geschikt zu treffen und in den Sand zu werfen suchte. Mit stumpfen Lanzen geschah das Rennen zu Schimpf, mit scharfen das Scharfrennen.

Da der Lanzenschaft beim Anpralle zweier gepanzerter Ritter leicht und häufig brach, so nannte man das Lanzenrennen auch Lanzenbrechen.

Ritter, die keine adeligen Lehensleute besaßen, führten auf der Lanze ein schmales, zugespiztes und geschweiftes Fähnchen.

Erlangten sie jedoch ein Gefolge von edlen Lehensleuten, so pflanzten sie ein breites, vierekiges Fahnentuch als Feldzeichen auf die Lanze, welches Banner oder Panier hieß, so wie sie selbst sich Bannerherrn nannten.

Der Speer oder Spieß war eine kleinere Art Lanzen, an der Handhabe mit einer ledernen Schnellschleife versehen, welche die Ritter gegen einander oder gegen ein bestimmtes Ziel geschikt zu schleudern wußten.

Das Schwert war über 3 Fuß lang, zweischneidig, mit einem Griffe, der die Form eines Kreuzes hatte. Oft war es so gewichtig, daß es nur mit beiden Händen geführt werden konnte. Der Griff war häufig mit Draht umflochten und lief in einen großen Knopf aus.

Die Schwertscheiden waren manchmal von schwarzem oder weißen Leder, bandartig oder mit Knöpfchen besezt.

Ein Turnierschwert sollte nur drei Zoll breit und an der Spize abgeschliffen sein, damit man keine Schnitt- und Stichwunden bewirken könnte. Dasselbe wurde bei der Wappenschau gleich den Kleinodien streng untersucht, wenn es die gesezlichen Eigenschaften hatte, bezeichnet und nur in diesem Falle zum Turniergebrauche zugelassen.

Der Dolch, den der Ritter am Leibgürtel trug, war eine kostbare Waffe, oft am Griffe reich mit Edelsteinen besezt und mit einer reichgeschmükten Scheide versehen. Seiner durfte man sich nur im gerichtlichen Zweikampfe auf Tod und Leben oder in der Feldschlacht bedienen. Im Turnier war sein Gebrauch unerlaubt. Hatte der Ritter seinen Gegner aus dem Sattel geworfen, so sprang er selbst vom Pferde herab, kniete dem Besiegten auf die Brust und riß

den Dolch aus dem Gürtel zum tödtlichen Stoße, der auch der Gnadenstoß hieß, weil dabei manchmal die Gnade des Siegers angerufen wurde, und dem Besiegten das Leben erhielt.

Die Streitkolbe war eine Art Keule, die man sowol in Turnieren als im Felde gebrauchte und bestand aus einem hölzernen Stiele, woran ein dikes, keul- oder kugelförmiges metallbeschlagenes oder ganz metallenes Ende war.

Dieses Ende war manchmal eine Kugel, aus welcher dike eiserne Stacheln hervorragten und dann hieß die Waffe, welche jedoch bei Turnieren verboten war, Morgenstern.

Manchmal waren an dem Kolbenende große eiserne Kugeln mittelst Ketten befestiget, die beim Schwunge des Kolbens den Schlag verstärkten.

In Turnieren waren eigentlich nur hölzerne Kolben erlaubt, daher der Turnierkampf zu Schimpf und nicht zu Ernst, auch Stekenspiel hieß. Die Kolbe war besonders dazu geeignet den Gegner mittelst eines platten Schlages auf die metallene Rüstung zu betäuben und diese, so wie die anderen Waffen zu zerschlagen.

Die Kolbengerichte waren gerichtliche Zweikämpfe mit Kolben der gefährlicheren Gattung.

Die Streitaxt war eben so wenig eine beim festlichen Turniere erlaubte Waffe.

Die Streitaxt stak an einem dünnen Griffe und hatte vorn die Form einer gewöhnlichen Eisenhake, rükwärts aber lief sie in eine Halbmondförmige Spize aus.

Der Streithammer war ein Metallklumpen, der öfters mittelst drei eisernen Ketten an einem hölzernen Stiele hing.

Dies waren die Ritterwaffen im Nahgefechte. Beim Kampfe in der Ferne gebrauchten die Ritter in der Schlacht

folgende Waffen: Anfangs Bogen und Pfeile, später die Armbrust, welche den römischen Katapulten im Kleinen nachgebildet ward, und Pfeile mit Widerhaken, oder mit platten metallenem Ende, die am Rükende durch Federn beim Fluge im Gleichgewichte erhalten wurden, mit eben so großer Sicherheit als Gewalt in die Ferne nach einem Ziele abschnellte.

Schuzwaffen der Ritter waren: Der Panzer oder Harnisch, dessen Haupttheil die Halsberge oder Brünne hieß und aus vielen rautenförmigen oder durchbrochenen, oder maschenförmigen Eisenstüken, oder aus Eisenschuppen bestand, und Hals und Brust bedekte. Unter dem Harnisch trug der Ritter einen wattirten elastischen Rok, ein Lederwams, welches in späteren Zeiten mit den Schuppen benäht wurde, während ursprünglich Wams und Panzer gesonderte Kleidungsstüke waren.

Eine besondere Art Pànzer war der Krebs, welcher aus großen Eisenstüken zusammengesezt war, die an den Schultern, Armen, Lenden und Füßen beweglich waren.

Uiber den Harnisch trug der Ritter den Waffenrok ohne Aermel von feinem Tuche, zierlich gestikt und mit kostbarem Pelzwerke versehen, welcher gewöhnlich bis zum Knie reichte und ober den Hüften durch eine Leibbinde festgegürtet wurde, die Feldbinde hieß. Die Farbe der Feldbinde verrieth das Land und die Nation des Ritters; manchmal war sie bloß seine Leibfarbe. Die Franzosen trugen weiße, die deutschen Reichsheere später rothe, die Flamminger dunkelgrüne, die Lothringen gelbe, die Champagner blaue Binden.

Zur Schuzwehr der Arme und Beine dienten die Arm- und Beinbergen, Streichhosen oder Gurthosen von Leder, mit eisernen Knöpfen und Schienen besezt und mit eigenen Eisengewinden an den Knien, Elbogen und Achseln versehen.

Der Helm schüzte den Kopf nach allen Seiten. Er war nach dem Range des Trägers vergoldet, versilbert oder von Stahl und Eisen, aber stark genug, um dem Schlage eines Kolbens oder Schwertes zu widerstehen. Der offene Helm hieß Turnierhelm, der geschlossene Stechhelm.

Das Visier war ein Gegitter vor dem Gesichte, das nach Umständen auf- und niedergeschoben werden konnte. Ließ man es herabfallen, so schloß es an das Kinnblech, das wieder mit dem Halsbleche verbunden war. Visier, Kinnblech und Halsblech waren durch das eherne Halsband verbunden, welches bis über die Schultern herabreichte.

Nebst den Helmen gebrauchte man auch eiserne Hüte, und Schuppenmüzen aus kleinen Metallstüken.

Der Helm hatte oben einen Auffaz oder Helmschmuk, z. B. bei dem Könige eine Krone, bei Anderen Adlerflügel, Hörner &c. Hiezu kam später das Bänderbüschel, welches um den Helmschmuk gewunden wurde und zum Festziehen der Helmdeke diente, die gleich einer aufgeschobenen Kapuze den Helm umschloß, wenn der Ritter kämpfte.

Auch der Dank, den der siegreiche Ritter als Preis im Turniere erhielt, prangte oben auf dem Helme und da jener oft aus einem Kranze oder einer Krone bestand, die der Sieger auf dem Helme tragen durfte, so nannte man auch den Turnierhelm einen gekrönten Helm.

Durch die Helmabnahme bezeugte der Ritter seine Achtung gegen Gott und die Damen.

Zur Geschichte des Helmes gehört die Bemerkung, daß derselbe in den ältesten Zeiten von den Griechen aus der Haut des Seehundes, von den Römern aus starkem Rindsleder und später aus Metall verfertigt wurde. Die alten Deutschen bedekten ihr Haupt mit dem ausgehöhlten Kopfe

wilder Thiere, deren Haut ihnen als Mantel über die Schultern herabhing.

Zu den Turnier- und Schlachtwaffen der Ritter gehörte auch der Schild, der zum Auffangen der feindlichen Hiebe diente. Er war rund, oval oder sonst von beliebiger Form.

Die alten Deutschen hatten hölzerne Schilde. Später wurde über die Holzplatten oder das Holzgerippe Rindshaut, in einer oder mehren Lagen übereinander gezogen. Darnach wurde das Leder mit Metall eingefaßt und zulezt mit Metallplatten und Bukeln belegt, ja manchmal in der erhabenen Mitte der Auswölbung mit einem Spieße versehen, wodurch der Schild nicht bloß Schuz-, sondern auch zugleich Angriffswaffe ward. Es war ein großer Schimpf, den Schild verloren zu haben. Den Rittern trugen eigene Knappen den Schild nach, welche Schildknappen hießen.

Gleichwie die Helmkleinodien zum Unterscheidungszeichen der verschiedenen Linien eines Hauses oder Geschlechtes dienten, so war des Wappenschild das eigenthümliche Kennzeichen seines Trägers. In der Regel befand sich darauf sein Wappen gemalt, oft auch sinnreiche Devisen.

Solche Devisen bestanden aus einem Wahlspruche verbunden mit einem Embleme oder Sinnbilde. Bei den Franzosen waren besonders die Farbendevisen beliebt. Schwarz bedeutete Schmerz, Trauer, Grün Hoffnung, Roth Liebe, Freude, Blau Treue, Weiß Reinheit ꝛc. der Graf von Montreal führte auf seinem Schilde einen Blizstrahl mit der Uiberschrift: „Nichts widersteht seinem Schlage.“

Manche Ritter trugen auf ihrem Schilde das Zeichen der Verbrüderung, welcher sie angehörten, z. B. die Löwenritter; manche führten einen leeren Schild, bis die erste Waffenthat ihnen Stoff zu einer Devise gab.

Bei Leichenzügen wurden die Schilde zum Zeichen der Trauer verkehrt.

Von der Bedeutung des Schildes rühren manche Redensarten her, z. B. eine Schilderhebung, etwas im Schilde führen 2c.

Eine größere Art Schilde, welche beim Fußkampfe den ganzen Körper deckten, hießen Tartsche.

In einer Prager Bilderbibel aus der Zeit des Kaisers Karl IV. erscheinen die Schilde bald klein und dreiekig, bald größer und harfenförmig, bald eirund mit einer Zuspizung nach unten und einem Bukel in der Mitte, von welchem sich eine strahlenförmige Verzierung über den ganzen Schild ausbreitet. Der linke Arm ward auf der inneren, concaven Seite durch zwei Riemen gestekt. Auf der convexen Seite erblikt man einfache Wappenschilder mit Adlern, Adlerflügeln, Querbalken, Blumen 2c. In der Königinhofer Handschrift heißt es unter Andern:

„Ludik haut mit seinem Schwerte
Nach dem Schilde und durchhaut drei Häute.“

In dem Adelsdiplom, welches der Kaiser Maximilian I. der Familie Brandenstein ertheilte, heißt es: „er habe ihr nachstehendes Wappen und Kleinod verliehen, nämlich ein silberfarbenes Wappenschild, darin ein goldener, aufgerichteter Löwe; ober dem Schilde ein Turniershelm mit einer weißen und gelben Helmdeke und einer goldenen Krone geziert, woraus ein goldener Löwe aufsteigt.“

Die Handschuhe waren beblecht. Uiber ihre Bedeutung, sowie über jene der Ritterspοren, welche vergoldet waren, haben wir bereits gesprochen und bemerken noch, daß so oft ein Ritter einen anderen zum Zweikampfe herausforderte, er diesem den Handschuh hinwarf. Das Aufheben des Handschuhes galt als Zeichen, das die Ausforderung angenommen sei.

Zur vollständigen Ausrüstung des Ritters gehörte noch das völlig gepanzerte Streitroß. Dieses war ein Hengst,

der von dem Knappen an der rechten Hand geführt und nur unmittelbar zum Reiten in die Turnierschranken oder in die Schlacht von dem Ritter bestiegen wurde. Sonst ritt der Ritter Mayden d. i. leichtere Pferde, Stutten oder Wallachen. Der Kopf des Streithengstes ward durch eine eiserne Larve gedeckt, worin für die Augen Löcher ausgeschnitten und mit Drahtgitter versehen waren. Oben an der Kopfrüstung ragten zwei kleine eiserne Röhrchen empor, worin Federbüsche stacken. Uiber die Nase ging eine etwas längere Schneppe, unten am Maul öffnete sich ein Ausschnitt, um die gehörige Festigung des Gebisses und der Stange anzubringen. Die Halsrüstung war aus verschiebbaren Metallstreifen zusammengesezt und mit eisernen Stäbchen an das Kopfstück befestigt. Der Brustharnisch war eine längliche Metallwölbung, mit Haken an den Sattel befestigt und in der Mitte mit einer metallenen Halbkugel versehen, an welcher sich die Gewalt der Lanzenstöße brach. Der Sattel war hoch und schwer, von Holz, vorn und hinten mit einer metallenen Wand. Der Ritter saß tief und fest darin und konnte nur schwer aus dem Sattel gebracht werden. Zu beiden Seiten desselben hingen die Steigbügel an eisernen Ketten herab. An der Hinterwand des Sattels befanden sich zwei eiserne Haken, an denen die Rüstung für das Hintertheil des Pferdes angehängt war. Diese Rüstung war sehr breit und hoch gewölbt und bedekte die ganze Croupe. Außerdem waren die Pferde mit fliegenden Decken, worin die Wappen eingestikt erschienen, bedekt.

Die Zügel waren breit und mit Metallplatten belegt. Beim Turniere wurden färbige Bänder, an denen Quasten mit Glöckchen hingen, in die Mähnen und Schweife eingeflochten.

§. 97.

Das Turnier.

Das Turnier war ein eben so prächtiges als bedeutungsvolles Schauspiel.

Schon am Vorabende hielten die Knappen oder Wappner ein Vorturnier ab.

Beim Anbruche des Tages strömte das Volk im Festgewande zu dem eigentlichen Turnier oder Meisterturnier nach dem Turnierplaze und drängte sich in zahllosen Massen rings um die Brüstung, welche den Kampfsplan einschloß (S. §. 94).

Ein Trompetensignal ertönte.

Im ernsten, majestätischen Zuge begaben sich die turnierenden Ritter in der prächtigsten Waffengattung nach dem Kampfplaze. Hinter ihnen zogen die Knappen daher. Alle zu Pferde.

An dem Helmschmucke und den Rüstungen der Ritter prangten die Zeichen der Damen, zu deren Ehre und in deren Namen die Erstern kämpfen wollten. Diese Zeichen bestanden in Schleifen, Schärpen, Armbändern ꝛc. Einige Ritter trugen das Bild der Damen, deren Dienste sie sich geweiht hatten und mit deren Farbenzeichen sie sich schmücken, an goldenen Ketten am Halse. — Die Damen sahen dem Kampfe zu und befeuerten ihre Ritter durch Theilname zu den kühnsten Proben von Muth und Gewandtheit. Ging in der Hize des Gefechtes ein Pfand der Dame zu Grunde, so sandte diese ihrem Ritter ein anderes durch ihren Edelknaben, um seinen Muth neu anzufeuern.

Dagegen wandte der Ritter alle Sorgfalt an, um das Pfand nicht zu verlieren und legte die eroberten Pfänder der Gegner seiner Dame zu Füßen. Nicht selten überlieferte er ihr den besiegten Gegner, der sich ihm durch Uiberreichung

des Sporens und Handschuh's (siehe §. 88) ergeben hatte, sammt dessen Pferde.

§. 98.

Kampfarten.

Die Ritter turnierten entweder im Zweikampfe, mit Kolben-, Lanzen- und Schwertrennen, oder auch parteiweise gegen einander. Bei dem lezteren Kampfe war jede Partei durch besondere Farbenzeichen kennbar.

Bei den deutschen Turnieren waren verschiedene Danke als Preise für dreierlei Lanzengefechte üblich, nämlich für das Stechen über die Schranken, das Stechen im hohen Zeug und das Gesellenstechen.

Das Stechen über die Schranken bestand darin, daß auf dem Turnierplaze eine hohe Lattenwand zwischen zwei Lanzenstechern aufgerichtet war. Diese rannten beiderseits gegen einander und suchten sich über die Wand stechend aus dem Sattel zu werfen. Dabei führte man die Lanze in der rechten Hand und drückte das Ende des Schaftes mit dem Arme gegen die Seite, während man die Spize über das linke Ohr des Pferdes emporhielt. Man suchte den Gegner über der Wand auf den Leib oder auf die Mitte des Schildes zu treffen, und durch die Gewalt des Stoßes in den Sand zu werfen. Wer auf diese Weise getroffen vom Pferde herabfiel, der hatte, wie es in der Kunstsprache hieß, „einen ledigen Fall genommen.“ — Wer seinen Gegner mit der Lanze so traf, daß diese brach, dem wurde dies eben so angerechnet, als hätte er denselben aus dem Sattel geworfen. Dagegen galt es für eine Ungeschicklichkeit und Schande, statt des Gegners dessen Streitroß zu treffen, daß dieses, wie es oft geschah, tod zur Erde stürzte. — Bei diesem Zweikampfe erschienen die Ritter in vollständiger Rüstung.

Das Stechen im hohen Zeug war gleichfalls ein Lanzenrennen Einzelner in schwerer Rüstung. Nur waren dabei die Kämpfer nicht durch eine Wand oder einen Schranken von einander geschieden.

Das Scharfrennen oder der ernste Kampf war ein Stechen im hohen Zeug mit tödlichen Waffen, ein Zweikampf auf Leben und Tod, in Folge einer Ausforderung und fand als Ehrenduell, Gerichtskampf oder Gottesurtheil statt.

Gesellenstechen scheint der Name für das Gefecht ganzer Schaaren oder Parteien gewesen zu sein.

Mit dem Damenstoße wurde in der Regel das Turnier beendet. Es war dies ein Kampf mit der Lanze, dem Kolben oder dem Schwerte zur Ehre der Damen, deren Farben die Kämpfer trugen. Der Besiegte gestand der Dame seines Gegners den Vorzug über seine eigene zu. Dieser Kampf endete nicht selten mit dem Tode oder der Verstümmlung eines Gegners.

Fand derselbe aus Anlaß der Beleidigung einer Dame statt, so war er ein Kampf auf Leben und Tod, wobei zulezt zum Dolche gegriffen ward.

§. 99.

Der Dank.

War der Kampf entschieden, so empfing der Sieger die Glückwünsche der zahlreich versammelten Gäste und die Huldigung, die sein Muth und seine Geschicklichkeit verdienten. Tausendstimmig erscholl auf dem Turnierplaze sein Name. Der Herold, der in Frankreich Waffenkönig hieß, weil er dort die kriegerischen Ceremonien zu ordnen hatte, einen Waffenrock und Federhut trug, und in der Hand einen weißen Marschallstab führte, machte den Sieger bekannt, mit dem Beisaze: „Ehre den Söhnen biederer Helden!“ — Oft rief

man auch dabei: „Ehre den Damen, Tod den Pferden." — Nach geendetem Turniere erhielten die Herolde und Spielleute vom Sieger ansehnliche Geschenke. Bei jeder neuen Austheilung pries man ihn mit dem Rufe: „Freigebigkeit und Edelmuth!" — Diese Zahlung hielt jeder Ritter für eine Ehrenpflicht und dieselbe ward eine reiche Fundgrube für die Harfner, Dichter und Sänger, ja selbst für die Possenreißer, denn jeder Dichter suchte sie für das ihm gespendete Lob großmüthig zu lohnen. Werthvolle Sachen, die auf dem Turnierplaze zu Boden fielen, z. B. Gold- und Silberplättchen, Geschmeide :c. waren eine Beute der Herolde und Spielleute.

Die Austheilung des Turnier-Dankes geschah mit großer Gewissenhaftigkeit, nach dem Urtheile der Kampfrichter. Wer die meisten Lanzen gebrochen, die meisten Gegner in den Sand geworfen, wer diese Waffe am geschicktesten zu schwingen, oder Schwert und Kolbe am besten zu führen wußte; wer sich, ungeachtet des heftigsten Andranges, fest im Sattel erhielt, und das Visier nicht geöffnet hatte, um frische Luft zu schöpfen, hatte den meisten Anspruch auf den Dank. Alle diese Kampfmomente wurden genau von den Herolden beobachtet. Hiernach wurden die Stimmen gesammelt und es thaten zuerst die Fürsten, dann die ältern Ritter und zulezt die vor dem Turniere zu Turnierrichtern gewählten Edlen den Ausspruch, wem sie die Ehre des Sieges zuerkannten. Oft wurde die streitige Frage den Damen zur Entscheidung vorgelegt, und welchem Ritter sie den Preis ertheilten, der behielt ihn ohne Widerspruch.

Der höchste Triumph und köstlichste Lohn, der mit der Zuerkennung des Dankes verbunden war, bestand darin, daß der Sieger das Recht erhielt auf den Mund der Dame, die ihm den Dank reichte, öffentlich einen Kuß zu drücken.

Gewöhnlich schmückte die vornehmste Dame den Sieger mit dem Danke, den dieser kniend empfing und der in einer goldenen Kette, einem Schwerte, einem prächtigen Wehrgehänge 2c. bestand.

Nach dem Turniere gings zu Schmauß und Tanz. Vorher wurde der Sieger in den Gemächern des Festgebäudes von den Damen entwaffnet, mit prächtigen Kleidern angethan und in den Rittersaal geführt, wo ihn der Fürst empfing. Oft schmückte die Dame seine Schläfe mit einem Kranze. — Bei der reichbesezten Tafel nahm er den Ehrenplaz ein. — Uiberall umgab ihn Pracht und Glanz; überall wurde er gefeiert und geehrt.

Bei der Tafel verhielt sich der Sieger in der Regel bescheiden und übte seine Galanterie gegen die Damen aus, nach dem Wahrspruche: „Ein Ritter soll laut schlagen und leise sprechen."

Dann ging es zum Tanze, wobei der Sieger mit der vornehmsten Dame beim Klange der Blas- und Saiteninstrumente, den ersten polonaiseartigen Gang durch den Saal machte. Die Turnierdänke wurden im Turnierhofe vor dem Turniere öffentlich ausgestellt. Es bekamen nicht bloß die besten Kämpfer einen Dank, sondern auch diejenigen, welche im kostbarsten Aufzuge erschienen, dieser Dank hieß der Zierdank. Den Wegdank erhielten solche Ritter, die des Turniers wegen den weitesten Weg zurückgelegt hatten; den Dank der Aeltesten die ältesten Ritter, welche dem Turniere beigewohnt hatten und den Dank der Turniervögte, die von der Gesellschaft der vier Lande (siehe §. 91) erwählten Turniervögte. Der erste und kostbarste Dank war aber der Stecherdank, der dem geschicktesten Lanzenführer zuerkannt wurde.

Bei dem Turniere in Nordhausen, im Jahre 1265, das Heinrich der Erlauchte von Sachsen veranstaltete, stand in der Mitte des Turnierplazes ein Baum mit goldenen und silbernen Blättern. Wer einen Ritter vom Sattel herabstach, erhielt ein goldenes, wer sizen blieb und seine Lanze zersplitterte, ein silbernes Blatt; den ganzen Baum aber der Tapferste von Allen.

§. 100.

Romantische Turniere.

Die Reichs-Turniere erhielten sich bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts in ihrer ursprünglichen Form, und bei deutschen Ritterspielen ging alles ernst und einfach zu. Der fremdländische Pomp, die Romantik der Devisen, Bildnisse der Damen und allegorischen Aufzüge, welche die spanischen und italienischen Turniere auszeichnete, und eine Verschmelzung des poetischen mit dem praktischen Ritterthume darstellte, wurde durch Karl V. nach Deutschland verpflanzt. Je abenteuerlicher die Turniere erdacht waren, desto mehr gefielen sie. — Nach dem romantischen Turniere fanden häufig Mumereien statt, wo die Ritter in den barokſten Masken als Teufel, Waldmenschen ꝛc. erschienen.

§. 101.

Besondere Spiele.

Sänger, Marktschreier und Gaukler durften bei einem Turniere niemals fehlen. Oft standen Sänger und Schauspieler im ordentlichen Solde der Landesfürsten oder eines reichen Cavaliers. Heinrich von England hatte einen eigenen Hofpoeten im Dienste. Ein Graf von Northumberland hatte seine Minstrels und Schauspieler, sein Kaplan verfaßte die allegorischen Zwischenspiele bei den Turnieren.

§. 102.

Kraftproben.

Bei den Turnieren kamen auch als Kraftproben das homerische Steinwerfen, Springen, Ringen und andere athletischen Künste vor.

Eine Inschrift in München meldete, daß Herzog Christof von Bayern im Jahre 1490 einen 364 Pfund schweren Stein aufgehoben und weithingeworfen habe.

Derselbe Herzog war auch ein so guter Springer, daß er einen Nagel, der 12 Schuh in der Wand stak, im Sprunge mit dem Fuße herabriß.

§. 103.

Der Turnierbrief.

Jeder, der in einem Turniere mitgekämpft hatte, erhielt von dem Landesturniervogte darüber eine Bestätigung, welche man den Turnierbrief nannte. Diese Urkunde erprobte immer die Turnierfähigkeit eines Ritters, wenn er sich nicht nach Empfang des Turnierbriefes derselben unwürdig gemacht hatte. Die historischen Lieder, in welchen die Thaten der Turnierhelden besungen erschienen, wurden an alle Königshöfe gesendet, damit auch dort der Name des Helden bekannt und geehrt werden möchte.

§. 104.

Entstehung, Zweck und Verfall des Turniers.

Die Einführung des Turniers findet ihre Begründung in dem Geiste und den Bedürfnissen der Ritterzeit; sie traten namentlich bei den Ostgothen als christliche Institution an

die Stelle der heidnischen Olimpien, Gladiatorenkämpfe und Circensischen Spiele.

Die Ritter, denen der Krieg als Thätigkeit und der Friede als Muße galt, deren fast einzige Beschäftigung Kampf und Waffenübung waren und denen der Krieg als das einzige Feld erschien, auf welchem Ruhm und Ehre zu gewinnen war, wurden von der frühesten Jugend in dem Tummeln der Rosse, im Lanzenstechen und im Gefechte mit Schild und Schwert unterrichtet. Sie übten sich auch im Lanzenwerfen, im Angriffe und in der Vertheidigung fester Schlösser und Thürme, im Zweikampfe und im Schaarengefechte. Alle diese Uibungen spiegelten sich in den Turnieren ab, welche eine ruhmvolle Produktion der ritterlichen Künste und Kraftanwendung waren, die dem Ritter im Kriege, am Schlachtfelde und bei Belagerungen den siegreichen Erfolg verbürgten. Das Turnier war ein Bild des Krieges und eine Vorbereitung zu demselben.

In seiner Burg geberdete sich jeder Ritter als Souverain. Dort trozte er den Angriffen seiner Feinde, übte Gerichtsbarkeit über Leben und Tod aus, und brach zeitweise zu Fehdezügen und Abenteuerfahrten mit seinen Knappen aus diesem Adlerhorste hervor. In den Zeiten des Faustrechts zogen die Kaufleute mit ihren Waaren an den Felsenburgen selten ungeschmälert und ungefährdet vorüber. Sie mußten im besten Falle ein großes Weggeld zahlen, im Schlimmsten wurden sie ausgeplündert und gemordet.

Auf seinem Schloße ergab sich der Ritter den Freuden der Tafel und horchte beim riesigen Weinhumpen dem Märchen oder Heldenliede eines wandernden Harfners. Der Inhalt solcher recitirenden Lieder waren in der Regel die übernatürlichen Thaten frommer Helden, die in der weiten Welt herumgezogen waren, Räuber bestraft, Riesen, Heiden, Zau-

derer getödtet und Wunderthaten verrichtet hatten. Von dieser Art war die Geschichte des fabelhaften Königs Artus, der mit seinen 12 Rittern nach jeder Heldenthat an einer runden Tafel schmauste und zechte, welche die Ritter der Tafelrunde hießen und im Liede die ritterliche Jugend zu den verwegensten Abenteuern reizten.

Solche wunderreiche Thaten und selbst die Mithologie bildeten den Stoff zu den allegorischen Aufzügen bei den romantischen Turnieren.

Noch höher erglühte der schwärmerische Geist der Jugend bei den religiösen Gelübden, die man beim Empfange der Ritterwürde ablegte; die Geschichte der Kreuzzüge legt Zeugniß davon ab, welchen Zauber die Religion, in das Gewand der Romantik gekleidet, auf die Ritter ausübte. Fast ganz Europa flammte in Begeisterung auf, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen und das heilige Land den Muselmännern zu entreißen. Man sah den Himmel offen und die Augen der Heiligen auf die Thaten gerichtet, die man zur Ehre Gottes und seiner Kirche verrichtete. Nach den Kreuzzügen nahm die Romantik die Form der Galanterie an. Es wurden durch fahrende Sänger, nach Deutschland die ganz oder zum Theil erdichteten Erzählungen der Thaten verpflanzt, welche in Spanien, Frankreich und Italien von Rittern im Auftrage ihrer Damen vollbracht worden waren. Diese waren in der ganzen Welt herumgezogen, hatten ihren Herrinen zu Gefallen die gefährlichsten und wunderbarsten Abenteuer bestanden und die schwersten Gelübde vollführt.

In der Galanterie, die sich nun zu dem Krieg und der Religion gesellte, thaten sich zuerst und am meisten die Franzosen hervor. Die Deutschen ahmten ihnen nach und hierin erklärt sich der Uibergang vom rein kriegerischen zum romantischen Turniere in Deutschland.

Die Geschlechtsliebe nahm eine schwärmerische, poetische Gestalt an. Wenn ein Ritter um ein Fräulein warb, so spielte er einen langen Liebesroman mit ihr. Sie ließ ihn viele Jahre über ihre Strenge seufzen und stellte seine aufopfernde Ergebenheit auf die härtesten Proben. Nicht selten fand er den Tod, indem er ihre Aufträge erfüllte. Oft zog er aus und zwang alle Ritter, die ihm auf seiner Fahrt aufstießen, im Zweikampfe zu erklären, daß seine Dame den Vorzug vor ihren habe. Dieser Akt kam am häufigsten im Damenturniere vor.

Die Dame beschenkte ihn zu diesem Behufe mit ihrem Bildnisse, das er am Halse trug oder einer von ihr selbst gestickten Feldbinde und anderen Pfändern, die der Ritter als Talisman verehrte und durch deren Anblick er sich im Kampfe stärkte und begeisterte. Auch gab sie ihm einen Wahlspruch auf den Weg, den er fortwährend im Munde führte, z. B. „Alles für Liebe und Treue.“ Heurathete endlich der Ritter seine Dame, so war sie nicht selten auf dem abgelegenen Schlosse zur tiefsten Einsamkeit verdammt, während er zum Kampfe, zum Turniere oder auf Abenteuer zog. Mutterpflichten, Gesang, endlose Stickerei und die Gesellschaft des Burgkaplans, der dem Ritter als Geheimschreiber diente, endlich die Unterweisung des Edelknaben, der ihrem Dienste geweiht war, in feiner, adeliger Sitte, beschäftigten sie daheim.

War der Ritter zu Hause, so führte sie bei dem Mahle den Vorsitz und ertheilte bei Turnieren den Siegespreis. Zum Kampfe rüstete sie den Ritter und schmückte ihn mit der Feldbinde und dem Helmzeichen ihrer Farbe. Den rückkehrenden Helden kränzte sie mit Eichlaub.

Diese Sitten und diese Charakteristik des Ritterthums muß man kennen, um zum vollen Verständnisse der Turniere, die jene abspiegelten zu gelangen.

Nebst dem Zwecke als Vorschule kriegerischer Tugend zu dienen, hatten die Turniere manchmal auch eine historische und politische Bedeutung. So war das erste Turnier, das der deutsche König Heinrich der Erste veranstaltete, ein Gedächtnißfest seines Sieges über die Hungarn. Die Republik Venedig feierte jeden glücklichen Friedensschluß durch ein Turnier. An königlichen Höfen wurden aus Anlaß von Vermählungen und Geburten von Prinzen und Prinzessinen, Belehnungen und Ritterschlägen, Turniere veranstaltet.

Die Monarchen suchten durch Turniere den kriegerischen Adel zu beschäftigen und mittelst des Dankes an sich zu fesseln; durch das Zuströmen und Verbindlichmachen fremdländischer Ritter gewann das Turnier manchmal eine große politische Tragweite.

Obwohl die Turniergeseze, Verwundung und Tödtung streng verboten, so ward der Turnierplaz doch oft durch das Auflodern nationaler und persönlicher Leidenschaften, namentlich aus Rache oder Rivalität, in einen blutigen Plan verwandelt. Diese Ausartungen offenbarten den ersten Keim des Verfalles der Turniere.

Der Geist der Ritterschaft verlor nach und nach seinen edlen Charakter, statt der Religion, der Ehre und der Liebe diente die Gewinnsucht zum Thatensporne. An die Stelle der sinnvollen Krönung mit einfachen Kränzen, trat die Vertheilung von Geld und Geldeswerth an den Sieger.

Die Päpste waren nicht ohne Erfolg bemüht, die Turniere abkommen zu lassen. Mönche predigten gegen diese Schauspiele, die immer blutiger wurden und immer mehr mordlustigen Leidenschaften dienten.

Endlich kamen das Schießpulver, das Feuergewehr und die stehenden Heere auf. Den Kugeln der Geschüze widerstanden weder die Rüstungen noch die Burgen der Ritter.

Mit diesem Uibergange aus dem Mittelalter in die neue Zeit wurden die Turniere und das Ritterwesen selbst als veraltete Institutionen zu Grabe getragen.

§. 105.

Ein Turniergemälde.

Hans Sachs besingt ein Turnier mit folgenden Reimen:

Bald man die Schranken niederließ
Und wiederum zum Kampf aufbließ,
Da wurden Seile aufgehauen.
Das Frauenzimmer war zu schauen
Aus allen Häusern voll Verlangen.
Dann ward das Turnei angefangen.
Einer den Andern thät empfahen,
Mit Kolben ward ein großes Schlagen;
Je Paar und Paar zusammen strichen,
In keker Mannheit sie nicht wichen.
Es war ein solcher heißer Kampf,
Daß ihnen allen Dunst und Dampf
Aus ihrem Helmvisiere drang,
An allen Orten Harnisch klang,
Von Streichen war ein wild Getos,
Von Rossen ein Drängen und Gestoß,
Ein Stampfen, Schnaufen und Getümmel,
Von allen aber ein Gewimmel
Ein Schlagen und Fechten hin und her,
Als ob es eine Feldschlacht wär.
Wer tadlich war zu dem Turnier,
Den schlugen oft drei oder vier
Und thäten ihn mit Kolben bläuen,
Daß ihn sein Leib wol möcht gereuen,
Turnirten mit ihm um sein Pferd,
Und fällten dann ihn hin zur Erd,
Sezten darnach ihn auf die Schranken.
Wär er vom Rhein, Bayern oder Franken,

Er wurde zu Schanden im Turnier.
Hierauf man aufblies wiederum
Und Alle das Turnierschwert zogen
Erst ritterlich zusammenschlugen,
Hauten einander die Kleinode ab;
Hierauf als man ein Zeichen gab,
Und man turnieret hatt' zwei Stunden.
Da gingen rasch die Schranken auf,
Da hat das erst' Turnier sein Ende,
Drei andere wurden jezo vollführt,
Am Mitwoch zwei und fürder wird
Am Pfingsttag all' löblich turniert.
Nachmittag ward gerennt und gestochen.
Im hohen Zeug viel Spieße gebrochen;
Darnach rüstet man zierlich ganz
Des Nachts sich zu dem Festes-Tanz.
Fürstinen, Gräfinen und Edelfrauen
Ließen sich reich geschmückt erschauen;
Man hielt den Tanz mit viel Gepränge
An dem man austheilt die vier Dänke
Den besten Turnierern in den vier Landen.
Auch hat man Dänke dann gegeben
Den besten Rennern und den Stechern,
Den ritterlichen Speerzerbrechern,
Mit Ringen einen köstlichen Kranz,
Wohl jedem ihrer, sammt einem Vortanz.
Hiernach ließ man ausrufen hier
Zu einem künftigen Turnier,
Vier Turniervögte, brave Männer
Vier Grafen der vier Turnierländer.
Und nach dem Tanze man in Ehren
Die halbe Nacht thät zechen und zehren.
So hat der Turnierhof ein End,
Am morgen jeder heimwärts zog,
Mit seinem Briefe, seinem Weibe,
Und ließ sich ins Turnierbuch schreiben.

§. 106.

Ein Turnier in Böhmen.

Laut der Königinhofer Handschrift herrschte am Elbestrom ein Herzog, der hatte eine wunderschöne Tochter, Ludische genannt; und ließ einst ein Turnier ausrufen, um seine tapfersten Ritter dabei kennen zu lernen. Sie kämpfen: Lubor erhält den Preis. Der Dichter sagt: nachdem Hörner und Pauken erschallten, rüstete sich nun Alles zum Turniere:

Vor der Burg auf weiter Wiese,
Hoch auf prächtigem Balkone,
Sizt der Fürst mit seinen Räthen,
Unter Edelfrau'n die Fürstin,
Und Ludische mit den Fräulein.
So entbeut der Fürst den Edlen:
„Wer zuerst soll in die Schranken,
Will ich selbst, der Fürst, bestimmen."
Und es winkt der Fürst auf Strebor.
Den Ludislaw fordert Strebor.
Beide steigen sie zu Rosse,
Nehmen scharfgespizte Speere,
Sprengen heftig auf einander.
Lange ringen sie zusammen,
Bis denn Beider Speere brechen.
So ermüdet waren beide,
Daß sie von dem Kampfplaz wichen. —
Hörnerhall und Paukentöne!
Es entbeut ihr Fürst den Edlen:
„Wer der zweite soll turnieren,
Mag die Herzogin bestimmen."

Den dritten, Lubor, wählt die schöne Ludische. Er besiegt sämmtliche Gegner:

Pauken und Trompeten tönen;
Und der Edlen Schaar umringet

Ludern, führt ihn vor den Fürsten,
Vor die Fürstin und Ludischen.
Einen Kranz reicht ihm Ludische,
Einen Kranz von Eichenblättern.
Pauken und Trompeten tönen!

§. 107.

Das Turnier in Worms.

Es geschah bisweilen, daß fremde Ritter aus anderen Ländern die Ehre hatten, bei den Turnieren mit den Kaisern zu kämpfen. Ein solcher Fall trug sich namentlich auf dem Turnier in Worms zwischen dem Kaiser Maximilian Ersten und dem französischen Ritter Claudio zu.

Dieser Ritter hing in Worms bei Gelegenheit des Reichstages seinen Schild unter das Fenster seiner Herberge, und ließ durch einen mitgebrachten Herold ausrufen, dafern ein Deutscher auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder eine Rittergabe mit ihm zu kämpfen Lust hätte, so wollte er den Kampf auf alle Weise annehmen. Als der ritterliche Kaiser Maximilian bemerkte, daß man vor diesem fremden Prahlhans zurückwich, schickte er selbst zu ihm seinen Ehrenhold und ließ seinen Schild mit dem Wappen Oesterreichs und Burgunds neben jenem des französischen Ritters aufhängen. Hierauf wurde beiderseits verabredet, daß der Zweikampf um im ritterlichen Gefängniß innerhalb 9 Tagen sollte gehalten werden.

An dem festgesezten Tage ritten beide Kämpfer, wohlgerüstet, mit Lanze und Schwert, in die Turnierschranken. Sie wechselten kein Wort mit einander und als die Trompeten zum dritten Male aufbliesen, rannten sie mit eingelegten Lanzen gegen einander los.

Der Stoß war ungemein gewaltig; doch glitten die Lanzenspizen an den Harnischen ab.

Nun griffen die Kämpfer zu dem Schwerte und schlugen auf einander mit eben so viel Kraft und Geschiklichkeit los.

Claudio führte einen mächtigen Kopfhieb gegen den Kaiser der den Panzer des Lezteren trennte. Darüber wurde der Franzose übermüthig und wollte aus dem Spiele Ernst machen. Seine Hiebe fielen hageldicht auf den Kaiser. Allein dieser ersah den günstigen Augenblik und führte einen so mächtigen Stoß gegen die Herzgrube seines Gegners, daß dieser sich auf Gnade ergab und in Folge dessen als Gefangener an den Hof Maximilians stellen mußte.

§. 108.

Ein Sakkampf.

Um das Thema über das Turnier nicht weiter auszudehnen, als mit der Räumlichkeit dieses Buches vereinbarlich erscheint, wollen wir nur noch in Kürze eines merkwürdigen Zweikampfes erwähnen, der am Turnierplaze zu Graz stattfand und dessen Dank die Hand der schönen Tochter Maximilians des Zweiten war.

Es galt nicht den Gegner aus dem Sattel zu werfen, oder mit dem Schwerte zu „streichen," sondern vielmehr ihm einen Sak über den Kopf zu werfen und ihn dann ganz in den Sak zu steken.

Dieser Kampf fand zwischen dem Freiherrn Andreas Rauber und einem spanischen Bewerber um die Hand der holden Prinzessin statt, und endete mit dem Siege Raubers, der seinen ungemein kräftigen und gewaltigen Gegner zulezt durch Anwendung von Listen, wie sie den Kampf der römischen Sagitarier kennzeichneten, in den Sak brachte.

Siebentes Kapitel.

Der gerichtliche Zweikampf.

§. 109.

Die Ordalien.

Ordalien oder Gottesurtheile waren bei den alten Germanen und mehr noch im christlichen Mittelalter, die Einrichtung, daß Beklagte, deren Schuld oder Unschuld nicht zu ermitteln war, sich einer Handlung unterziehen mußten, bei welcher ohne einen besondern, wie man annahm, für die Unschuld zu erwartenden göttlichen Beistand, sie nicht unbeschädigt davon kommen konnten. Die gewöhnlichen Arten waren, außer dem a) Zweikampfe, bei dem die Geschiklichkeit oder Stärke der Kämpfenden Einfluß hatte; b) Wasserprobe (Wasserurtheil), indem der Verdächtige, meist in Gegenwart eines Priesters, entweder an Händen und Füßen gebunden, in ein fließendes Wasser, zuweilen in einen Kübel mit Wasser (Probe des kalten Wassers) geworfen wurde oder seine Arme bis an die Ellbogen in siedendes Wasser (Probe des heißen Wassers, Kesselfang) stecken und einen eigroßen Stein herausholen mußte und wenn er nicht untersank (bei den Hexen, wenn sie obenauf schwammen) oder seine Arme verlezt hervorzog, für schuldig erklärt ward; c) die Feuerprobe (das glühende Eisen) schon bei den Griechen und Römern bekannt, der Verdächtige mußte ein glühendes Eisen halten, auch wohl 9 Fuß weit vom Tauffsteine bis an den Hochaltar auf bloßer Hand tragen, barfuß über 9—12 glühende Pflugscharen gehen, oder mit einem wächsernen Hemde angethan (Probe des wächsernen Hemdes) durch Feuer schreiten. d) Der geweihte Bissen (Brodurtheil), ein mit eigenen Verwünschungsformeln hierzu vorbereiteter Bissen Brod oder Käse, oder Beides; wenn er dieß ohne Anstrengung ver-

schlukte und nachher nicht erkrankte, wurde er für unschuldig, im Gegentheil für schuldig erklärt. Aehnlich war bei den Israeliten das bittere Fluchwasser. e) Die Probe des heiligen Abendmals, besonders bei Geistlichen gewöhnlich; der öffentliche Empfang der geweihten Hostie sollte den Schuldigen tödten. Auch bei Laien waren sie üblich. Gregor VII. muthete Kaiser Heinrich IV. in Canossa zu, eine solche Abendmalsprobe in Bezug auf die Beschuldigungen mehrerer deutschen Fürsten zu leisten. Heinrich IV. schlug es aber nach Berathung mit seinem Gefolge, wohl aus Furcht vor Gift aus. f) das Kreuzgericht (Kreuzurtheil, Kreuzprobe), der Verdächtige mußte unter einem Kreuz mit ausgebreiteten Armen unbeweglich stehen, und wenn dies zwei Verdächtige oder Kläger und Angeklagter zugleich thaten, wobei in diesen drei Fällen der Priester das Evangelium und gewisse Gebete vorlas, so wurde, der die Arme zuerst sinken ließ, verdammt, es war dieß zugleich das Loosurtheil, wenn zwei Würfel in einen Beutel gethan wurden, wer dann den mit einem Kreuze bezeichneten zog, war unschuldig; g) das Bahrrecht (Führung auf das Leibzeichen und Anrührung des Ermordeten), wobei der Verdächtige die Wunde des unter dreimaligem Zetergeschrei hingelegten Ermordeten berührte oder nur ansah und schuldig war, wenn sie zu bluten anfing oder im Munde sich Blutschaum zeigte, oder der Leichnam sich bewegte; h) das Scheingehen (Gadesrecht des Scheingehens), der bis auf die Schamtheile entblößte Angeschuldigte mußte die abgelöste und auf den Gerichtstisch gelegte Hand der Leiche ergreifen, dreimal nach einander knieend seine Finger auf das „Schein“ (corpus delicti) legen, es aufheben, seine Unschuld betheuern und wurde, erfolgte kein Zeichen, seines Halses feilig (versichert), frei erkannt. i) Die Hexenwage, d. i. die auf den Glauben, daß Hexen, Besessene ꝛc. ihr natürliches Gewicht verlören, vorgenommene Wägung

derselben. Die Gewichte wurden bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts beibehalten, dann durch das kanonische Recht namentlich den Reinigungseid an ihrer Stelle, verdrängt. — Das Bahrrecht blieb bis ins 18. Jahrhundert, und bei Hexenprozessen bis ins 17. Jahrhundert, zuweilen die Probe des kalten Wassers in Kraft. Die lezte Spur kam 1728 zu Szegedin in Ungarn durch Wägung mehrerer Hexen vor. In außereuropäischen Staaten findet das Gewicht noch Statt, so bei den Hindus fast alle Gewichte, bei den Chinesen die Feuer- und Wasserprobe, bei den Tschuwassen und Ostiaken der geweihte Bissen.

§. 110.
Die Kampfprobe.

Von allen diesen Ordalien haben wir es speziel nur mit der Kampfprobe zu thun.

Der gerichtliche Zweikampf seinem Ursprunge nach, wohl nur eine geregelte Fehde, nahm durch den Glauben, daß die Gottheit das Loos der Schlachten leite, allmälig den Charakter eines Gottesurtheils an.

Man unterscheidet zwei Arten des Zweikampfes in älteren Zeiten, welche nebeneinander fortbestanden, nämlich 1. den Zweikampf als ein Mittel sich Genugthuung für zugefügtes Unrecht zu verschaffen, bei welchem man den Sieg um seiner selbst willen suchte, und der Sieg zugleich den Richterspruch und die Vollziehung desselben enthielt, dann 2. den Zweikampf, der ein bloßes Beweismittel war und bei welchem der Sieg nur dazu dienen sollte, die Wahrheit zu offenbaren und einen sühnenden Richterspruch herbeizuführen, durch welchen erst die Genugthuung ins Werk gesezt ward.

Bei den alten Germanen sezte die Fähigkeit, sein Recht durch den Kampf zu bewähren, das Recht Waffen zu führen voraus, welches nur dem Freien zustand. Da aber diese

Kampfprobe eine gegenseitige war, so ergab sich ein aktives und passives Kampfrecht. „Kämpflich grüßen," zum Kampfe fordern, durfte in der Regel nur der freie Mann. Der Geringere, welcher von einem Vornehmeren gefordert wurde, durfte den Kampf nicht ausschlagen; wohl aber fand das Gegentheil statt. Der Vornehme brauchte nicht die Herausforderung eines ihm nicht ebenbürtigen Mannes annehmen.

Bei den Friesen bestand das Gesez, daß alle Nothklagen durch den Zweikampf entschieden werden, wer jedoch so arm wäre, daß er nicht kämpfen könne oder keinen Freund fände, der für ihn den Kampf bestände, durch den Kessel gehen sollte.

Vor Eröffnung des Kampfordals, mußte der Vermögensstand der Kämpfer nachgewiesen werden; denn der Unterliegende hatte eine so große Buße zu zahlen, daß es nur für Vermögende möglich war, ihr Recht mit dem Schwerte zu beweisen.

§. 111.

Der Weiberkampf.

Wer nicht selbst kämpfen konnte, durfte sich durch einen Verwandten, Freund oder einen gedungenen Fechter vertreten lassen, dieses Recht stand denjenigen zu, welche durch körperliche Mängel oder Altersschwäche am Kampfe verhindert wurden, und den Frauen. Uibrigens konnten die Frauen auch selbst ihr Recht verfechten und zur Ausgleichung der Verschiedenheit der Kräfte eines Weibes gegenüber einem Manne, ersann man verschiedene Arten des Weiberkampfes.

In der Regel stand der Mann in einer runden und weiten Grube bis an den Gürtel und führte in der rechten Hand einen Kolben, mit dem er nach der oberhalb der Grube, freistehenden Frau schlug. Er durfte nicht aus der Grube

herausſteigen, und der Gegnerin nachlaufen, auch nicht einmal ſich an dem äußern Rande der Grube anhalten, bei Verluſt des Sieges. Die Frau hatte einen Schleier in der Hand, in deſſen Ende ein Stein von mehren Pfunden geknüpft war. Damit ſchlug ſie nach dem Gegner. Konnte ſie ihm hinter den Rücken kommen, ſo bemühte ſie ſich ſeinen Kopf hinterwärts aus der Grube zu ziehen und ihn zu würgen. Parirte er den Schlag des Schleiers mit dem Kolben aus, ſo ſuchte ſie den Kolben mit dem Schleier zu umwickeln und dem Gegner zu entreißen. — Parirte der Mann den Schleierſchlag mit der linken Hand, ſo hatte er Gelegenheit die Frau an ſich in die Grube zu ziehen. Dabei ſuchte er ſie um die Mitte des Leibes zu faſſen und herabzureißen, manchmal auch umzuklöppeln.

Eine andere Art des Weiberkampfes beſchreibt die gothaiſche Bibel: „Der Mann ſteht in einer drei Schuh weiten Grube bis an den Nabel, die Frau zehn Schuhe davon. — Beide Kämpfenden hatten drei, zwei Zoll dicke und eine Elle lange Stäbe. An das Ende eines jeden war ein drei Pfund ſchwerer Stein gebunden. So griffen ſie ſich an. Schlug der Mann nach der Frau, verſah es dabei und griff nach dem Rande der Grube, ſo ward er eines Stabes verluſtig. Uibereilte ſich die Frau und ſchlug in dem Augenblicke als er ſich dieß Verſehen zu Schulden kommen ließ, nach ihm, ſo büßte ſie ebenfalls einen Stab ein. Wer zuerſt ſeine drei Stöke verloren, ward als überwunden und ſchuldig erklärt.“

§. 112.

Die Vertretung.

Die Geiſtlichen durften ſich ſowohl einzeln als in Korporationen bei dem gerichtlichen Zweikampfe vertreten laſſen.

Jedoch untersagten spätere kirchliche Geseze der Geistlichkeit jede Theilnahme an dem Zweikampfe. Sehr erlauchte und vornehme Personen durften sich ebenfalls vertreten lassen. Daher stammt die Sitte in England, daß sich bei der Krönung des Königs ein Ritter erbietet, Alle mit den Waffen zu widerlegen, die das Recht des Königs auf die Krone bestreiten wollten.

Die Kämpfer vornehmer Personen bekleideten als solche eine Ehrenstelle und sind nicht zu verwechseln mit den gedungenen Kämpfern, die für Geld Jedermann zu vertreten erbötig waren und ein Gewerbe betrieben, bei dessen Ausübung sie ohne Wehrgeld getödtet werden durften.

§. 113.

Kampfgerichte.

Da der gerichtliche Zweikampf später im Mittelalter immer an Popularität gewann, so bildete sich in den germanischen Ländern ein eigener Kampfprozeß. Durch kaiserliche oder landesherrliche Privilegien, wurden gewisse Orte zu Kampfgerichten erhoben, oder auch gewissen gerichtsherrlichen Personen das Befugniß ertheilt, innerhalb eines gewissen Bezirkes unter ihrer Aufsicht und Leitung gerichtliche Zweikämpfe abhalten zu lassen. Privilegirte Kampfgerichtsorte waren die Städte: Halle, Anspach, Würzburg 2c., während anderseits die Herzoge von Lothringen das Recht hatten, allen Kampfgerichten zwischen dem Rhein und der Mosel zu präsidiren.

Das Gericht, welches das Recht hatte, auf Zweikampf zu erkennen, vermochte auch dafür ein anderes Ordal anzuordnen.

Die Ordalien selbst wurden meistens in den Kirchen vollzogen. Einige Kirchen erhielten bezügliche Privilegien.

Bei dem Kampfrechte jedoch wurde ein bestimmter Kampfplaz vom Richter angewiesen. Sonst bestanden in den Kampfgerichtsorten besondere von einem Zaume eingeschlossene Kampfpläze, welche von ihrer runden oder ovalen Form Kryt, Kreis, Ring ꝛc. hießen. Bei den Friesen hieß jedoch der Kampfplaz Feld und war viereckig.

§. 114.

Der Holmgang, Einwig, Kergang.

Weiter im Norden wurde der Kampfplaz gewöhnlich auf einer Insel ausgesucht und daher der gerichtliche Zweikampf Holmgang genannt.

Eine Art sehr einfachen Zweikampfes, wo fast ohne Regel dreingeschlagen wurde, nannte man Einwig.

Kergang war der Zweikampf mit Stöken, den die Kämpfer in einem auch oben gesperrten Käfige ausfochten.

Nach der Kormaks-Saga kommen beim eigentlichen Holmgange folgende Gebräuche vor. Es ward eine fünf Ellen lange Haut oder ein Teppich auf den Boden gebreitet und an 4 Pfählen befestigt. Derjenige, welcher den Fechtplaz zurichtete, mußte zu diesen Pfählen rükwärts schreiten, derart gebükt, daß er den Himmel zwischen seinen Beinen sehen konnte. Er hielt seine Ohrläppchen mit den Fingern und murmelte eine Beschwörungsformel; dieß war die Einleitung zum Kampfe.

Um den Teppich herum waren drei Außenpläze je einen Fuß breit durch ausgestekte Stangen bezeichnet; der so eingerichtete Fechtplaz hieß eine befriedete Mark.

Jeder Fechter erhielt einen Schildhalter (Sekundanten) und drei Schilde; nachdem diese zerschlagen waren, mußten die Hiebe mit den Waffen selbst aufgefangen werden. Eine Annäherung zu den modernen Duellparaden.

Der Herausgeforderte hatte den Aushieb oder ersten Hieb.

War ein Kämpfer so verwundet, daß Blut auf den Boden floß, so sah man den Kampf als beendet an.

Wer soweit zurükgewichen war, daß er mit beiden Füssen außerhalb der Grenzstangen stand, ward als besiegt angesehen.

Der Besiegte mußte 3 Mark als Lösegeld für sein Leben zahlen.

Derjenige, welcher einen anderen im Holmgange erschlug, mußte in der Heidenzeit, gleich darnach, einem großen und alten Opferstiere, der zu dem Ende immer zur Stelle war, den Kopf abzuhauen.

§. 115.

Die Eigilssaga.

Dies wird in der Eigilssaga bemerkt: Atle vorenthielt dem Eigil die Güter seiner Frau, und wollte, als ihn dieser vor dem Gerichte belangte, mit zwölf Männern beweisen, daß er nichts von jenen Gütern besize. Eigil forderte ihn zum Zweikampfe. Sie rannten zuerst mit den Speeren gegen einander, dann griffen sie zum Schwerte, und als auch so keine rasche Entscheidung erfolgte, warf Eigil Schwert und Schild fort, stürzte auf seinen Gegner und biß ihm die Gurgel ab, daß er verschied. Hierauf ergriff Eigil den Opferstier bei den Hörnern und schleuderte denselben in die Luft, so daß er das Genik brach.

Durch dieses Opfer wollte man entweder den Göttern seinen Dank für den Sieg beweisen oder den Todtschlag sühnen. Jedenfalls blieb man in Folge des Opfers frei von der Rache und Ansprache der Verwandten des Erschlagenen.

Nach einer Meinung lieferte man durch das Abschlagen des Hauptes des Opferstiers den Beweis, daß man durch natürliche Kraft und nicht durch Zauberkunst gesiegt habe.

§. 116.

Sekundanten.

Im Norden hatten die Kämpfer ihre Schildhalter, in Deutschland die Grieswartel zu Sekundanten.

Ein altes Kampfgesez der Deutschen sagte: „In dem Kampffelde müssen die Kämpfer sein, die Kreisbewahrer, der Schulze und der Aesga." Wer sonst hineintrit, ist dem Grafen zwei Pfund schuldig.

Die Grieswartel waren mit langen Stangen bewaffnet, welche sie mit Erlaubniß des Richters, dem sinkenden Verwundeten, wohl auch Ermatteten zur Stüze darreichten. Sie hatten überhaupt dafür zu sorgen, daß bei dem Kampfe alles ohne Trug, List und Gefährde zuging. Sie mußten Wind und Sonne, Schatten und Licht gleich theilen, damit kein Kämpfer einen Vortheil über den anderen habe.

Laut dem altfriesischen Landrechte hatten der Schulze und der Aesga die Pflicht, Abends und Morgens vor dem Kampfe die Waffen zu beschauen, dann sollten diese am Kampfplaze liegen bleiben bis zum Kampfe selbst.

§. 117.

Waffen.

Die Waffen bei dem Zweikampfe waren sehr verschieden.

Die Franken und Longobarden bedienten sich der Keule, die Allemanen, Sachsen, Friesen und Normänner der Schwerter. Jeder Kämpfer hatte zwei Schwerter, für den Fall, daß Eins brach.

Die Normänner kämpften den Kergang mit Keulen, den Holmgang mit Schwertern. Gesezlich durften die Schwerter nicht länger als eine Elle, um desto handlicher zu sein. Man gebrauchte für den Holmgang sogenannte Sahs, das sind kurze, breite und dike Schwerter, damit der Hieb recht kräftig ausfalle.

Bei den Gothen waren gerichtliche Zweikämpfe zu Pferde üblich.

Die späteren Gesezgeber suchten hie und da den Kampf mit weniger tödtlichen Waffen zu fördern; mitunter bewirkte auch die Verfeinerung der Sitten eine Aenderung in diesem humanen Sinne.

Die Ritter erschienen in ihrer vollen Rüstung am Kampfplaze und bedienten sich aller Schuz- und Truzwaffen, welche sie zu führen pflegten.

Den übrigen Freien war in der Ritterzeit eine eigene Rüstung vorgeschrieben.

Nach den Bestimmungen des sächsischen Landrechts war es jedem Kämpfer erlaubt, soviel Leder- und Leinenzeug anzulegen, als er wollte. Haupt und Füße mußten jedoch vorn bloß sein. An den Händen durfte man nur dünne Handschuhe, über der Rüstung einen Rok ohne Aermel tragen. In der rechten Hand sollte jeder ein bloßes Schwert führen; auch durfte er noch ein zweites Schwert am Gürtel tragen.

In der linken Hand trug er den Schild, welcher rund, aus Leder und Holz gefertigt sein, und nur in der Mitte einen Eisenbukel haben durfte.

Die Keulen blieben später in der Ritterzeit nur noch in manchen Gegenden als Waffen des geringen Volks und der Lohnkämpfer üblich. Die Lezteren wurden nach Art der Mönche geschoren, ehe sie den Kampfplaz betraten.

§. 118.

Kampfgeseze und Urtel.

Zum Siege war keineswegs die Tödtung des Gegners erforderlich. — Als besiegt galt der, dessen Blut zuerst den Boden färbte, der über gewisse festgesezte Schranken zurükgewichen, wegen Entkräftung oder Verlust der Waffen nicht mehr kämpfen konnte, zum dritten Male die Stangen des Grieswartels begehrte ꝛc.

Wer sich bis zum Sonnenuntergang vertheidigte, wurde von der gegen ihn erhobenen Anklage freigesprochen.

Wer im Kampfgerichte unterlag, wurde noch oft besonders bestraft. Das sächsische Landrecht sagt: „Wenn der Beschuldigte unterliegt, so soll man ihn noch besonders richten!“ d. h. ihn zu der Strafe verurtheilen, welche auf dem Verbrechen stand, dessen er durch den gerichtlichen Zweikampf überführt worden war. So zog der Friedebruch immer den Verlust des Lebens nach sich.

Unterlag der Kläger, der die „kämpfliche Ansprache gethan“ hatte, so mußte er dem Gegner eine Geldbuße leisten, oder ihn wie es hieß: „mit Wette und Buße lassen.“

In der Regel war die Urtelsvollstrekung an dem Besiegten fürchterlich. Nach dem Lehnrechte von Brügge war bestimmt, daß derjenige, der im Gerichtskampfe überwunden

worden war, an den Galgen und sein Schild neben ihn gehängt werden sollte. Demjenigen, der sich ergab oder aus dem Kreise gewiechen war, sollte man am Kampfplaze das Haupt abschlagen und er hatte alle Güter gegen den Lehensherrn verwirkt. Deutsche Kampfordnungen ertheilten den im Zweikampfe Erschlagenen ein ehrliches Begräbniß; dagegen machten sie den, der sich ergab, ehrlos.

In den Assisen von Jerusalem finden wir die Bestimmung, daß eine Frau, die sich durch einen Kämpfer vertreten ließ, in dem Falle, als dieser besiegt wurde, verbrannt, der Kämpfer mit dem Schwerte gerichtet, und eines ehrlichen Begräbnisses verlustig sein sollte.

Friedrich II. verordnete, daß ein Lohnkämpfer enthauptet werden sollte, wenn derjenige, für den er kämpfte, ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatte. Sonst sollte er wie jeder Meineidige die rechte Hand verlieren. Jeder Lohnkämpfer mußte nämlich vor Beginn des Kampfes einen Eid ablegen, daß er von der guten Sache seines Kampfherrn, von der Wahrheit der Behauptung, die er nun mit den Waffen bewähren wollte, überzeugt sei. In manchen germanischen Gesezen ward demjenigen, der jemanden auf ein Gottesurtheil anklagte, die Ablegung des Eides zur Bekräftigung seiner Aussage auferlegt.

Dieser Eid hieß der Voreid. Ihn konnte nebst dem Kläger auch der Beklagte ablegen, wodurch der im gerichtlichen Zweikampfe Besiegte auch der Strafe auf den Meineid verfiel.

In der früheren Zeit war der Zweikampf mit religiösen Gebräuchen verbunden. Später kam es nur noch vor, daß die Kämpfer sich durch die Beichte und Communion zum Antritte des Kampfes vorbereiteten.

Das Urtheil ward auf Grund des Ausganges des Kampfes, sogleich von den Kampfrichtern gesprochen.

Das Duell als Beweismittel, wurde in der späteren Zeit des Mittelalters bei der Entwicklung eines eigentlichen Kriegerstandes, in ganz Europa populär. Zuletzt kam es dahin, daß man nicht allein die Zeugen, deren Aussagen man nicht gelten lassen wollte, sondern selbst die Schöffen bei den Lehenshöfen forderte, um sie eines ungerechten Urtheils zu überführen. Selbst Unfreien war es gestattet, Ihresgleichen kämpflich anzusprechen.

Da wo in Kriminalsachen die Stellvertretung im Kampfe nicht gestattet war, mußten kampfunfähige Angeklagte statt der Kampfprobe sich jener des glühenden Eisens und des siedenden Wassers unterziehen.

Man schreibt die Einführung des Zweikampfes als gerichtliches Beweismittel einem burgundischen Könige zu. Die Kampfprobe bestand noch im 15. Jahrhunderte.

§. 119.

Außergerichtliche Zweikämpfe oder Duelle.

Im 16. Jahrhundert kommt der Zweikampf nicht mehr als Ordal, sondern nur als Sitte beim Ritterstande vor, lieber die Streitigkeiten mit den Waffen zu entscheiden, als sich einem richterlichen Urtheilsspruche zu unterwerfen. Der Sieg vertrat hier die richterliche Entscheidung, und wenn Einer der Duellanten fiel, auch die Vollziehung.

Diese ritterlichen Zweikämpfe, die nicht Ordalien, sondern eine Art Fehde mit Herausforderung waren, unterschieden sich von den heutigen Duellen nur dadurch, daß sie unter gerichtlicher Aufsicht stattfanden.

Bei den außergerichtlichen Duellen, welche übrigens früher neben der gerichtlichen Kampfprobe bestanden, wurde oft vertragsmäßig der Preis des Siegers oder die Strafe des Uiberwundenen festgesezt.

So z. B. hatte sich unter Kaiser Ludwig IV. Seifried von Frauenburger gerühmt, besseren Adels zu sein als Hektor von Trautmannsdorf, des Kaisers Kämmerer. Man forderte und verpflichtete sich eidlich, daß der Besiegte Adel und Freiheit verlieren, und dem Sieger zu eigen werden sollte. Trautmannsdorf siegte und schenkte den gefangenen Seifried der Kaiserin „zu einer Ehrung." Der Kaiser gab ihn frei, verordnete jedoch, daß die Familie Trautmannsdorf immer vor der Familie Seifried den Vorrang haben und dieß Vorrecht sich auf Kind und Kindeskinder vererben sollte.

Achtes Kapitel.

Neuere Arten Kampfspiele.

§. 120.

Das Caroussel.

Das Caroussel, d. i. eine ritterliche Uibung zu Pferde im Ringelstechen, Pfeilschießen, Hauen rc., ist ein sehr altes Kampfspiel und kommt schon im Jahre 812 vor, wo Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche ein Caroussel zur Feier ihrer Versöhnung und zur Uibung der ritterlichen Jugend in den Waffenkämpfen an ihren Höfen veranstalteten.

Später wurden die Caroussels durch die Turniere verdrängt und traten hinwieder nach dem Aufhören der Leztern an deren Stelle.

Sie sind noch gegenwärtig an den Höfen der Monarchen, als das prächtigste Schauspiel zur Feier wichtiger und freudiger Ereignisse gebräuchlich.

Die Caroussels sind eine Nachahmung des Ritterturniers. In der Regel vertheilen Damen dabei die Preise an die Cavaliere, welche in prachtvollen, historischen Rittercostumen ihre Reiter- und Waffenkünste produziren.

Das Caroussel stand namentlich zu Anfang des 18. Jahrhunderts an allen europäischen Höfen in der größten Blüte und Beliebtheit. Die Cavaliere ritten vor Beginn des Kampfspieles im ritterlichen Turnier-Costume auf turniermäßig geschmückten, gesattelten und gezäumten Pferden, im

festlichen Prachtaufzuge nach dem zu diesem Behufe erbauten und reich geschmükten Reithause.

Sie waren nach verschiedenen Farben in bestimmte Parteien getheilt, welche Nationalitäten vorstellten, oder eine historische oder allegorische Bedeutung hatten.

Gewöhnlich theilte man die Theilnehmer am Caroussel in vier Parteien, die man Quadrillen nannte, und die sich durch Namen, Kleidertracht und Farben unterschieden, z. B. Europäer, Asiaten, Afrikaner, Amerikaner oder Blaue, Grüne, Rothe und Gelbe. Ringsherum waren die Zuschauer außerhalb der Schranken versammelt. Die vornehmsten Personen, sowie die Kampfrichter nahmen den Ehrenplaz auf der festlich-geschmükten Tribune ein.

Die vorzüglichsten Künste, welche dann beim Caroussel produzirt wurden, waren:

Das Kopfcaroussel oder Kopfrennen, wobei der Reiter im vollen Laufe des Rosses nach aufgestekten Mohren- oder Türkenköpfen, als Zielen, mit der Lanze stach oder mit dem Speere warf, mit dem Degen hieb oder mit dem Pistol schoß.

Das Ringrennen, wobei die Ritter in verschiedenen Gangarten des Rosses, bestimmte Figuren oder Quadrillen bildend, mit der Lanze nach einem hängenden Ringe stachen.

Das Quintanrennen, bei welchem nach einem hölzernen Manne gestochen wurde, der in der einen Hand ein Brettspiel, in der anderen eine Pritsche hielt und sich auf einer Spindel derart herumdrehte, daß er, sobald das Brettspiel getroffen wurde, sich flugs umkehrte und dem Reiter mit der Pritsche in den Rücken schlug. Nach diesem hölzernen Drehmanne wurde mit einer Lanze gestochen, die an der Spize ein Eisen, in Gestalt einer Krone trug, und deren Schaft an mehreren Stellen eingesägt war. Die Pointe des

Spieles war, den Mann, auch Faquino genannt, so ins Gesicht zu treffen, daß er sich nicht drehte und daß die Lanze mit den Zaken des kronenartigen Eisens am Faquino stecken blieb und zugleich zerbrach.

Die Italiener hatten überdieß ein komisches Caroussel, wobei nach vier Figuren geworfen und gestochen wurde, welche die vier Elemente vorstellten. Ward die Figur richtig getroffen, welche die Luft vorstellte, so öffnete sich ein Behältniß und es wurde eine Schaar Vögel frei, welche davonflogen. Beim Treffen der Feuermaschine entzündete sich eine Raketengarbe; beim Treffen des Wassermannes fuhr aus dessen Munde ein Wasserstrahl empor; beim Treffen des Postaments, welches die Erde vorstellte, entsprang demselben ein Haase oder ein Fuchs.

Zum Vergnügen der Damen fanden auch zuweilen Schlitten- und Phaetonturen statt, wobei ein Herr den Schlitten oder Phaeton führte, während die Dame von demselben, gleich wie die Cavaliere vom Pferde ab, die verschiedenen „Rennen" vornahm. — Ein solches Caroussel wurde Damenfest genannt.

Da das Caroussel mehr Geschiklichkeit im Reiten als Tapferkeit und Stärke erfordert, so ward es im vorigen Jahrhundert als ein Bestandtheil der Reitschule betrachtet, worauf sowohl Reiter als Rosse abgerichtet wurden, und wird bei der Beschreibung der Hoffeste auch Roßballet genannt.

Häufig produzirten sich die Caroussel-Quadrillen nicht in einer geschlossenen Reitbahn, sondern auf einem öffentlichen, durch Schranken eingefriedeten Plaze, bei dem Klange einer rauschenden, militärischen Musik, eine nach der andern, im Rennen mit der Lanze, nach dem Ring, oder mit dem Degen, nach einem aufgesteckten Kopf von Pappe oder mit Wurfpfeilwerfen nach einer Scheibe.

Besonders erwählte Kampfrichter zuerkannten den Cavalieren nach den Graden ihrer Geschiklichkeit gewisse Belohnungen und Preise, welche jene aus der Hand der höchsten zuschauenden Dame erhielten. Was den Namen Carousel anbelangt, so stammt derselbe von dem Wagenrennen der alten Griechen und Römer her, da das italienische Wort caroselo ein Wägelchen bedeutet; der gegenwärtigen Form nach möchten sie eher von den Mauren, den erfinderischen Stiftern der romantischen Ritterschaft, mit all' ihrem galanten Gepränge abzuleiten sein.

Es gibt übrigens außer dem Cavaliercarousel noch eine Art Carousels als Volksbelustigung, welche auch Ringelspiel heißt, an der auch das weibliche Geschlecht theil nehmen kann. Man hat nämlich hölzerne Pferde oder andere Thiere, so wie Lehnstühle, Muscheln 2c. an eine Welle befestigt, welche sich im Kreise herumdrehen läßt und die darauf reitenden oder sizenden Personen, machen mit hölzernen Waffen allerlei Uibungen und Versuche, worin sie einigermassen das Cavaliercarousel nachahmen, nach dem Ringe stechen 2c. — Neuerdings macht man Eisenbahncarousels als Volksspiele und ahmt dabei alle auf Eisenbahnen befindlichen Einrichtungen nach, ohne jedoch hölzerne Pferde ganz auszuschließen.

§. 121.

Kampfspiele am inneren Burgplaze in Wien, Carousel in Prag, Schlittentour in Wien.

Der innere Burgplaz in Wien war schon vor Jahrhunderten ein Schauplaz glänzender Aufzüge und Produktionen, namentlich Turniere, Carousels 2c. Eines der außerordentlichsten Ritterspiele war jenes, welches im Jahre 1560 unter Ferdinand dem Ersten stattfand, und zwar bei Gelegenheit

der Ankunft des Herzogs von Bayern, Schwiegersohns des Kaisers. Es bestand in glänzenden Turnieren, Caroussels, Banketten und endlich in der Bestürmung einer künstlichen Feste. Am 12. Juni fand — wie wir in Schimmers illustrirtem Werke „das alte Wien“ lesen, — ein großes Kampfspiel zu Fuß statt, welches von zehn Parteien kostbar, in verschiedene Farben gekleideter Ritter ausgeführt wurde. Es wurden zum Behufe dieses Kampfspieles auf dem Burgplaze eigene Schranken errichtet, die Cavaliere ließen in dem Zerbrechen der Speere und wuchtigen Schwerthieben nichts zu wünschen übrig und mitten unter ihnen trieb sich der Spaßmacher herum, verkehrt auf einem mit Hose und Wams bekleideten Esel sizend.

Den 17. Juni wurde ein ritterliches Kampfspiel zu Pferde auf dem inneren Burgplaze ausgeführt, wobei eine allegorische Vorstellung von dem Siege der Liebe vorkam und allerlei Preise vertheilt wurden. Dabei waren die am Kampfspiele Betheiligten in 14 Parteien abgetheilt. Die allegorische Vorstellung war überaus prächtig, wenn auch nach heutigem Geschmake etwas derb. Der Schalk Cupido sollte für seine Schelmereien gehenkt werden, wurde jedoch von den Damen in Schuz genommen, denselben übergeben und in Sicherheit gebracht, worauf ein herrliches Feuerwerk abgebrannt ward. — Cupido war ein schöner 10jähriger Knabe, in fleischfärbigen Tafft gekleidet, mit weißen vergoldeten Flügeln geziert, die Augen mit einem weißen Flortuche verbunden, in der Hand ein Pfeilgeschoß. Der Schalksnarr stellte den Henker vor, führte Cupido als Gefangenen auf und drohte ihn mit seinen Riemen und Striken zu henken, falls ihn nicht eine Dame rette. Diese Rettung geschah, darauf folgte ein Banket und die Vertheilung der Preise, wobei der sieghafte Ritter aus den Händen seiner Dame, den Preis, in einem

Kleinode bestehend, erhielt, dafür gebührend dankte, die Dame küßte und zum Tanz führte.

Ein gleich herrliches Fest wurde 1666 auf dem Burgplaze zur Feier der Vermählung des Kaisers Leopold I. mit der Prinzessin Margaretha von Spanien begangen, wozu auf dem Plaze ringsum eine eigene, zwei Stokwerke hohe Galerie aufgeführt worden war. Die Allegorie stellte den Streit des Wassers mit der Luft, um den Ruhm der Erzeugung der Perle vor. Die vier Elemente erschienen personifizirt, die Luft als ein Wolkenwagen, worauf Juno thronte; das Feuer als ein zerklüfteter Berg mit Vulkan und den Cyclopen; das Wasser stellte ein Beken mit Tritonen vor, in der Mitte Neptun auf einem Throne, mit Meerrossen. Die Erde ward durch einen Lustgarten mit der Statue Floras dargestellt. — In der Mitte des Burgplazes erschien auf künstlichen Wellen das Schiff Argo, reich geschmükt und mit einer zahlreichen Musikbande besezt. Jedes Element hatte eine Anzahl Ritter zu Begleitern, kostbar in vier verschiedene Farben gekleidet, welche, als die Götter und die Sänger auf dem Schiffe durch eine Gesangs-Produktion über die Erzeugungsansprüche der Perle nicht ins Reine kamen, ein Kampfspiel anhuben und den Burgplaz nach allen Richtungen kämpfend durcheilten. Endlich wurden vom Amalienhofe Trompetenstöße vernommen, die Wolken vor demselben zertheilten sich, und man erblikte den Tempel der Unsterblichkeit mit Säulen, Trofäen und den Statuen des gesammten Olymp. Aus dem Tempel quoll ein neuer prachtvoller Zug, zuerst der Triumpfwagen des Ruhmes, hierauf die Beseelungsgeister der östreichischen Herrscher zu Pferde, wobei Kaiser Leopold seinen eigenen Beseelungsgeist vorstellte, mit einer Anzahl Begleiter zu Fuß und zu Pferde. Der Ruhm verkündete nun, daß die Perle (Margarita als Anspielung auf die kaiserliche Braut) dem

Kaiser Leopold als Lohn seiner Tugenden zutheil geworden sei. Darauf beschloß ein Carousel mit künstlichen Quadrillfiguren, an dem Leopold und alle Ritter theilnahmen die Festlichkeit. Uiber 1000 Personen, darunter 200 Musiker betheiligten sich an dem Festspiele.

Das große Carousel, welches am 5. Juni 1854 in der Waldstein'schen Reitschule zu Prag zur Feier der Vermählung des Kaisers Franz Josef des Ersten, mit der Herzogin Elisabeth in Bayern aufgeführt wurde, so war großentheils eine Nachahmung der Festlichkeiten, welche 1571 in Graz bei Gelegenheit der Vermählung des Erzherzogs Karl von Steiermark mit der Herzogin Maria von Bayern begangen wurden.

Das Prager Carousel bestand aus fünf Abtheilungen:

1. Einzug. Voran der kaiserliche Wappenherold zu Pferd, dann ein Bannerträger, ein Heerpauker nebst zwei Trompetern zu Pferd, eine Abtheilung von 16 berittenen Trompetern, 8 Reisige, 12 Offiziere der berittenen Leibwache, 8 Knappen des Adels zu Fuß, 18 turnierende Cavaliere, 8 Knappen des Adels zu F., 8 Pagen des Herzogs zu F., 2 Knappen des Feldhauptmanns, der Feldhauptm., 2 Knappen des Comthurs der deutschen Ritter zu Fuß, der Comthur der deutschen Ritter, 5 Knappen des Erblandstallmeisters zu F., der Erblandstallmeister, 2 Knappen des Landeshauptmanns zu F., der Landeshauptmann, der Herzog von Steiermark als Bräutigam, die Herzoge Ferdinand und Wilhelm von Bayern, der Oberstkämmerer, der Obersthofmarschall, 4 Pagen zu Pferd, der Oberststallmeister, Marie Herzogin von Bayern als Braut, 4 Hofdamen und ihre Knappen, 3 Cavaliere vom Hofstaate des Herzogs von Steiermark, 2 Cavaliere vom Hofstaate des Herzogs von Baiern, 8 Trabanten, 12 Offiziere des rothen Regiments, 8 Reisige zu Pferde.

Der Herold, der den Zug eröffnete, trug den Stab mit dem kaiserlichen Adler in der Rechten, einen schwarzen Hut mit rother Schärpe und schwarz-gelben Federn auf dem Haupte. Sein Collet war von rothem Sammt, und der schwarzsammtene Uiberwurf auf Brust und Rüken mit einem goldenen Reichsadler bestikt und reich mit goldenen Borden und Fransen besezt. Die Offiziere der Leibwache erschienen in schwarzen Sammtcollets mit grünen Aufschlägen, Ringkrägen, weißen Schärpen, grünen Tricots, Halbstiefeln mit grünen Puffen, schwarzen Hüten mit schwarzen Federn. Die Rüstung ihrer Pferde war grün mit Gold. Die Knappen des Adels trugen Hellebarden und waren in schwarzsammtene Collets und Mäntel gekleidet. — Der Adel selbst zeigte ein Bild der reichsten Abwechslung, sowohl in Farben als Costumen und in der Rüstung der Pferde. Alle Cavaliere trugen befiederte Hüte, Sammtmäntel, Sammtwärmser, Seidentricots und Halbstiefel mit Puffen. — Der Comthur des deutschen Ordens erschien in der Rüstung und trug darüber einen weißen Mantel mit schwarzem Ordenskreuze. Der Bräutigam, Herzog von Steiermark, trug ein rothes Sammtkleid mit Gold und einen dunkelgrünen Seidenmantel mit Silberstikerei, ein Barret mit weißen Federn und einer Diamantagraffe, rothe Tricots und Halbstiefel mit rothen Puffen. Er ritt einen Rappen mit einer goldgestikten rothen Schabrake.

Die Herzogin, Braut, war in ein weißes, mit Perlen und Silberstikerei verziertes schweres Stoffkleid mit Hermelin gehüllt. Von ihrem Haupte, welches ein kleines Rosasammtband und eine Diamantenkrone schmükte, wallte ein kostbarer Spizenschleier herab. Sie saß auf einem Schimmel, der von zwei weiß-blau gekleideten Pagen geführt wurde, mit einer Rüstung aus Silberbrokat mit rothem Sammt bordirt und mit Edelsteinen bedekt war. Ihre Damen trugen Sammtkleider mit weißem Aufpuze und Barrets mit weißen Federn.

Nachdem die Cavaliere, welche das Carousſel ritten, ihre Hüte mit Helmen vertauſcht hatten, von denen ſchwere Federn herabwallten, ward die erſte Quadrille von 8 Rittern zur Hälfte in rothen, zur Hälfte in grünen Farbenzeichen ausgeführt.

Hiernach folgte die zweite Quadrille, dann das Kopfcarousſel, wobei die herabgeſchlagenen Köpfe in voller Carriere mit dem Schwerte am Boden geſpießt und aufgehoben wurden. Dann kam die dritte Quadrille, ausgezeichnet durch ſinnreiche Verwiklungen und Löſungen der Reittouren.

Hierauf folgte ein Waffentanz, wobei ſich die Führer der rothen und grünen Partei im Zweikampfe verſuchten, dann ganze Schaaren gegen einander ſtürmten, ſich im Kampfe verknäulten und wieder in einzelne Zweikämpfe auflöſten.

Den Schluß machte ein allgemeiner Einzug und eine Aufſtellung ſämmtlicher Ritter und Damen vor der Loge des neuvermählten Kaiſerpaares, wobei unter den Klängen der Volkshymne ein großartiges Schlußtableaux gebildet ward.

Die Gewandtheit der Reiter, die Schönheit und Anmuth der Damen, die prachtvollen, mit blizenden Juwelen verzierten Coſtume, die wohldreſſirten Vollblutpferde mit ihren verſchiedenfärbigen Rüſtungen und die Bedeutung des Feſtes vereinten ſich zu einem impoſanten und entzükenden Schauſpiele. Dem trunkenen Blike ward oft die Wahl zwiſchen dem Anblike, den ihm die Zuſchauerräume und jenem, den ihm das Carousſel ſelbſt bot, ſchwer.

Zum Schluße unſerer Abhandlung über das Carousſel erwähnen wir noch eines ganz eigenthümlichen adeligen Feſtſpieles, welches namentlich in Wien im vorigen Jahrhunderte üblich war. Es war die große Schlittentour, welche zeitweiſe auf kaiſerlichen Befehl von den reichſten Cavalieren abgehalten wurde. Alles überbot ſich dabei an Pracht der

Schlitten, die mit Goldverzierungen, kostbar-schönen Figuren, Liebesgöttern, Adlern, Mohrenbüsten und Arabesken strozten und schimmerten. Eine reich aufgepuzte Dame saß in jedem muschelartig geformten Schlitten. Hinten auf der Kufe stand der Cavalier im festlichen Costume, den Degen an der Seite, das Federbarret am Haupte und regierte die Zügel des vorgespannten Pferdes, welches mit prächtig gestikten Deken, Drapperien, Schellen und Quasten, sowie mit Federbüschen am Haupte und Rüken geschmükt war, und die Mähne hoch auffrisirt trug. Neben dem Pferde liefen zwei Läufer und schnalzten mit Peitschen, und vor dem Pferde ritten zwei Stallmeister mit langen Stäben.

So folgte Schlitten auf Schlitten, der erste Schlitten beschrieb allerlei künstliche und schwierige Touren und Figuren. Die anderen Schlitten folgten genau in dem Geleise des ersten nach; der erste Schlitten war in der Regel ein mit 6 Pferden bespannter, großer, mit einem Musikchore besezter Schlitten.

§. 122.

Die Thierhezen.

Die Thierhezen waren bis über die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein beliebtes Volksschauspiel.

Die Hezen fanden in eigenen circusartigen Räumen statt, und wurden von einem Hezmeister geleitet. Ringsherum auf den Galerien befanden sich die Zuschauer. Auf besonderen reichgeschmükten Ehrenpläzen saß der Adel, manchmal sah der Hof selbst aus prächtig dekorirten Logen zu.

Die wilden Thiere wurden in einem, nächst dem Hezgarten oder der Hezbahn befindlichen Hezhause verwahrt. Auf ein Zeichen ging das Thor des Zwingers auf und der Löwe, Wolf,

Tieger, Eber, Stier ꝛc. sprang hervor. Oft mußte jedoch das Thier auch zur Heze förmlich herausgestachelt werden, was einen sehr peinlichen Anblik gewährte.

Beim rauschenden Klange der Musik und wildjauchzendem Zurufe der Zuschauer, zerfleischten die Thiere einander entweder selbst, ausgehungerte Wölfe zerrischen und verschlangen lebende Lämmer und Schweine ꝛc., Füchse jagten Haasen, oder sie wurden was der Hauptheil des barbarischen und nicht selten ekelerregenden Schauspiels war, von eigenen Hezhunden angegriffen. Zwölf starke und abgerichtete Fang- und Hezhunde nannte man eine Heze. Eine solche Heze stürzte sich über einen Bären, einen wilden Eber, einen Stier ꝛc. und biß sich in den Ohren, den Weichen ꝛc. ein. Das gehezte Thier wandte sich wüthend gegen seine Angreifer, schleuderte einen Hund in die Luft, zerfleischte einen andern, schlizte einen dritten den Bauch ꝛc. auf, bis es mit zahllosen Wunden bedekt auf den blutgefärbten Boden niederfiel.

Manchmal produzirten sich auch freiwillige oder Lohnkämpfer auf dem Hezplaze im Kampfe gegen die wilden einheimischen und fremden Thiere, ein Kampf der um so gefährlicher war, zumal die Bestien vor der Heze durch Hunger und Durst und andere Aufreizungsmittel absichtlich wilder gemacht wurden, als sie schon von Natur aus waren.

§. 123.

Die Stiergefechte.

Die Stiergefechte oder Kämpfe von Reitern und Fußgehern gegen wilde Stiere waren schon zur Griechen- und Römerzeit gebräuchlich und bilden noch gegenwärtig ein so beliebtes Volksschauspiel in Spanien, daß beim Ausbruche der Sommer-Revolution vom Jahre 1854, troz des in den

Gassen und Strassen Madrids bereits begonnenen Barrikadenkampfes das Stiergefecht nicht unterbrochen wurde, gleichwie darnach der Steierkämpfer Puchetta durch seine Verwegenheit und Popularität als Anführer der wildesten Barrikadenkämpfer und bewaffneten Pöbelbanden in der Hauptstadt eine berüchtigte Rolle spielte.

Gegenwärtig werden die Stiergefechte sowohl in Madrid als den anderen Städten Spaniens von Privatunternehmern oder für Rechnung einer öffentlichen Casse abgehalten. In Madrid gibt es während des Sommers wochentlich zwei Stiergefechte, auf Rechnung des allgemeinen Hospitals.

Der Schauplaz ist ein mit stuffenweisen Sizreihen eingeschlossener Circus und heißt Coliseo de los Toros. Uiber den offenen Sizen, als höchste Stuffe des Amphitheaters, erhebt sich eine reich-dekorirte Bogenreihe für den Hof und die vornehmsten reichsten Personen; das Publikum findet sich im festlichsten Gewande, die Damen in glänzendster Toilette ein.

Vor dem Gefechte halten die Fechter zu Fuß oder Toreros und jene zu Pferde oder Toreadores, welche das Stiergefecht als Gewerbe betreiben, unter Vortritt einer Magistratsperson den feierlichen Einzug in die Arena. Die berittenen Pikadores oder Piquers, in altspanischer Rittertracht mit einer Lanze bewaffnet, stellen sich in der Mitte des Circus gegenüber den Zwingern der Stiere auf. Sodann vertheilen sich die Chulos, Fechter zu Fuß, fantastisch mit färbigen Bänderschleifen aufgepuzt, eine lange seidene, hellfärbige Schärpe in der Hand, in die Zwischenräume der Barrieren, welche die Arena umgeben.

Endlich ziehen die Matadores oder Hauptfechter, reich costumirt, mit dem bloßen Schwerte in der rechten und der Muletta, einem kleinen Schwungstabe mit einem roth-seidenen Fähnchen in der linken Hand, auf dem sandbestreuten Plane auf.

Auf das Zeichen des Corregidors oder der fungirenden Magistratsperson, wird die Thüre zum Behälter des Stieres aufgezogen.

Das Thier stürzt hervor und richtet seinen wütenden Angriff gegen Alles, was ihm in den Weg kommt. Die Pikadores sind die Ersten, welche sich ihm entgegenstellen und den Kampf eröffnen, indem sie mit der Lanze dem Thiere einen leichten Stich in die Schulter zu versezen trachten. Sie suchen sich, wenn ihr Pferd von dem in Raserei versezten Thiere verwundet wird, durch schnelle Flucht zu retten. Um den Stier von der Verfolgung eines Pikadors abzulenken, besonders in dem Falle als Einer derselben gestürzt und von den todbringenden Hörnern des Stiers bedroht ist, stürzen die Chulos hervor, werfen dem Stiere ihre Schärpen über den Kopf und retten sich im Nothfalle durch einen Sprung über die Bretterwand, welche die Arena einschließt.

Zur Begünstigung des Rükzugs der Chulos, sucht nun ein Pikador den Angriff des Stiers durch Zurufe auf sich zu lenken. Wenn der Stier durch den Angriff auf ein Duzend Pikadores zu ermüden beginnt, ziehen sich die Reiter zurück und die Chulos greifen zu den Banderillas d. h. dünnen, zwei Fuß langen, ausgehölten, mit Pulver gefüllten und mit Papierschnizeln umwikelten Stäben, an deren Enden eiserne Widerhaken angebracht sind, um sie dem Stiere anzuhängen. Nun gehen die Schwärmer an der Haut des Stiers los, die Wuth desselben erreicht den höchsten Grad. Er rennt im Zirkus, ein Opfer suchend herum. Da tritt ihm der Matador entgegen und schwingt die rothe Flagge, bei deren Anblike der Stier mit geschlossenen Augen gegen ihn losrennt. Der Matador läßt das Thier in seiner blinden Wuth unter dem linken Arme durchrennen und bringt ihm mittelst einer schnellen Wendung mit der Rechten den tödtenden Schwertstich bei.

Allgemeiner Bravo- und Vivatruf begrüßt den siegenden Matador, Kränze, Bouquets, Schleifen, Geldbörsen und kostbare Schmuksachen fliegen ihm von den Sizen und aus den Logen zu. Er ist der Mann des Tages und feiert einen sinnberauschenden Triumpf.

Im Gegensaze hiezu ruft aber das Publikum auch dem Stiere, der einen Matador verwundet oder getödtet hat, Bravo zu. In einem solchen Falle tritt ein anderer Matador an die Stelle des Kampfunfähigen ein.

Ist der getödtete Stier fortgeschafft, so wird ein zweiter aus dem Behälter hervorgelassen und so kommen oft in einem Tage acht bis zehn Stiere an die Reihe. Alle werden getödtet, aber auch mancher Kämpfer wird todt oder schwer verwundet aus dem Zirkus getragen.

In früheren Zeiten wurden die Stiergefechte zur Feier wichtiger und festlicher Ereignisse von den Königen selbst veranstaltet, und die berittenen Kämpfer mußten wie beim Turnier adelig sein. —

Die Creados oder Lakayen der Stierkämpfer hielten an dem Tage des Kampfspieles solenne Aufzüge, wobei sie in kostbarer Tracht, als Mohren, Türken oder Wilde gekleidet, erschienen.

Bei jedem königlichen Stiergefechte, wie dieselben in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts üblich waren, wurde dasselbe einige Tage vorher unter Trompetenfanfaren durch königliche Herolde angesagt, worüber das Volk jedesmal in einen ungemessenen Jubel ausbrach.

Besondere Stierfänger verfügten sich in die andalusischen Gebirge, von wo sie die wilden Stiere auf folgende Weise auf den Kampfplaz brachten. Sie friedeten den Weg auf 10—12 deutsche Meilen mit Palisadenreihen ein, und führten einige sprungbare Kühe, Madarines, welche eigens zum Anloken der

Stiere abgerichtet waren ins Gebirg. Die Kühe liefen ins Gehölz, näherten sich den wilden Stieren, ergriffen aber in dem Augenblike als diese sie bespringen wollten, die Flucht. Die Stiere verfolgten sie und kamen so in die Palisadengänge, wo sie eingefangen und nach dem mittlerweile an dem Plaze des Stiergefechtes erbauten großen Stalle, Toril, der etwa zwanzig Stiere faßte, gebracht wurden. Dort ruhten sie aus und wurden hierauf einzeln herausgelassen, von starken Handlangern, Herradons ergriffen und mit glühendem Eisen an den Schenkeln gezeichnet. Auch spaltete man ihnen die Ohren.

Um den Kampfplaz herum standen fünfstokhohe Häuser, mit Erkern versehen, welche der König zur Zeit des Stiergefechts an bestimmte Zuschauer zu vergeben das Vorrecht vor den Eigenthümern hatte. Des Königs Erker oder Loge befand sich in der Mitte, war durch Vergoldungen und prächtige Drapperien ausgezeichnet und mit einem goldschimmernden Baldachine bedekt. Es waren ober der Brüstung Vorhänge angebracht, welche so zugezogen werden konnten, daß der König dem Stiergefechte zusehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. — Auf der rechten Seite der Königsloge, befanden sich die Logen des Hofstaats, auf der anderen jene der Granden von Spanien, gegenüber jene der Abgesandten katholischer Monarchen. Diese Logen waren durch Wappenschilder kennbar. Die übrigen Pläze waren verkäuflich, natürlich zu hohen Preisen. Der Kampfplaz wurde mit Sand bestreut, ringsherum Schranken aufgeschlagen und auf drei Seiten Gerüste mit amphitheatralischen Stuffensizen erbaut. Auf der vierten Seite befanden sich die Zwinger der Stiere und die Eingänge für die Stierkämpfer. An dem Tage des Stiergefechtes gab man des Morgens 5 oder 6 Stiere dem gemeinen Volke preis. Es liefen denselben nichtadelige Personen mit Lanzen

in der Hand, zu Fuße nach, und suchten sie zu erlegen. Dieses Vorspiel dauerte von 10 Uhr bis Mittag.

Nachmittag nahm Hoch und Niedrig die bestimmten Pläze ein. Alle 5 Reihen Erker rings um den Plaz schimmerten von kostbaren Teppichen, Drapperirungen und Guirlanden. — Auf den offenen Stufensizen drängte sich das Volk im Festschmuke mit fieberisch aufgestachelter Neugierde und Schaulust. — Jeder Galan suchte für seine Dame einen bequemen Plaz zu erhalten, worauf er sie mit Erfrischungen bedienen konnte. — Eine Vernachläßigung machte ihr Herz erkalten, eine Aufmerksamkeit wurde nicht unbelohnt gelassen.

Das weibliche Geschlecht legte an diesem Tage allen Regelzwang ab. Die Frauen und Mädchen erschienen unverschleiert und pflegten ihre Reize in das günstigste Licht zu stellen.

Die Standespersonen fuhren in ihren Kutschen im festlichen Aufzuge um den Plaz herum, dann verfügten sie sich in ihre Logen. Die meisten Cavaliere machten auf prächtig geschmükten Pferden im glänzenden Festcostume einen Umritt, wobei sie nach allen Seiten bekannte oder distinguirte Personen grüßten.

Sobald die Königin in ihrer Loge Plaz genommen, marschirten die berittenen 3 Leibcompagnien auf dem Plaze unter der Königsloge; die Ordner des Festes mit dem Gefolge von berittenen Gerichts- und Polizeileuten, Alguazils oder Sergents auf.

Der König gab nun mit dem Schnupftuche ein Zeichen, el Despojo de la placa genannt, auf welches das gemeine Volk vom Plaze weg, und jenseits der großen Schrankenriegel geschafft wurde. Hiernach fuhren große Wasserwagen auf den Plaz und der Sandplan ward begoßen.

Nun ertönten Trompeten-Signale, die Garden schlossen sich eng unter der Königsloge zusammen. Sie waren durch keinen Schranken von dem Stiere getrennt und bedienten sich ihrer Helebarden zur Abwehr gegen ihn. — Unter fortdauernden Trompeten-Fanfaren ritten die Torreadores oder die Cavaliere, welche gegen den Stier kämpfen wollten, prächtig costumirt und herausgeputzt, auf kostbar gezäumten und geschmückten Pferden in die Arena. Sie hatten ein in ihre Wappenfarben gekleidetes Gefolge von 40–50 Dienern, welche Bündel (Resones) trugen, d. s. 14—15 Fuß lange Lanzen mit Schaften von gebrechlichem Holze und langen, scharfen Eisenspizen.

Die Cavaliere grüßten den König und baten um seine Erlaubniß zum Kampfe gegen die Stiere. Nachdem ihnen diese durch ein Zeichen mit der Hand vom Könige ertheilt worden war, grüßte jeder Cavalier seine Dame und stellte sich in Positur.

Nur Edelleute durften zu Pferde kämpfen, für die Nichtadeligen war der Fußkampf gestattet.

Der König gab den Schlüssel zum Stierzwinger Toril, seinem vornehmsten Beamten und dieser dem Alguazil, dem das Geschäft des Aufschließens der Pforte oblag.

Eine Leiter ward hinter die Thüre des Zwingers gestellt, und der Diener, welcher diese nach dem Aufriegeln aufriß, flüchtete sich schnell mittelst jener auf das Dach des Stalles, da der Stier nach seinem Hervorstürzen, gleich seinen Mann hinter der Thüre suchte und aufspießte, wenn er ihn fand. Fand er ihn nicht, so machte er auf den Alguazil Jagd, der unbewaffnet war, und nur in der Schnelligkeit seines Rosses das Mittel zu entfliehen fand.

Die Diener der Toreadores vermehrten den Grimm des Thiers durch Geschrei und Pfeifen und die Fußfechter

schoßen leichte Pfeile und warfen Spieße, die mit rauschendem Papier umwickelt waren, nach demselben.

Von den Toreadores focht nur immer Einer, der gerade von dem wüthenden Thiere angegriffen ward und durfte sich keiner anderen Waffe bedienen, als der Rejones. Erst dann, wenn der Stier ihn oder sein Pferd verlezt, oder ihm Mantel oder Hut herabgestoßen hatte, durfte er zum Degen greifen, gleichsam um den erlittenen Schimpf zu rächen. Bei dem Kampfe mit der Lanze, hielt der Cavalier die Spize gerade gegen die Brust des Stiers gesenkt, damit sie tief in das Fleisch des Thieres eindringe. Geschikte Toreadores carrakolirten vor dem Stiere her, um dem Thiere einen Stich in die Seite beibringen, wornach es umkehrte und den Stich in die andere Seite empfing.

Beim Kampfe mit dem Degen führte man den Stoß mitten zwischen den Hörnern; ein solcher ist tödtlich und das Thier stürzt augenbliklich zusammen.

Gelang der Stoß, so jauchzte Alles „Victoria!" das Volk lief auf den gefällten Stier, zerstükte ihn und die Alquazils ließen die Stüke mit seidenen Striken binden, und auf zierlich gepuzten Mauleseln aus den Schranken bringen.

Das Stiergefecht dauerte 4 — 5 Tage, und jeder Tag kostete 15—20 Stieren, wohl auch manchem Reiter und Rosse das Leben.

Konnte ein Stier lange nicht getödtet werden, so ließ man ihn mit englischen Hunden hezen. Diese waren mittelgroß, aber ungemein stark und bissig, und wo sie sich einbißen, da ließen sie nicht mehr los. Sie griffen den Stier von allen Seiten an, sprangen ihm auf den Rüken, bißen sich zwischen Weichen, an den Schenkeln, an den Ohren und an der Schnauze ein und ließen nicht nach, bis der Stier zur Erde fiel.

Die Fußkämpfer bedienten sich eigener Spieße mit kurzem, aber diken Schafte, woran ein langes und breites Eisen mit scharfer Spize stak. Sie führten den Stoß auf einem Fuße kniend; dann legten sie sich auf den Boden und warfen dem Stiere Hut, Mantel oder was sie sonst in die Hand bekamen auf den Kopf, um ihn zu verwirren und Gelegenheit zur Flucht zu bekommen. Ihre Rettung beruhte auf der Erfahrung, daß der Stier jedesmal die Augen schließe, ehe er den Hörnerstoß gegen seinen Gegner führe.

Manche Fußkämpfer waren so verwegen, dem an ihnen vorbeirennenden Stiere einen Dolch zwischen die Hörner einzustoßen. Ja Einige sprangen ihm auf den Rüken und pakten ihn bei den Hörnern.

Ein Stiergefecht, bei dem es keine Menschenopfer gab, erschien dem Publikum als ein mattes, unbefriedigendes Schauspiel.

§. 124.

Die Hahnengefechte.

Die Hahnengefechte sind gegenwärtig ein sehr populäres Kampfspiel in England. Sie wurden übrigens schon im Alterthume von den Griechen abgehalten. Die Hähne wurden vor dem Kampfe mit Knoblauch und gehaktem Frauenhaar gefüttert, wodurch man sie sehr bösartig und streitlustig zu machen suchte. Man band ihnen auch eiserne Sporen an die Füsse. — Als besonders streitsüchtig waren berühmt die Hähne von Rhodos, Chalcis und Tanagra. In Athen wurden seit den Perserkriegen gesezliche Hahnengefechte jährlich an einem bestimmten Tage im Theater abgehalten.

Uiber die Einführung derselben lesen wir im Aelian folgende Anekdote: Themistokles führte seine Kriegerschaar

gegen die Perser ins Feld. Sie kam an einen Ort, wo zwei Hähne mit einander kämpften. Themistokles ließ halt machen, wies auf den Kampf der Hähne hin und sprach: „Seht, diese kämpfen aus keinem edlen, moralischen Grunde, sondern nur um einander nicht zu weichen und nicht besiegt zu werden. Wie viel mehr müßt ihr, die ihr für die Ehre und das Vaterland kämpft, tapfer sein!“ Das Heer siegte und zum Andenken an diese Begebenheit wurden die Hahnengefechte eingeführt.

Man hielt jährlich zu Pergamos, auf Delos und zu Rom Hahnengefechte.

Jetzt sind sie außer in China, den Sunda-Inseln und den Philippinen noch vorzugsweise in England üblich, wo die berühmtesten Hahnengefechte in Melton abgehalten werden.

Mittelst einer öffentlichen Kundmachung werden die Hahnengefechte daselbst jedesmal angesagt.

In dem Saale, worin sie stattfinden, ist eine amphitheatralische Erhöhung, Cokpit, angebracht, und mit Rasen belegt. Darauf kämpfen die Hähne, die von besonderer Race sind, gewöhnlich von Hamburg bezogen und durch eine besondere Diät am Fettwerden gehindert werden. Man verschneidet ihnen den Kamm und die Federn, welche sie beim Kampfe hindern könnten. Man befestigt ihnen an die Beine scharfe, dolchähnliche Sporen.

Jeder Wettende bringt etwa 30 solche Hähne aufs Cokpit, dieselben werden zuerst von den Kampfrichtern besichtigt, gewogen und dann gegeneinander losgelassen.

Zuerst sehen die Kämpfer einander stolz an, dann stellen sie sich gegen einander, legen die Hälse auf die Erde, stürzen dann nach einigen Sekunden auf einander los und zerfleischen einander zuerst mit den Schnäbeln, dann mit den Sporen, welche sie besonders in die Seiten einhauen.

Gewöhnlich bleibt ein Hahn auf dem Plaze und der Sieger schreitet stolz und mit Triumpfgekräh um den Besiegten. Die Hauptsache dabei sind die Wetten der Hahnenbesizer und der übrigen Zuschauer. Die Wette gewinnt jener Hahnenbesizer, dessen Hahn die meisten Siege davonträgt.

Die feigen Hähne werden auf der Stelle von den Besizern geschlachtet. Um die nicht mitkämpfenden Hähne während des Kampfes in Ruhe zu halten, werden sie in einen großen Korb gestekt, der über dem Kampfplaze aufgehängt ist.

§. 125.

Das Wettrennen.

Wir haben bereits das antike Wettrennen bei den olimpischen und circensischen Spielen geschildert und bemerkt, daß man dabei einerseits die Reit- und Wagenlenkekunst, und andererseits die Pferdezucht zu beleben und zu fördern suchte.

Dies ist beim modernen Wettrennen nur insofern der Fall, als es die Zucht der Vollblutpferde betrifft; denn die Rennen machen das kräftige, mit stärkeren und geschmeidigeren Muskeln und Sehnen und reineren Respirationsorganen begabte Vollblutpferd immer muskulöser, elastischer und ausdauernder, richten dagegen die gewöhnlichen Pferde zu Grunde, welche nicht Generationen hindurch, nach Leistungen gezüchtet, aus dem reinen Blute von Preisrennern entsprossen sind und durch das Wettrennen zu einer unnatürlichen und jedes Maß ihrer Kräfte und Organe übersteigenden Anstrengung gereizt werden, was namentlich in Italien der Fall ist, wo die Pferde ohne Reiter, mit Deken, an denen eiserne Stacheln angebracht sind und metallene Kugeln herabhängen, nach dem Ziele gejagt und während des Laufens in der Bahn taktmäßig durch

die Deke am Rüken und Leibe gestachelt und an den Weichen geschlagen werden, in eine barbarische Thierquälerei ausartet.

Aus Italien verpflanzte sich das Wettrennen im 15. Jahrhunderte nach Süddeutschland und wurde in Bayern und Oestreich bei Kirchweihfesten abgehalten.

Bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs Albrecht dem Dritten von Bayern im Jahre 1436 fand in München ein großes Wettrennen statt, wornach dieses Schauspiel allgemein in Bayern eingeführt wurde. Vom Jahre 1448 wird jährlich in München ein Hauptrennen abgehalten.

Von Oestreich verbreiteten sich die Pferderennen nach Ungarn, wo sie bei kirchlichen Festen und anderen Gelegenheiten abgehalten wurden.

Vor allen Ländern bildeten sie sich jedoch in England aus, dort wurden sie von den Römern eingeführt, und noch heute findet man Spuren römischer Rennbahnen daselbst. — Vom Jahre 1154 fingen sie an ein beliebtes Volksschauspiel zu werden, und vom Jahre 1558 kamen damit die Wetten in Verbindung. Damals gab es nur Privatrennen und Wetten unter Edelleuten. Erst im 17. Jahrhunderte kamen die öffentlichen Rennen mit ausgesezten Kampfspreisen in Uibung. Gegenwärtig werden in jeder englischen Grafschaft jährlich Wettrennen im Frühjahr oder Herbste abgehalten. Manchmal finden überdies auch außerordentliche Rennen statt.

Zu Newmarket werden große Wettrennen abgehalten, bei denen sich eine Menge Kenner und Liebhaber, sowie Pferdezüchter und Glüksspieler einfinden. Für jedes Pferd, welches wettläuft, wird eine gewisse Summe erlegt, oft 10.000 Gulden und darüber. Der Betrag aller Einlagen gehört dem Sieger.

Die Anordnung der Feste, die Preiserkenntniß und die schiedsrichterliche Entscheidung liegt gewissen Privatbehörden,

manchmal einem Vereine von Eigenthümern der Pferde ob. Die Regierung sezt jährlich seit den Zeiten der Königin Elisabeth goldene und silberne Schalen als Preise bei den königlichen Wettrennen aus, deren jährlich 60 abgehalten werden.

Die Pferdezüchter rechnen jedoch mehr auf die hohen Verkaufspreise und das 30—40 Gulden betragende Springgeld, als auf die Rennpreise, denn der beste Renner kann überwunden werden, ohne deshalb seinen Werth für den Gebrauch zu verlieren.

Die Wettrenner werden mit der äußersten Sorgfalt gewartet. Man nimmt bei der Pflege auf jeden Witterungswechsel Rüksicht. Ihre Ställe haben ein palastartiges Aussehen und sind oft mit Heizöfen versehen. Das Futter wird ihnen zugewogen und wenn die Zeit des Rennens erscheint, werden sie durch Purgirmittel und Klystierungen dazu vorbereitet. Sie sind daher oft so weichlich, daß sie jedes rauhe Lüftchen krank macht.

Das Wettrennen selbst ist ein Fest, das von allen Volksklassen Englands leidenschaftlich geliebt wird und findet auf einem regelrecht abgemessenen Plaze statt, wo der quadrat- oder cirkelförmige Weg durch weißangestrichene Säulen markirt wird, welche den Wettrennern stets zur rechten Seite bleiben müssen.

Jedes Pferd soll gleich belastet sein, deshalb wird jeder Jokei mit Ausgleichungsgewichten versehen, welche um so größer sind, je leichter er ist.

Sind die Jokeys mit den Sätteln, Zäumen und Trensen ihrer Pferde von den geschworenen Richtern abgewogen und gleichgewichtig befunden worden, so reiten sie auf ein gegebenes Waldhornsignal an die Bahn, wo sie sich vor einem gespannten Seile in gerader Linie aufstellen. Auf ein zweites Hornsignal fällt das Seil und alle Pferde greifen aus.

Sobald die Reiter am Ziele angelangt sind, werden sie wieder abgewogen, um zu prüfen, ob sie sich nicht während des Rennens ihrer Gewichte entledigt haben. Knechte nehmen die Pferde in Empfang, wischen sie sorgfältig ab, reiben ihnen die Füsse, besonders die Gelenke mit Strohwischen und geben ihnen spanische Weine oder auch Franzbranntwein. Hierauf werden sie zugedekt und bis zum nächsten Rennen an der Hand herumgeführt.

Die Steeple-Chases oder Thurmjagden sind Rennen nach einem Ziele über Hindernisse. Man wählt gewöhnlich einen Kirchthurm zum Ziele und wer über Stok und Stein reitend alle natürlichen und künstlichen Hindernisse am Wege überwindend, zuerst dort ankommt, hat die Wette gewonnen. Daß man sich dabei oft den Hals bricht, ist begreiflich. Die Wettrennen sind außer England auch in Frankreich, Rußland, Deutschland und Oestreich eingeführt, namentlich werden bei Wien auf der Simmeringer Haide große Wettrennen abgehalten.

Eine Art Wettrennen mit Caroussel und olympischen Spielen ward im Herbste 1854 im Hippodrom zu Neulerchenfeld bei Wien von Kunstreitergesellschaften aufgeführt. Bei 20.000 Zuschauer füllten die Tribunen und standen außerhalb der Schranken.

Zuerst hielten Herren und Damen im Rittercostume ihren Einzug. Dann führten sie ein Turnier auf und produzirten sich im Lanzenstechen nach einem aufgestekten Ziele. Hierauf hielten die Damen als Amazonen gekleidet und mehre Kunstreiter auf zwei Pferden stehend ein Wettrennen, dann folgte das Wettfahren mit römischen Wagen und zulezt eine große Steeple-Chase. Diese Verschmelzung der klassischen, romantischen und modernen Zeit war so interessant, daß wir beispielweise davon Notiz nehmen, ohne uns über die Kunstreiterspiele, welche nicht unmittelbar in das Bereich unserer Abhandlung gehören, in ein weiteres Detail einzulassen.

Neuntes Kapitel.

Zweikämpfe in der neueren und neuesten Zeit.

§. 126.

Zweikämpfe im Kriege.

Obwohl der Zweikampf seit der Einführung des Schießpulvers in der Kriegskunst immer mehr Geltung verlor, kommen dennoch alle historischen Classen und Arten desselben heutzutage, je nach dem Culturgrade der Erdbewohner, vor.

Die barbarischen Völker fechten noch heutzutage wie im grauen Alterthume ihre nationalen Fehden mittelst Schlachten, welche eine Reihe von Einzelnkämpfen bilden, mit steinernen oder eisernen Axten, Messern, Pfeilgeschossen, Steinwürfen und Schleudern; mit dem Schwerte, der Lanze und der Keule aus. Während die Schwarzen im Innern Afrikas ihre getödteten Feinde verzehren, greift oder griff der Indianer in Amerika, der den Feind mit dem Tomahawk kampfunfähig machte, zu dem Skalpmesser und schmükt mit der abgezogenen Kopfhaut des Gegners seinen Gürtel.

Der Tomahawk ist bei den Rothhäuten auch das Simbol des Krieges und wenn sie Frieden schließen, graben sie ihn ein, wenn sie Krieg führen wollen, graben sie ihn aus.

Die Botocudenhorden kämpfen ihre Fehden mit Streitstangen aus. Die Kriegserklärung besteht darin, daß man die eigene Streitstange in dem Lager des Feindes bei dessen Abwesenheit zurükläßt oder überhaupt hineinträgt.

Hiernach rüken beide Horden gegen einander aus, und gehen untereinander, mit absonderlichen Herausforderungen zum Kampfe, herum. Endlich kämpfen die Männer nach abgelegten Waffen mit 6—8 Fuß langen Stangen, jedoch nur immer zwei miteinander, bis sie müde sind. Inzwischen sehen die Weiber auch nicht müssig zu, sondern kämpfen mit der Faust und den Fingernägeln.

Die Kaukasusvölker und die Kabylen erinnern mit ihren Panzern, Helmen, Lanzen und Reiterkünsten an die Ritterzeit; auch spielt der Zweikampf bei ihren Uiberfällen und Kämpfen noch immer eine Hauptrolle.

Die Kabylen mahnen insbesondere mit ihren Wappenröken von Kameelhaaren, deren Kapuze unter dem Halse zugewebt, sich über den Helmkamm ziehen läßt, an die Ritterzeit.

In den Schlachten der civilisirten Völker spielt gegenwärtig das Geschüz und Kleingewehr als Fernwaffe und das Bajonet im Massenangriffe die Hauptrolle, allein der Zweikampf findet demungeachtet eine sehr häufige und wichtige Anwendung, namentlich in dem einleitenden Tirailleursgefechte und in der Schlußscene der Reiter, die den Feind verfolgen, wo in beiden Fällen die Lanze, der gerade und krumme Säbel, das Gewehr, das Pistol und das Bajonet in Anwendung kommen; gleichwie mitten im blutigen Schlachtdrama, beim Sturme der Infanteriecolonen auf einander, auf Geschüze und Befestigungen, ein Handgemenge von Einzelnkämpfen entsteht, wo vom Gewehr, Bajonet, Säbel, Dolche &c der umfaßendste Gebrauch gemacht wird. Ja in dem Türkenkriege des Jahres 1854 ging die Erbitterung so weit, daß Türken, welche schwer verwundet am Boden lagen, mit den Dolchen nach den Russen, die sich ihnen näherten stießen, oder gar dieselben bissen.

Bei den Attaquen der Cavallerie während der Schlacht kommt der Einzelnkampf mit der Lanze und Säbel gegen einander; bei dem Entern der Schiffe, jener der Dolche, Degen, Harpunen und anderer Waffen in Anwendung.

Die Hauptrolle spielt der Einzelnkampf in dem modernen Duelle, dem wir das nächste Kapitel widmen wollen.

Vorerst wollen wir die beiden besondern Gattungen des modernen Zweikampfes schildern: das Boxen und das Battoniren.

§. 127.

Das Boxen.

In England ist namentlich unter den niederen Volksklassen der Faustkampf, unter dem Namen Boxen, als Mittel zur Begleichung von Privatstreitigkeiten und Sühnung von Ehrenbeleidigungen sehr populär.

Uibrigens gibt es auch eigene Boxer, welche den Faustkampf gewerbsmäßig betreiben und sich darin vor dem Publikum öffentlich produziren.

Beim Boxen sind die Kämpfer in der Regel am Oberleibe unbekleidet, und suchen dem Gegner nach besonderen Regeln und Gebräuchen, Faustschläge nach bestimmten Körpertheilen, namentlich nach dem Bauche zu versezen, hingegen die gegnerischen Streiche mit den Vorderarmen zu pariren.

Jedem Ausfalle und Schlage geht ein rasches Wirbeln der Fäuste, mit Finten und Listen vorher, welche den Gegner über den eigentlichen Zielpunkt des Schlages zu täuschen und zu falschen Paraden zu verloken bestimmt sind.

Sobald ein Boxer auf der Erde liegt, darf ihn der Andere nicht weiter schlagen; eben diese Regel gilt für den Fall, wo ein Boxer aufzuhören verlangt und sich dadurch als besiegt erklärt.

Auf die Boxer werden oft große Wetten gemacht, und oft kämpfen dieselben, gleich den römischen Gladiatoren, als Soldfechter reicher Wetter öffentlich gegeneinander.

Das Boxen kostet nicht selten einem Kämpfer das Leben; sehr häufig werden die Boxer brustkrank, blind oder sonst krüppelhaft. Die englischen Geseze verbieten das Boxen zwar als einen Friedensbruch, die Juri pflegt jedoch einen dadurch verübten Mord, als einen unfreiwilligen Todtschlag zu erklären.

Das Boxen wird als gentlemanmäßig von der englischen Aristokratie gehegt und in Schuz genommen. So erzählt Lord Byron mit vieler Vorliebe von den Boxstunden, die ihm der berühmte Pugilist Jakson ertheilte.

§. 128.

Das Battoniren.

Das Battoniren oder Stokfechten war besonders in Italien gebräuchlich.

Man bediente sich dabei eigens verfertigter Stöke, deren Enden mit Bleiknöpfen versehen waren.

Das Battoniren ward von besonderen Meistern kunstmäßig gelehrt und geübt und der Kampfstok gestaltete sich in den Händen geschikter Fechter zu einer sehr gefährlichen Waffe. Nicht selten produzirten sich Stokfechter im Kampfe gegen Degen- und Säbelfechter und trugen — so unglaublich dies auch klingen mag — den Sieg davon. — Natürlich durften ihre Gegner keine Meister in der Fechtkunst sein.

Die alten Hindus, bei denen gymnastische Uibungen Volkssitte waren, betrieben zuerst das Stokfechten, namentlich war unter der muhamedanischen Dynastie der Nisamschahe, d. i. Ordnungs-Könige, Achmed der Erste ein großer Liebhaber dieser Fechtübung, wodurch sie so sehr ausgebreitet und zur Mode ward, daß man statt der Gelehrtenschule überall Fechtpläze sah, worauf das Stokfechten gelehrt und geübt wurde.

Zehntes Kapitel.

Das Duell.

§. 129.

Begriff.

Das Duell ist die Lösung einer Streitfrage zwischen zwei Personen mit den Waffen.

Das Duell geschah früher als ein gesezlicher Akt auf Grund einer Herausforderung vor Gericht und vor Zeugen; jezt findet es als eine von den Gesezen verbotene, aber nichts destominder unter den höheren und gebildeteren Volksklassen der civilisirten Nationen sehr populäre Art der Genugthuung für Ehrenbeleidigungen statt.

Das eigentliche Duell ist ein Zweikampf, der in Folge einer Verabredung vor Zeugen erfolgt.

Wird sogleich an Ort und Stelle mit gegenseitiger Zustimmung zum Kampfe geschritten, so nennt man dies ein Rencontre.

Wird ein Theil vor dem Anderen sogleich an Ort und Stelle mit den Waffen angegriffen und zur Vertheidigung gezwungen, so heißt dies eine Attaque oder ein Uiberfall. —

§. 130.

Handelnde Personen.

Beim Duelle kommen folgende handelnden Personen vor:

1. Die Duellanten als Hauptpersonen. Sie bestehen aus dem Herausforderer oder Provocanten und dem Herausgeforderten oder Provocaten. Der Lezteres ist in der Regel der Beleidiger.

2. Der Cartelträger, d. i. derjenige, welcher im Namen des Herausforderers den Provocaten fordert; die Sekundanten als Kampfrichter und Beistände zugleich, von denen jeder den Duellanten, der ihn gewählt hat, gegen alle Handlungen von Seite des Gegners schüzen muß, welche dem Duellgebrauche zuwiderlaufen; die Zeugen, welche dem Duelle beiwohnen, und worunter sich auch manchmal ein Schiedszeuge befindet und die Aerzte in der Regel Chirurgen zum Verbinden der Wunden, zur Vornahme von Operationen und Anwendung von Heilmitteln. All diese sind die Nebenpersonen des Duelles.

§. 131.

Motive.

Man hat die besondere Wahrnehmung gemacht, daß das Duell nur bei den Völkern vorkommt, welche Monogamie haben, dagegen den Nationen, bei welchen die Vielweiberei herrscht, fremd ist. Bei Menschen und Thieren gibt der Geschlechtstrieb häufig Anlaß zum Zweikampfe.

Viele Thiere kämpfen zur Begattungszeit, um ihre Weibchen, z. B. Hunde, Hirsche, Wölfe, Stiere, Hähne, Wachteln u. s. w., und es scheint als ob die Natur in der Absicht die Racen zu veredeln, den Trieb zum Kampfe mit dem Geschlechtstriebe gepaart hätte, um die schwachen und zur Be-

gattung unreifen Männchen davon abzuhalten und eine kräftige Nachkommenschaft durch kräftige Väter zu erzielen. Es scheint in dem Geschlechtstriebe des Weibchens bei den Thieren zu liegen, daß es sich nur dem, welcher aus dem Kampfe als Sieger hervorging, hingibt; so läßt keine Kuh einen besiegten Stier zu. Es scheint auch begründet, daß durch diese Kämpfe die Natur der Ausübung des erwachenden Geschlechtstriebes heilsame Grenzen sezt. So kommen zwar die dreijährigen Hirsche zur Brunst, können aber erst im fünften Jahre die Herbst-Kämpfe bestehen und so zur Begattung gelangen.

Aber auch bei den Menschen pflegen sich die Herzen der Frauen dem Muthigen und Kräftigen zuzuwenden.

Nicht bloß der sinnliche Geschlechtstrieb, sondern die Galanterie und Liebe als Vergeisterungen jenes Triebes bilden das Motiv zum Duelle.

Den häufigsten Anlaß hiezu gibt jedoch die verlezte Ehre.

Zum historischen Belege dessen, was wir über den Geschlechtstrieb sagten, führen wir folgende cultur-geschichtlichen Notizen an.

Die alten Deutschen gaben ihren Jünglingen das Recht Waffen zu tragen keineswegs in der Entwiklungsperiode oder zur Zeit der Pubertät, sondern erst wenn sie heiratsfähig waren, zur Zeit der Nubilität, im 21. Jahre. Bei manchen uncivilisirten Völkern müssen heiratslustige Jünglinge Beweise ihrer Tapferkeit ablegen. So mußte in Brasilien der Heiratslustige erst einen Mann erlegen, bevor er ein Weib heimführen durfte. Am Missouri ward über ihn berathen, ob er tapfer genug sei. Unter den Chawanons erhält der beste Krieger das schönste heiratsfähige Mädchen und an der Hudsonsbai pflegen die heiratslustigen Männer um die ruhig zusehenden Frauen zu ringen.

§. 132.

Besondere Duellarten.

Das Duell fand und findet in der Regel zwischen Männern, selten zwischen Frauen oder zwischen einer Frau und einem Manne statt.

Den gerichtlichen Zweikampf in Skandinavien zwischen einem Manne und einer Frau haben wir bereits im §. 111 geschildert. Im Jahre 1228 kam in Bern ein Duell zwischen Mann und Frau, und im Jahre 1701 in Turin ein Duell zwischen zwei adeligen Damen vor.

Der an grausame und blutige Strafen gewöhnte, aber dem Kriege abholde Chinese und Japanese geht bis zur Schwelle seines Beleidigers und reißt sich dort mit einem Messer den Bauch auf, worauf der Gegner verpflichtet ist, dasselbe zu thun.

Der stolze, todesverachtende Indianer in Nordamerika fordert seinen Gegner, selbst um Kleinigkeiten willen auf Tod und Leben. Beide erscheinen festlich gekleidet und mit kriegerischen Figuren bemalt am Kampfplaze. Der Geforderte entreißt sich den Armen seiner Familie, tritt vor und hält die entblößte Brust als Zielscheibe für die Kugel seines Feindes hin, der, nachdem er jenen erschossen, das Gewehr neu ladet, dem nächsten Verwandten des Gefallenen reicht und sich von diesem ruhig erschießen läßt.

In anderen Gegenden Amerikas entscheidet die List beim Duelle. Es wird ein Wald durch Verabredung bestimmt, in welchem beide Duellanten alle möglichen Listen anwenden können, um einander zu tödten. Im Sommer 1834 fiel ein solches Duell in Franklin im Staate Missouri vor, wobei der eine, in einem hohlen Baume verborgene Duellant, als er den Kopf aus demselben heraussteckte, von

dem anderen erschossen wurde, der von einem Baume herab auf den Feind lauerte.

Der sanfte, den Waffen und der Gewalt abholde Grönländer duellirt sich mit seinem Gegner auf ein Spottgedicht, in Gegenwart einer versammelten Menge, die demjenigen den Sieg zuerkennt, der die Lacher auf seiner Seite hat.

Im September 1834 sah ein Reisender in Mischeta, etwa 21 Werste von Tiflis zwei Grusier, die öffentlich um eine Messe duellirten. Der Sieger ging in die Messe, der Besiegte ritt fort.

§. 133.

Das Duell im Alterthume und Mittelalter.

Die Römer anerkannten das Duell keineswegs als ein Mittel zur Sühnung für die verlezte Ehre, oder zum Austrag einer Ehrensache, wohl aber die Germanen. Wir wissen, daß ein Teutone, beim Einbruche seines Volks in Italien, den Römer Marius zum Duelle forderte, und daß dieser antwortete: „der Brave möge sich aufhenken, wenn es ihn so sehr gelüste zu sterben.“ Ein vornehmer Hofbeamter Theodosius des Großen erhielt im öffentlichen Rathe eine Ohrfeige, er brachte sofort eine Injurienklage beim Kaiser an und Niemanden fiel es ein, in diesem Falle, der bei jedem Volke germanischen Ursprungs sofort ein Duell zur Folge gehabt hätte, an dergleichen zu denken.

Der Römer kümmerte sich nicht darum, ob ein von einem anderen Geschimpfter sich deshalb Genugthuung geben ließ. Der Deutsche hielt den gescholtenen Mann für ehrlos und stieß ihn aus Zünften, Turnieren und Aemtern so lange aus, bis er sich Genugthuung verschafft hatte. Römer und

Griechen suchten gegen Injurien den Schuz beim Staate, die germanischen Völker bei ihrem Schwerte.

Der römische Geschichtsschreiber Tacitus erzählt zwar noch nichts von der eigentlichen Duellsitte bei den Germanen, doch berichtet er über die bei denselben schon in den ältesten Zeiten bestandene Gewohnheit, vor Anfang eines Krieges, einen feindlichen Krieger zu fangen, der mit einem germanischen kämpfen mußte, und dessen Uiberwindung als eine günstige Vorbedeutung für den Ausgang des nationalen Kampfes angesehen wurde.

Die Burgunder sollen in das Duell zu Ende des 5. Jahrhunderts zuerst feste Regeln und bestimmte Formen gebracht haben. Von ihnen ging die Duellsitte auf die Normannen und auf die Franken über. — Diese bestand bei den Gothen im Jahre 450 nach Chr. Geb. noch gar nicht, dagegen sehr frühzeitig bei den Longobarden, Dänen, Schweden und Umbriern.

Gewöhnlich sucht man den Ursprung des Duells auf der skandinavischen Halbinsel, wo der König Frothon zur Zeit der Geburt Christi ein Gesez gab, wornach jeder Streit durch das Schwert ausgemacht werden mußte (S. §§. 114 und 115).

Später vermischten sich die heidnischen mit den christlichen Formen und es entstand der gerichtliche Zweikampf als Beweismittel im Prozesse (S. siebentes Kapitel). Er wurde in Deutschland Wehading oder W e h r d i n g genannt, von Ding (Gericht) und Wehr (Waffe), bedeutet mithin dem Namen nach ein „Waffengericht," und bildete später ein Gottesurtheil oder O r d a l (s. §. 109), durch das man zweifelhafte Rechtsstreitigkeiten entscheiden ließ, indem man darauf vertraute, daß da, wo menschlicher Verstand die vorliegende Ungewiß-

heit nicht zu heben vermöge, Gott recht spreche und die Schuld und Nichtschuld erkennen lasse.

Die Gottesurtheile kommen überhaupt bei allen noch nicht civilisirten Völkern vor, z. B. bei den Chinesen, Indianern, Tschuwassen, Ostjäken, bei den Bewohnern von Siam und Pegu, bei den Senegambiern rc. Bei den germanischen Völkern kommt als ältestes Ordal der gerichtliche Zweikampf schon von der ältesten Zeit bis ins sechste Jahrhundert nach Christi Geb. vor. In Frankreich hieß dieser Zweikampf später Plait de l'épée.

Berief sich der Beklagte gegen den Kläger zum Beweise seiner Unschuld auf Zeugen, so konnte der Kläger diese des Meineids beschuldigen und die Entscheidung durch den Zweikampf herbeiführen. — Dies dauerte so fort bis ins zehnte Jahrhundert, wo auf der Kirchenversammlung zu Ravenna festgesezt wurde, daß alle Streitigkeiten, welche durch den Eid entschieden wurden, zur Vermeidung der immer häufigeren Meineide, nunmehr blos durch das Duell ihrer Entscheidung zugeführt werden sollten.

Im eilften Jahrhunderte kamen die gerichtlichen Zweikämpfe sehr häufig vor. Von da an bekamen gewisse Städte das Privilegium der Abhaltung und gewisse Personen das Recht der Anordnung von Kampfgerichten (S. §. 113). Der berühmteste Zweikampf in dieser Zeit fiel um die Keuschheit der Gemalin des Kaisers Heinrich des Dritten, Gunilde zwischen ihrem Ankläger und einem ihrer Diener vor. Es war dies also ein Zweikampf durch Stellvertretung (S. §. 112). — Im zwölften Jahrhunderte verurtheilte der Kaiser Friedrich der Erste, der Rothbart Heinrich den Löwen wegen Hochverrath. Als man dem Kaiser dazu das Recht bestreiten wollte, warf sich ein Ritter auf, im Kampfe gegen Jedermann das Recht des Kaisers zu erhärten, daß er jeden

Fürsten, an jedem Orte des Reichs vor sein Gericht ziehen und aburtheilen könne. Als nun Niemand dagegen auftrat, wurde dies ein Reichsgesez. Der Sachsenspiegel enthält die Vorschrift, daß der Herausforderer dem Herausgeforderten ebenbürtig sein mußte, sollte dieser verbunden sein, die Herausforderung anzunehmen (S. §. 110). — Die Bestimmung, daß der Höhere dem Niederen den Kampf versagen, dagegen der Leztere jede Ausforderung des Höheren annehmen mußte, erhielt sich bis in die spätesten Zeiten.

Wer einen Adeligen nach dem Sachsenspiegel „kämpflich ansprechen oder grüßen," d. i. zum Kampfe auf Leben oder Tod herausfordern wollte (s. §. 110), mußte vorher das Handmal, d. i. die ordentliche Gerichtsstelle des Kämpfers beweisen und seine vier Ahnen bekennen (S. §§. 91 und 92).

Der Kläger mußte des Vormittags kämpflich grüßen und mit Bewilligung des Richters den Angeklagten bei der obersten Oeffnung seines Kleides oder bei dem Koller seines Rokes fassen (beim Hauptgerhete). Er mußte die erhaltene Wunde beweisen und die Gewähr leisten; — diese war ein Pfand (Vadium), welches auch der Angeklagte erlegen mußte, und wovon nach dem Ausgange des Kampfes die Zahlung bestritten wurde (S. §. 118).

Der Richter gab jedem der Kämpfer seinen Beistand oder Sekundanten (s. §. 116) der darauf sehen mußte, daß der Kämpfer gehörig angezogen war (S. §. 117). — Auch wurde jedem Kämpfer ein Mann gegeben, der seine Scheidestange trug, worauf jener sich stüzte, wenn er ermüdet war und worauf er gelegt ward, wenn er fiel (S. §. 116). Völlig angekleidet mußte der Beklagte beschwören, daß seine Anklage wahr, der Beklagte, daß er nicht schuldig sei. (Siehe §. 118). Dadurch ward die Verordnung des Concils von Ravenna gegen den Meineid ganz entkräftet.

Der Eid wurde an dem Fuße eines Kreuzstammes oder über einem Kruzifixe abgelegt, wobei sich die Duellanten an der linken Hand auffaßten.

Zuweilen schworen sie auch, daß sie sich beim Kampfe keiner Zaubermittel bedienen wollten.

Dann ward, nach dem sächsischen Landrechte ein Kreis gebildet; der Kläger trat zuerst hinein, die Sonne wurde zwischen ihm und seinem Gegner gleich getheilt; der Wappenherold rief manchmal: „Thut eure Schuldigkeit!“ manchmal warf er einen Handschuh in den Kreis und der Kampf begann. —

Siegte der Beklagte, so ward er freigesprochen; wurde er aber besiegt, so richtete man ihn als schuldig.

Erschien der Angeklagte nicht am Kampfplaze, so ließ ihn der Richter durch den Frohnboten und zwei Schöppen vorladen. Dies wurde bis dreimal wiederholt. Kam er nach der dritten Einladung nicht, so stand der Kläger auf, erbot sich zum Kampfe, that zwei Schläge auf seinen Schild und einen Stich mit dem Schwerte gegen die Sonne. Darauf ward der Angeklagte als schuldig erklärt und gerichtet.

Das Leztere war auch der Fall, wenn der Herausgeforderte die Forderung eines Ebenbürtigen oder Höheren nicht annahm. —

Blieb der Kläger am bestimmten Tage aus, so wurde der Beklagte nach abgelegtem Reinigungseide freigesprochen.

Der Richter und andere dazu bestellten Personen, Kampfrichter, Grieswärtel (s. §. 116) mußten darauf sehen, daß die Duellregeln beobachtet wurden.

Bei der Herausforderung pflegte der Forderer den Handschuh hinzuwerfen und der Geforderte ihn, zum Zeichen der Annahme des Duells, aufzuheben.

Sobald die „Gewähr“ geleistet war, durften sich die Duellanten ohne Zustimmung des Landesherrn oder des Richters, bei dem sie das Vadium erlegt hatten, nicht ausgleichen; dieser konnte sie vielmehr zum Kampfe zwingen, zu welchem von ihm oder dem Richter gewöhnlich ein 40tägiger Termin festgesezt wurde.

Für die duellirenden Adeligen war eine besondere Bekleidung und Bewaffnung festgesezt (S. §. 117). Waren die Kämpfenden bürgerlichen Standes, so duellirten sie häufig mit Stöken und Schilden. So hatten die flandrischen Städte unter den lezten Herzogen von Burgund das Recht, ihre Streitsachen mit Schild und Keule auszumachen, wobei die Duellanten vorher ihr Wams mit zerlassenem Talg tränkten, ihre Hände in ein Gefäß voll Asche stekten und mit Lezterer einrieben und Honig in den Mund nahmen. — Der besiegte Duellant ward gehenkt. — Im Jahre 1215 verbot Philipp August, daß die Stöke nicht über drei Fuß lang sein sollten.

Nach besonderen Landesgebräuchen wurden den gemeinen Duellanten vorher die Haare über den Ohren abgeschoren. Die Wahl der Waffen stand in manchen Ländern schon gegen Ende des Mittelalters dem Herausgeforderten zu.

Geistliche, Frauen, Minderjährige und Greise konnten für sich durch Stellvertreter duelliren lassen (Siehe §§. 112 und 118). In der Regel wurde als Stellvertreter oder Verfechter (Campio) nur ein rechtlicher Mann, der nicht schon einmal besiegt war, zugelassen; die Lohnkämpfer, welche sich als Stellvertreter verdungen, waren zwar hie und da auch zuläßig, waren aber immer anrüchige Personen.

Beide mußten vor dem Kampfe schwören, daß sie von dem Rechte ihrer Partei überzeugt seien und wurden im Falle ihrer Besiegung mehr oder minder bestraft.

Auch die nichtadeligen Kampfparteien stellten manchmal ihre Verfechter auf den Kampfplaz, welche in Frankreich Avoués hießen.

Im dreizehnten Jahrhunderte fing die Gesezgebung an gegen das gerichtliche Duell zu arbeiten. Manche Städte erhielten Privilegien, die gegen die Zweikämpfe gerichtet waren.

Die gerichtlichen Zweikämpfe kamen durch die Verbesserung der Rechtspflege und durch den Einfluß der päpstlichen Dekretalien nach und nach ab.

Zweifelhaft bleibt es jedoch, wann der lezte gerichtliche Zweikampf stattgefunden habe, ob in England 1571, in Rußland 1638, in Franken 1630.

Noch in der neuesten Zeit beschwerten sich übrigens die Einwohner der Insel Mauritius bei dem Bureau der Colonien in London, die Justizverfassung sei bei ihnen so mangelhaft, daß Gerichtshändel durch Duelle entschieden würden.

§. 134.

Die älteren Ehrenduelle.

Die ersten Spuren der Privat- und Ehrenduelle kommen im dreizehnten Jahrhunderte in Frankreich vor, — so 1250 zwischen Gausselin de Lunelle und Guillaume de Bouville. Man nannte die Sekundanten oder Zeugen dabei Patrini, d. i. Pathen.

Vorzüglich im vierzehnten Jahrhunderte begannen die Zweikämpfe über Ehrensachen, besonders in Frankreich, wo die Idee des sogenannten „Point d'Honneur“ (Ehrenpunktes) zuerst aufkam.

Der Kampf Trautmannsdorfs und Frauenbergers, den wir im §. 119 schilderten, gehört schon in die Klasse der Ehrenduelle und fiel im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Deutschland vor.

Die Ehrenduelle wurden im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte fortgesezt.

Im Jahre 1468 kämpfte Johann von Sonnenberg, aus dem Hause der Truchsesse von Waldenburg mit Anton Maria, Sohn des Heerführers der venetianischen Truppen, Rupert Maria Sanseverinato um die Ehre, ob die Deutschen oder die Italiener tapferer wären und siegte.

Damals waren übrigens da, wo die Städte mit Kampfgerichten privilegirt waren, mehre besondere und abweichende Gebräuche bei den Ehrenduellen. Der Rath ließ den Plaz mit Sand beschütten und umschranken, und jedem der beiden Kämpfer eine Hütte für sich, für zwei Grieswärteln und den Beichtvater bauen; auch wurde jedem eine Todtenbahre mit Kerzen, Bahrtüchern und anderen zum Leichenbegängnisse gehörenden Sachen hingesezt. Aus diesen Hütten traten die Duellanten zum Kampfe hervor. Wer sich ergab, wurde unehrlich; wer kämpfend fiel, ward eines ehrlichen Begräbnisses theilhaftig.

Troz des Verbots der Tridentiner Kirchenversammlung erhielten sich die Ehrenduelle im Schwunge und noch im J. 1579 erklärte Julius von Braunschweig, daß bei den Ehrenduellanten, welche ihren Streit in Heinrichsdorf ausfechten würden, der Geforderte „nüchtern, bei Verlezung seiner Ehre kommen“ sollte. — In jener Zeit ließ der Seneschall von Hennegau öffentlich in den großen Städten Europas ausrufen, daß er bereit sei, in Couchy, einem flandrischem Dorfe, ganz allein oder zu Sechsen, unter dem Beistande Gottes, der heiligen Jungfrau, Sct. Georgs und seiner Dame, mit Schwert, Lanze und Beil gegen Jeden, der seine Herausforderung annähne zu kämpfen. — Es stellte sich ihm aber Niemand.

Im siebenzehnten Jahrhunderte bestanden die Ehrenduelle allgemein. So bestättigte Kaiser Rudolf der Zweite im Jahre 1609 zu Prag dem Herzoge Heinrich von Lothringen das Recht, daß alle Duelle zwischen dem Rhein und der Mosel vor seinem richterlichen Antlize geschehen mußten.

Das lezte autorisirte Ehrenduell fand in Gegenwart Heinrichs des Zweiten von England und seines ganzen Hofes am 10. September 1547 statt.

§. 135.

Studentenduelle.

In späterer Zeit wurden die Ehrenduelle immer seltener in der Absicht eingegangen, für eine Ehrenverlezung das Leben einzusezen und an die Sühnung die Tödtung des Gegners als Bedingung zu knüpfen. Immer häufiger ward die Ansicht, daß schon eine Verwundung oder überhaupt die Anwendung der Waffen zum Ausgleiche der Streitsache genügte. Dies galt namentlich von den Studentenduellen, welche größtentheils eine Spielerei unter ernstliche Formen verbargen, obgleich sie manchmal sehr traurige Ausgänge hatten. Die Studentenduelle kommen schon auf den ältesten Universitäten vor, und machten einen Theil des sogenannten „Burschen-Comments“ oder der durch wechselseitige Uibereinkunft und nach Tradition in bestimmte Formen gebrachten Studentengebräuche aus.

Obgleich nach den verschiedenen Universitäten und Landsmannschaften verschiedenartig, hatten sie doch folgende allgemeine Grundlage: „Wird ein unbescholtener Student von einem eben solchen beleidigt, so muß er durch eine höhere Beleidigung sich in Vortheil (Avantage) sezen.“ — Die höchste die vor dem Duelle oder der „Paukerei“ zugelassen

wird, ist der Schimpfname: „dummer Junge,“ das ist der „Sturz;“ bei Realinjurien das Schlagen mit der Hezpeitsche (das Leztere galt jedoch nur bei dem älteren Commente, späterhin ward ein solcher Injuriant „verruffen“ und das Duell gar nicht zugelassen). — Drei Tage nach erfahrener höchster Beleidigung läßt der zulezt Beleidigte den Beleidiger durch einen Freund oder Kartelträger, der dann auch wo möglich als Sekundant für den Beleidigten auftritt, fordern. (Bei anderen, als Studentenduellen, genügte es stets, ein Ausforderungsbillet durch einen Diener an den Geforderten zu senden). Die Waffen bei Studentenduellen waren für jede Universität bestimmt. Man bediente sich früher vorzugsweise des Degens; später nachdem das Degentragen beim Civile abgekommen war, duellirte man auf den minder gefährlichen Hieb. Nur in Jena war das Duell auf den Stoß und zwar mit Stoßschlägern oder „Parisern“ noch bis in die neueste Zeit üblich; in Würzburg und Erlangen auf Hieb und Stoß zugleich. In Leipzig, Halle, Berlin, Breslau und Königsberg betrieb man das Duell auf den Hieb mit Glokenschlägern, d. i. mit besonderen Raufsäbeln, bei denen die Hand durch ein glokenartiges Gefäß gedekt ist; in Göttingen, Kiel, Rostok, Gießen, Marburg, Bonn, Tübingen, München, Heidelberg mit Korbschlägern, welche ein korbähnliches Gefäß hatten. Man hielt Gloken- und Korbschläger für gleichgefährliche Waffen und den krummen Säbel gefährlicher als beide. Wenn nämlich die Beleidigungen besonders heftig waren, so ward die Waffe nach ihrer Gefährlichkeit gesteigert. Die Steigerung geschah auch auf andere Weise, z. B. daß ohne Hut und Binde gefochten, worunter Hals- und Armbinden verstanden wurden, daß man statt der Schlaghandschuhe nur Ballhandschuhe oder gar keine gebrauchte.

Fochten Studenten verschiedener Universitäten gegen einander, so wurden die drei ersten Gänge mit den Universitätswaffen des Beleidigten, die Lezten mit jenen des Beleidigers gemacht.

Der Beleidiger durfte, bei Duellen blos unter Studenten, wenn er zugleich der Geforderte war, gefährlichere Waffen anbieten lassen; der fordernde Beleidigte konnte, sie jedoch zurückweisen. (Bei den anderen Duellen, die nicht zu Studentenduellen gehören, pflegte der Fordernde die Waffe zu bieten; bot ihm jedoch der Geforderte eine gefährlichere Waffe an, so mußte er diese annehmen. Bezüglich der Gefährlichkeit der Waffen fand im Allgemeinen folgende Steigerung Statt: Glocken- oder Korbschläger, krumme Säbel, Stoßschläger, Pariser, Pistolen a tempo, Pistolen nach Ziel, Pistolen über die Barriere, Pistolen über den Mantel, Pistolen über das Tuch 2c.) Der Beleidiger hatte Ort und Zeit des Duelles zu bestimmen, welches gewöhnlich acht Tage nach der Herausforderung vor sich ging. Diejenigen, welche die bestimmte Waffe nicht zu führen verstanden, durften das Duell auf vier Wochen verschieben, um sich inzwischen einzuüben. Waren die Duellanten von verschiedenen Universitäten, so kamen sie sich auf halbem Wege entgegen. Zu dem Studenduelle brachte jeder Theil seinen Sekundanten, der Beleidigte einen sogenannten Schiedszeugen, der, wenn die Duellanten von verschiedenen Verbindungen waren, aus einer unbetheiligten Verbindung sein mußte, und der Beleidiger einen Chirurgen mit zur Stelle. Außer diesen und den Stubenburschen durfte nur jeder noch so viele Zuschauer, Zeugen mitbringen, als der Andere mitbrachte oder zuließ. Das Mitbringen des Schiedszeugen ist eine Erfindung der neueren Zeit und blos bei Studentenduellen üblich, um die Streitigkeiten der Sekundanten über Beobachtung der gehörigen For-

men, besonders über die Frage, ob ein Hieb oder ein Stich getroffen (gesessen) hat, ein Gang beendet ist ꝛc. zu umgehen, da sonst sehr häufig aus einem Duell wieder mehrere neue unter den Sekundanten entstanden. Der Schiedszeuge hatte über alle vorkommende Fragen und Streitigkeiten sofort in erster und letzter Instanz zu entscheiden; die Duellanten durften gar nicht reden, blos die Sekundanten hatten diese Streitigkeiten auszumachen. Am Orte angekommen, wurden die Duellanten unter Hilfe des Arztes, der besonders die plica cubiti (die Schlagader an der Ellbogenbiegung) mit einem vier Finger breiten, seidenen Tuche zu umbinden hatte, angekleidet. Sie durften nur runde Hüte, dicke Halstücher, bloßes Hemd, Vorhemd, Hosenträger, Unterbeinkleider, feste Oberbeinkleider und Handschuhe tragen, welche in der Hand ungefüttert waren und bis zur Hälfte des Unterarmes reichten.

§. 136.

Stoß- und Hiebduelle.

Bei Duell auf den Stoß pflegten seidene Handschuhe, die auch den Oberarm bedeken, zugelassen zu werden. Das Hemd ward bis zu Hälfte des Oberarmes aufgestreift; auch durften die Kämpfenden gewöhnlich noch eine besondere Bedekung über die Schamtheile haben.

Bei dem Hiebe pflegte der rechte Arm mit Tüchern umbunden zu werden. (Bei nichtakademischen Duellen war in der Regel blos die Bestimmung, daß am Oberleibe nur ein Hemd getragen werden darf.) Zum Duell selbst ward dadurch übergegangen, daß von den Sekundanten für die Duellanten die Mensur genommen wurde (bei nichtakademischen Duellen so, daß sich beide Theile mit ihren Waffen erreichen können, doch bei heftiger Erbitterung auch zuweilen näher, z. B. vier,

fünf Schritte.) Bei Studentenduellen auf den Stoß so, daß, wenn beide Sekundanten sich so weit als möglich auslegten, die Stichblätter beider Schläger an einander lagen. Bei dem Hiebe trat der Sekundant des Beleidigers so, daß er den Ellenbogen des anderen Sekundanten mit seiner Waffe erreichen konnte, während dieser so ausfiel, daß seines Schlägers Spize auf die Brust des Andern reichte. Die Sekundanten mußten bei ihrer Stellung darauf Rüksicht nehmen, daß Sonne und Wind zwischen den Duellanten gleich getheilt waren, d. h. daß weder die Strahlen der Sonne, noch der Wind Einem der Duellanten mehr in das Gesicht kamen, als dem Andern. Die Stellen, wo die linken Füsse der Sekundanten gestanden haben, wurden bezeichnet, und in diese traten nun die beiden Duellanten. Vor Beginn des Duells hatten die Sekundanten die Pflicht zur Versöhnung zu reden, welches bei nichtakademischen Duellen auch gewöhnlich sehr ernstlich geschah; weiter hatten die Sekundanten vor Anfang des Duells zu entscheiden, ob die Waffe für die Beleidigung nicht zu gefährlich sei. Diese vorgängige Wirksamkeit der Sekundanten pflegte beim Studentenduelle sehr unbedeutend zu sein.

Die Sekundanten traten hierauf, wenn die Schläger von den Zeugen an die Duellanten gegeben worden sind, beim Hiebe jeder auf die linke Streitseite seines Duellanten, beim Stoß auf dieselbe Seite des Gegners seines Duellanten; (bei dem nichtakademischen Duell ohne Weiters an die Stelle gegen die Mitte zwischen den Duellanten).' Sie mußten die unerlaubten Hiebe oder Stiche (Sauhiebe oder Sausticke), d. h. solche, welche gegen die Regeln der Fechtkunst gegeben, oder sehr gefährlich sind, auffangen, (dies fällt bei nichtakademischen Duellen weg, wo ein Jeder hauen und stechen kann, wie er will). Deshalb waren die Sekundanten bei dem Duelle auf den Hieb mit Rappieren, bei dem auf den Stich mit

Stöcken bewaffnet und gegen mögliche Verlezungen durch ihre Kleider rc. geschüzt. (Bei nichtakademischen Duellen ziehen sie die Degen). Der Beleidigte hatte den ersten Hieb oder Stich zu thun.

Hatte ein Stoß oder Hieb gesessen, welches aber bei Korbschlägern von kleinen Verlezungen am Unterarme nicht angenommen ward, hatte sich einer verhauen, oder war von seiner Stelle so weit gewichen, daß der Andere bis auf seine Mensur vorgerükt war, ist geschaßt worden (Chassé) rc. so war ein Gang beendigt, es hat „gezogen.“ Nach sechs Gängen fragte der Sekundant des Beleidigers den Beleidigten, ob er Satisfaktion habe, und verneinte dies derselbe, so ging das Duell fort. Erst nach dem 12. Gange mußte sich der Beleidigte begnügen, er mochte wollen oder nicht. Ward der Fordernde während des Duells so verwundet, daß der Arzt erklärte, ohne Nachtheil für denselben könne das Duell nicht fortgesezt werden, so hörte das Duell für izt auf, doch konnte es der Fordernde, wenn er geheilt war, noch fortsetzen. (Bei nichtakademischen Duellen fallen diese Regeln weg; es wird vielmehr gekämpft, so lange die Duellanten wollen und können). Zu bemerken ist, daß bei Studentenduellen die einzelnen Akte auf Kommando des gegentheiligen Sekundanten geschahen, z. B. Auf die Mensur! Legt Euch aus! Haut aus! Halt! rc.

§. 137.

Pistolenduelle.

Das Pistolenduell geschieht in der Regel à tempo, d. h. so, daß einer der Sekundanten, welche auch die Pistolen zu laden haben, die Zahlen 1, 2, 3 zählt. Bei Eins wird die Pistole gehoben, zwischen 2 und 3 müssen die, auf der Mensur stehenden Duellanten, jeder bei Verlust seines Schußes,

schießen. Die Mensur ist hier gewöhnlich 15 Schritte auseinander, es wäre denn, daß die Distanzen durch einen Mantel oder Tuch, auf dessen einander gegenüberstehenden Zipfeln die Duellanten stehen, bestimmt würde.

Beim Schießen über die Barriere ist diese so gemacht, daß wenn jeder Duellant an seiner Barriere steht beide nur 5 Schritte auseinander sind. Von der äußersten Mensur eines Jeden (auch hier gewöhnlich 15 Schritte von einander) geht jeder auf den Andern los, bleibt, sobald er es für gut befindet, zielend stehen und schießt; er muß dann bis an die Barriere angehen, wo ihn der Andere von seiner Barriere aus nach Bequemlichkeit schießen kann.

Beim Schießen nach Ziel hat nur einer eine geladene Pistole. Der Fordernde schießt zuerst, dann erhält der Geforderte die Pistole und schießt seinerseits.

Beim Schießen aus dem Sake ist von beiden Pistolen nur eine geladen. Sie werden beide in einen Sak gethan, woraus der Fordernde zuerst zieht. Beide Duellanten zielen und schießen dann auf einander, obgleich nur die geladene Pistole wirkt. Oefters geschieht es, daß bei Pistolenduellen der Schießende erst zielen und dann vor dem Schuße das Gesicht abwenden muß, — ein Mittel wodurch dies Duell unschädlicher wird.

§. 138.

Klassifizirung des Duells.

Das förmliche Duell setzt eine Herausforderung oder Aufforderung von der einen und Annahme von der anderen Seite voraus, welche bei dem Rencontre oder der Attaque, inwiefern letztere nicht durch Unmöglichkeit der Flucht zu einer reinen Nothwehr führt, stillschweigend stattfinden können.

Die Attaque unterscheidet sich durch die Aufforderung zur Vertheidigung von dem mörderischen Uiberfalle, der in die Lehre von Mord und Todschlag gehört.

Das Rencontre setzt voraus, daß Beleidigung, Herausforderung, Annahme und Kampf in Einer Handlung vereiniget sein, doch brauchen, wie gedacht, Herausforderung und Annahme nicht ausdrüklich zu geschehen. Das Duell ist vollendet, sobald der Kampf durch Führung der Waffen von der einen Seite gegen die andere wirklich begonnen hat, also mit dem ersten Gange. Wirkliche Tödtung oder Verwundung ist zur Begründung des Begriffsduells nicht erforderlich.

§. 139.

Die nichtakademischen Duelle.

Die nichtakademischen Duelle finden sowohl im Civil als im Militär, wie auch gegenseitig statt, und unterscheiden sich von den Studentenduellen durch eine größere Einfachheit der Form, aber auch einen blutigeren Ernst des Ausganges.

Was die Form anbelangt, so haben wir bereits beim Studentenduelle jedesmal angeführt, wo dieses von dem nichtakademischen Duelle abweicht.

Beim Militär findet in der Regel das Säbel- und das Pistolenduell statt. Beim ersteren kämpfen die Duellanten auf die Mensur mit entblößtem Oberleibe entweder bis auf's erste Blut, d. i. bis Einer eine Wunde erhalten hat, aus welcher Blut fließt, oder bis zur gänzlichen Kampfunfähigkeit Eines oder des Anderen.

Die Sekundanten stehen mit gezogenen Säbeln zur Seite und fangen die Hiebe auf, welche bei der Festsezung des

Duelles ausgenommen wurden, z. B. auf den Kopf, ins Gesicht, in den Unterleib ꝛc., sie machen beim Duell auf's erste Blut dem Kampfe ein Ende; sie fällen und vollziehen das Urtheil über die vollendete Genugthuung.

Die Sekundanten spielen bei dem Militärduelle, auf Grund der ritterlichen Begriffe der soldatischen Kameradschaft, die Rolle der Beistände, der Zeugen und der Schiedsrichter zugleich. Sie thun ihr Möglichstes, um die Gegner zu versöhnen und wenn die Ausgleichung nur mit den Waffen möglich ist, so bieten sie im Interesse der Humanität ihren Einfluß auf, um den Kampf so wenig gefährlich und erbittert als möglich zu machen.

Sie erkennen überhaupt, ob der Kampf statt finden soll, prüfen und bestimmen die Waffen, sezen fest, wie das Duell vor sich gehen, bis wohin es ausgedehnt, und welche Körpertheile ausgenommen werden sollen.

Häufig sind sie die Uiberbringer der Herausforderung.

Während des Duelles überwachen sie die Beobachtung der verabredeten und festgesezten Normen.

Ein Arzt ist stets mit dem Verbandzeuge in der Nähe.

Wie sehr ist dieses ritterliche Duell von den barbarischen Rencontres und Uiberfällen unterschieden, welche so häufig in Amerika, dem gepriesenen Lande der Freiheit vorkommen, wo die Yankees mit ihren vielläufigen Revolvers nicht selten auf offener Gasse, mit Lebensgefährdung des übrigen Publikums mit einander, ohne Regel, ohne Herausforderung und ohne Kampfgericht Schüße wechseln, um für erlittene Ehrenbeleidigungen ꝛc. Rache — Genugthuung kann man dies nicht heißen — zu nehmen.

§. 140.

Strafen, Ehrengericht.

Die Duelle werden in allen civilisirten Staaten je nach der Gesezgebung, als mehr oder minder geseзwidrige Handlungen angesehen und bestraft. Am widerspruchvollsten klingt das bezügliche Gesez Friedrichs II. von Preußen, von dem ein neuerer Schriftsteller sagt, daß er den Feigen, der die Herausforderung nicht annahm, der Ehre des ferneren Armeedienstes unwürdig erklärte und den Tapfern, der sie angenommen hatte, auf die Festung sezte. Aber mochten die Strafen hie und da noch so strenge sein, so konnten sie dennoch die Abschaffung eines mit der Generation in der Idee der Stände, welche ein verfeinertes Ehrgefühl besizen, traditionell herangebildeten Mittels, sich selbst durch Muthproben für erlittene Ehrenbeleidigungen Genugthuung zu verschaffen und im Gegensaze Genugthuung zu geben, ohne an seiner Ehre einen unersezlichen Schaden zu erleiden, nicht erzwecken. Man verfiel endlich auf die Einführung von Ehrengerichten, welche in der That als das wirksamste Gegenmittel für die Entartung der Duelle und das Uiberhandnehmen derselben auf Unkosten der Bildung und Gesittung erschienen.

Das Ehrengericht legt da, wo es besteht, in erster Instanz das Urtheil ab, ob der Geforderte verpflichtet sei, die Herausforderung anzunehmen, und ob der Beleidiger sich überhaupt durch die Art und die Umstände, welche das Ereigniß der Veranlassung begleiteten, des Duelles unwerth gemacht und eine ordentliche Strafe verschuldet habe, oder ob zur Lösung der Streitfrage nicht eine Abbitte vor Zeugen genüge.

Jene Ehrengerichte, welche hie und da in der Absicht eingesezt wurden, um das Duell gänzlich zu unterdrücken und

durch andere Arten der Sühnung zu ersezen, haben bisher, so viel uns bekannt, ihren Zweck nicht erreicht.

Uibrigens bildet bei den Militärduellen das Offizierskorps, dem die Duellanten als unmittelbare Glieder angehören, an und für sich ein Ehrengericht, dessen Ausspruch auf den ungesezlichen Akt des Duelles von dem maßgebensten Einfluße ist, an das in besonderen Fällen als eine Instanz, von der keine weitere Berufung zulässig ist, appellirt wird, und dessen in dem Gesammtwillen und Kollektivehrenbegriffe des Korps wurzelnder Macht, sich in der Regel weder Duellanten noch Sekundanten zu widersezen wagen.

Eilftes Kapitel.

Geschichte der Fechtkunst.

§. 141.
Begriff.

Fechtkunst im weitesten Sinne bezeichnet den Begriff einer Theorie und praktischen Geschiklichkeit in der Führung der Waffen im Kriege, in welcher Bedeutung das Wort Fechtkunst in den Kriegswissenschaften gebraucht zu werden pflegt.

Im engeren Sinne wird unter Fechtkunst die Theorie und praktische Geschiklichkeit in der Führung der Handwaffen, besonders im Einzelnkampfe, Mann gegen Mann verstanden, gleichviel welcher Waffe man sich bedient, daher in diesem Sinne auch der Kampf mit Keulen, Streitäxten oder Kolben, Bajonneten, Piken, Lanzen oder Hellebarden, mit dem Baton und Fleau, mit Tuseyks (früher sogenannten Messern, d. i. kurzen Säbeln), mit Hirschfängern, Dolchen, ferner der uralte Faustkampf (die Ringkunst) ja selbst der Kampf mit dem Feuergewehre zur Fechtkunst gerechnet werden muß.

Im engsten Sinne wird unter Fechtkunst die Führung der blanken Waffe, d. i. des Degens oder Säbels und Haudegens verstanden.

Unter der Benennung Degen begreift man eine Handwaffe, deren Klinge gerade und nur zum Stoße geeignet ist, während der Säbel eine gekrümmte, zum Hiebe geeignete

Klinge hat. Ein Mittelding zwischen Degen und Säbel bilden die Haudegen oder Palasche, auch Hieber genannt, die eine gerade, einschneidige Klinge mit breitem Rüken und einer messerartigen Spize haben. Zu dieser Gattung gehörten die älteren spanischen Raufdegen und die früheren österreichischen Offiziersdegen.

Pallasche führen Kürassiere und Dragoner, krumme Säbel die Husaren und Infanteristen.

Nebst den zweischneidigen gibt es noch dreischneidige oder dreikantige Degen, mit prismatischen „Schilfklingen," eine sehr gefährliche Stoßwaffe. Zu dieser Gattung gehörten die Galanteriedegen oder der früher auf deutschen Universitäten übliche Stoßschläger.

Das Bajonnet hat gleichfalls eine dreischneidige Klinge und gehört in die Klasse der Stoßwaffen.

Das Rappier und der Spadon sind Uibungswaffen mit Klingen, welche den scharfen Stoß- und Hauwaffen ähnlich, aber abgestumpft und unschädlich sind und zum Erlernen, so wie zur Uibung im Stoß- und Hiebfechten dienen.

Nach den Waffen zerfällt die Fechtkunst in die Lehre vom Stoßfechten, Hiebfechten und Bajonnetfechten.

Betreffs der beiden erstgenannten Abtheilungen weisen wir auf den 1. und 2. Theil des Werkes „System der Fechtkunst" zurück, dessen Zwek es ist, Auge und Hand an die schnellsten und kürzesten Bewegungen der feindlichen Klinge zu gewöhnen, dem Fechter einen Scharfblik zur Erspähung der feindlichen Blößen, Schnellkraft und Fertigkeit zur Benüzung derselben, überhaupt seinem Körper Gewandheit und seiner Hand Sicherheit zu verleihen.

Wer sich nach dieser Theorie geübt hat das kleine Fechtziel zu treffen, dessen Angriffe wird das größere Ziel im wirklichen Kampfe nicht entgehen.

Wer mit dem Rappier und Spadon geschickt ficht, der wird auch mit dem scharfen Degen und Säbel gut kämpfen.

Die geschickte Führung der schweren und tödtlichen Waffen gehört zwar im weiteren Sinne auch zur Fechtkunst, allein, da es im ernsten Kampfe gewöhnlich mit einigen ganz einfachen Stößen und Hieben abgethan ist, so wird es dem prinzipiell und in den schwierigsten und künstlichsten Stoß- und Hiebgängen informirten und geübten Fechter sehr leicht fallen, das Schulfechten in die praktische Wirklichkeit zu übertragen, und von dem Rappier- und Spadonfechten mit dem Degen und Säbel Anwendung zu machen.

§. 142.

Wissenschaftliche Bemerkungen.

Die Fechtkunst ist eine ritterliche Kunst und beruht in ihrem wissenschaftlichen Theile auf der mathematisch-phisikalischen Lehre vom Hebel und Keil. Die wirkliche Ausübung der Fechtkunst besteht nämlich in einer künstlichen Verwechslung der Lage des Degens in geraden Linien und Winkeln, oder in Cirkeln mit genauer Berechnung der Entfernung, der sogenannten Mensur, der beiden Kämpfer von einander, sowie in der verschiedenen Eintheilung der Klinge, in ganze oder halbe Stärke und Schwäche, was zugleich der Grund ist, warum es eine eigentliche Fechtkunst im strengsten Sinne nur für den Degen und Säbel, nicht aber für Hirschfänger, Dolche 2c. gibt, sowie warum man diese Fechtkunst blos auf den Kampf zu Fuß beschränkt, da bei dem Kampfe zu Pferde von keiner bestimmten, regelmäßigen Mensur die Rede sein kann, eben so wenig wie von einem sogenannten Anbinden der Klingen und schulgerechten Hieben und Paraden.

Daß viele Fechter von dieser mathematisch-phisikalischen Theorie in abstracto gar nichts wissen und doch gute Fechter sind, wenn sie nur überhaupt die Fechtkunst nach Regeln erlernt haben, ist richtig.

Uibrigens finden auch die Grundsätze der Phisiologie und Anatomie des menschlichen Körpers bei der Fechtkunst sehr viel Anwendung.

Die Fechtkunst ist eine Kunst im allgemeinsten Sinne, d. i. eine nach bestimmten technischen Regeln des Angriffs und der Vertheidigung und einer zweckmäßigen Methode zu erlernende und auszuübende Geschiklichkeit oder Fertigkeit und man hat von Anfang ihrer Ausbildung deshalb sie streng von dem sogenannten Naturalisiren im Waffengebrauche, dem durch bloße Uibung ohne Beachtung von Regeln erlernten Fechten unterschieden; wie sich ähnliches auch in Bezug auf die Reitkunst und andere Künste findet. Die Fechtkunst ist auch eine Kunst im engeren Sinne, im Gegensaze zu den handwerksmäßigen Geschiklichkeiten, weil die Hand, obwohl das wesentlichste Organ, doch nicht in ihr die Hauptrolle spielt, auch die bloße Anweisung von Seite des Lehrers, sowie der emsigste Fleiß und die genaueste Befolgung der Lehren von Seite des Schülers noch keineswegs hinreichen, einen Fechter zum Fechtkünstler zu bilden und besonders zu den höheren Graden der Vollkommenheit schlechterdings ein angeborenes besonderes Talent oder eine Naturgabe erfordert wird, endlich weil Niemand in der Fechtkunst vollständig auslernt und auslernen kann. Hiezu kommt noch, daß bei der Fechtkunst der Gegenstand an dem und gegen den sich geübt wird, nicht eine todte Masse oder bloß materielle Kraft, sondern ein beseelter Organismus und zwar nicht ein immer noch in bestimmte Schranken gebannter thierischer, sondern ein geistiger oder vernünftiger, mithin ordent-

licher Steigerung fähiger ist, da sich hiebei, wie im allgemeinen Menschenkampfe oder Kriege, die einzelnen entscheidenden Elemente und mithin die Erfolge nie in voraus berechnen lassen.

§. 143.
Die Fechtkunst der Alten.

Wir bemerkten bereits, daß die älteste Kunde von der eigentlichen Fechtkunst bei den Hindus als Stoßfechten vorkommt. (Siehe §. 128.)

Wir berichteten über den homerischen Faustkampf (s. §. 15.), der als die erste und natürlichste Art der Fechtkunst ich weiteren Sinne angesehen werden kann und bei den olympischen (s. fünftes Kapitel.) und circensischen Spielen(s. §. 78.) sowie bei den modernen Boxerkämpfen (s. §. 127.) in Anwendung kam.

In den römischen Gladiatorenschulen wurde das Fechten auf den Stoß betrieben. (s. §. 62.)

Was Deutschland betrifft, so erzählt bereits Tacitus von den Waffenübungen der Germanen, bei denen die allgemeine Sitte des Waffentragens, der Selbsthilfe und Blutrache zu Fechtübungen Anlaß gab. Bei diesen waren die Hauptwaffen die Lanze und der Haudegen und blieben dies bis in die späteren Zeiten.

Am meisten wurden die Fechtübungen durch die gerichtlichen Zweikämpfe gefördert.

Oeffentliche Produktionen der Fechtkunst fanden bei den Turnieren statt. (Siehe sechstes Kapitel.)

Als das adelige Ritterthum in Verfall kam, ging die Fechtkunst auf den Bürgerstand über.

§. 144.

Fechtergesellschaften.

Bei dem Aufblühen der Städte und dem Aufkommen der Zünfte, Gilden und Innungen entstanden auch besondere privilegirte Fechtergesellschaften.

Die älteste Fechtergilde bildete sich in der Stadt Frankfurt am Main unter dem Namen der Brüderschaft von St. Markus von Löwenberg, unter einem Hauptmanne und vier Meistern, welche die vorzüglichsten Fechtkünstler in den damaligen vier deutschen Reichsstädten waren. Wenn ihnen gegenüber Jemand als Fechter auftreten wollte, so besiegten ihn diese fünf Männer, welche sich Marxbrüder nannten, auf dem Fechtboden und zwangen ihn, entweder sich zu ihnen in die Lehre zu begeben oder vom Fechten abzulassen und ein ehrsames Handwerk zu ergreifen. Dadurch kam die Frankfurter Schule der Marxbrüder sehr in Ruf, und wer der Waffen kundig war und in Deutschland eine Fechtschule halten wollte, pflegte in der Herbstmesse nach Frankfurt zu ziehen. Dort ward er von den Meistern des Schwertes probirt, d. h. der Hauptmann und die vier Meister fochten mit ihm auf öffentlichem Platze vor den Augen des Publikums. Bestand er die Probe, so ward er zum Fechter geschlagen, was mittelst eines kreuzweis über die Lenden geführten Hiebes mit dem großen Prunkschwerte der Marxbrüder geschah. Er legte für die Brüderschaft zwei Goldgulden auf die Fläche der Klinge und empfing dann die „Heimlichkeit," die er schwören mußte Niemanden anzuvertrauen. Diese Heimlichkeit bestand in allerlei Kunstgriffen bei der Führung des Schwertes. Jezt durfte er das Wappen der Marxbrüder, einen Löwen führen und das Fechten im ganzen deutschen Reiche lehren.

Mehre Kaiser bestättigten im Laufe der Zeit das Privilegium der Marbrüder, und das Fechten verbreitete sich, kaiserlich anerkannt und geehrt, immer mehr in Deutschland, so daß sich allmählich auch andere, nicht privilegirte Fechtereien bildeten, unter denen die berühmteste und ausgebreiteteste die der „Federfechter“ war.

Die Federfechter hatten ihren Namen von der „Feder,“ einem leichteren Degen, der nicht bloß zum Hiebe, sondern auch und vorzugsweise zum Stoße geeignet war. Uibrigens wußten sie auch das große Schwert dessen sich die Marxbrüder bedienten, gut zu handhaben.

Die Federfechter machten bei ihren Umzügen in Deutschland oft Anschläge gegen die Marxbrüder und forderten dieselben auf, öffentlich mit ihnen auf Hieb und Stich zu fechten, daher sich auch die Marxbrüder mit der Führung der „Feder“ bekannt machen mußten.

Die Federfechter traten zuerst in Meklenburg als Gilde zusammen, führten einen Greifen im Wappen und hatten den heiligen Veit zum Patron. Sie nannten sich auch Freifechter von der Feder zum Greifenfels.

Der Hauptmann der Marxbrüder hatte nebst der Lade und den Urkunden, in Frankfurt am Main, jener der Federfechter in Prag seinen Siz. Der Oberhauptmann beider Gesellschaften hielt sich im kaiserlichen Hoflager auf, als Vertreter und Anwalt derselben.

In der Regel waren den Federfechtern zugethan: Drahtzieher, Drechsler, Feuermauerkehrer, Gürtler, Hutmacher, Klipper oder Klempfner, Messerschmiede, Nadler, Schlosser, Schneider, Schuhmacher, Seiler, Uhrmacher, Windenmacher und Zinngießer.

Den Marxbrüdern gehörten an: Bäker, Feilhauer, Hammerschmiede, Kürschner, Posamentierer, Rothgießer, Schellenmacher, Sägeschmiede und Tuchmacher.

Die Marxbrüder und Federfechter hatten gleichen Fechtbrauch, gleiche Fecht- und Ringgeseze, wornach Augen- und Schäftstoß, sowie Bein- und Armbruch verboten war. Beide hielten sehr auf Ehre, Zucht, Sitte, Treue und Glauben. Wer dawider frevelte, wider Verbot mörderisch Gewehr brauchte oder damit verlezte, muthwillig Schulden machte und nicht bezahlte, überhaupt etwas beging was ihm und der ganzen Gesellschaft zu Schimpf und Schande gereichte, der wurde für einen untüchtigen Meister erkannt, Ihm wurde öffentlich das „Schwert gelegt“ und er so aus der Rolle der Zunft ausgelöscht.

Es wird noch eine dritte Parthei genannt, nämlich die Luxbrüder, welche nach mehreren Schriftstellern ihren Namen von St. Lukas herleiteten und eine Fechtergilde bildeten, die in sehr geringen Ansehen stand.

Der alte Turnmeister Jahn ist über die Luxbrüder anderer Ansicht. Er sagt: „Wer sich bei den ordentlichen Fechtergilden nicht in Brauch und Sitte fügte, wer nicht mit reinen Stößen und Schlägen nach redlicher Fechterweise umging, ward für untüchtig und nicht zunftmäßig geachtet, sondern als ein tükischer und grausamer Lux (Luchs von Lugen, Spähen) angesehen und Luxbruder (wälsch Naturalist), genannt. Ein Luxbruder konnte in keine Fechtergesellschaft aufgenommen werden; durfte keine Fechtschule halten oder andere Uibungen als Lehrmeister betreiben; doch gestatteten die ordentlichen Fechtergesellschaften, daß die Luxbrüder sich mit ihnen auf Hieb und Stoß schlugen.“

Allgemein nimmt man an, daß von den Luxbrüdern die Klopffechter abstammen, welche in den vorigen Jahrhunderten

auf Jahrmärkten herumzogen und sich mit ihren Fechterkünsten für Geld sehen ließen, auch bei Vermählungen und anderen Feierlichkeiten von den großen Herren zum Vergnügen der Gesellschaft gemiethet wurden. Es gab auch an den Höfen Klopffechter und Ringer, bei deren Uibungen das Arm- und Beinbrechen nicht selten vorkam.

§. 145.

Das Federfechten.

Nach den schwertführenden Marxbrüdern war, wie gesagt, die Gesellschaft der Federfechter, vom Ende des 15. Jahrhunderts sehr verbreitet, als nämlich das Tragen der Schwerter und Harnische abkam und das der „Feder“ oder des Degens im engeren Sinne üblich ward.

Die Feder wird öfters auch Rappier genannt; ihre Anwendung als Stoßwaffe ist wälschen Ursprungs und sie war, wie sich aus den alten Fechtbüchern ergiebt, nichts anderes, als ein sogenannter zweischneidiger Raufdegen mit einem Korbe (wie die göttinger Haurappiere); man focht mit demselben auf Hieb und Stich zugleich.

Den wälschen Ursprung des Stoßes beweisen theils die älteren italienischen Fechtbücher, theils die Namen der Stöße: Prim, Sekond, Terz rc. und die übrigen Kunstausdrücke: Pallado, Ligada, Battuta, welche Sheakespeare sammt den wälschen Point d'honeur der Ehrenauspunkter mit beißender Satyre geißelte.

Ganz offenbar ist der dreikantige, aus sogenannter Schilfklinge bestehende Stoßdegen, ein wälsches Produkt, er ist nichts als eine Art verlängerten Dolches, dieser eigenthümlichen Lieblingswaffe der Italiener, denen Kahn vorwirft, daß sie in ihren Fechtbüchern Anweisungen zum „Todstechen und

Massakriren“ und zu heimtükischen Listen, wie das „Mantelwerfen,“ sowie zum Arm- und Beinbrechen enthalten, welche von der deutschen Fechtschule als unehrenhaft, und „falsche Stöße“ verworfen wurden.

§. 146.
Universitätsfechtschulen.

Die Fechtergesellschaften gingen durch die Verbreitung der der Feuerwaffen allmälig ein.

Nach ihnen ward das Fechten bei den sogenannten Schüzenkompagnien vorzugsweise gehegt und betrieben.

Im 17. und 18. Jahrhunderte blühte die Fechtkunst, in Folge der Sitte des Degentragens bei dem Adel, dem gelehrten Stande und den Honoratioren überhaupt, neu auf.

Der Degen, den man damals auf den Universitäten trug, war zum Stoß und Hieb tauglich. So wurde auch auf den im 17. Jahrhunderte entstandenen privilegirten Universitätsfechtschulen das Fechten auf Hieb und Stich tradirt.

Der Kulminationspunkt der Fechtkunst knüpft sich in dieser Periode an die Namen Jena und Kreußler.

§. 147.
Die Kreußler'sche Schule.

Vier Generationen der Familie Kreußler lieferten die die ausgezeichnetesten Fechtmeister für die deutschen Universitätsfechtschulen.

Im Jahre 1618 kam Wilhelm Kreußler I. der Sohn eines nassauischen Schulmeisters, nach Frankfurt am Main, wo er Marxbruder wurde. Er zog hierauf nach Jena, ward

dort privilegirter Fechtmeister und blieb dies bis zu seinem 1673, im 76. Lebensjahre erfolgten Tode.

Sein Bild, wie das des Hauptmannes der Marxbrüder der ihn zum Meister schlug, in seiner Amtstracht, ist noch auf der jena'schen Bibliothek zu sehen.

In diesem Bilde erscheint er als hochbetagter Greis, schwarz gekleidet, mit einem weißen Hemdkragen, Schwert und Stulphandschuhen versehen. Lange weiße Haare fallen ihm an der Seite herunter, während sein Scheitel kahl ist. Seine rechte Schulter ist stärker als die linke, sein rechtes Auge feurig mit buschigen Braunen, während die ganze linke Seite viel weniger ausgebildet und begabt erscheint. In der That hatte auch dieser Meister durch ein halbes Jahrhundert auf der rechten Seite ausgelegen.

Dieser alte Kreußler, der in Jena bloß die „eiserne Feder“ d. i. den Stoßdegen führte, hat das eigentliche deutsche Stoßfechten gegründet, welches sich von Jena, als regelrechte Kunst in die anderen Universitätsstädte verbreitete.

Er hatte 12 Kinder, darunter 4 ausgezeichnete Fechtmeister, wovon der älteste Gottfried zuerst das Fechten in Leipzig, dann nach des Vaters Tode in Jena lehrte.

Ihm folgte nach seinem Tode der jüngere Bruder Friedrich im Amte eines Jena'er Fechtmeisters.

Johann Wilhelm der Sohn, und Heinrich Wilhelm der Enkel Gottfrieds waren die berühmtesten Jena'er Fechtmeister.

Der erstere erschien einst als Schulmeister verkleidet am Hofe des Königs August des Starken von Sachsen. Er überwand alle Pagen am Fechtboden und gab zuletzt dem Könige selbst eine solche Lektion, daß dieser überrascht ausrief: „Schwarzer, du bist entweder Kreußler oder der Teufel selbst,“ worauf Johann Kreußler demüthig antwortete: „Das Erstere Euer Majestät zu dienen!“ —

In Heinrich Wilhelm seinem Sohne entwikelte sich ein großes Fechtgenie. Ihm hat die deutsche Fechtkunst ihre Begründung, denn das berühmte Fechtbuch Kahn's ist, wie der Verfasser, der eine Zierde des Göttinger, dann des Helmstädter Fechtbodens war, in der Vorrede selbst gesteht, bloß eine Frucht langer Kreußler'scher Lehre und eben dies gilt von Weischner's Fechtkunst überhaupt.

Gottfried, Johann Wilhelm und Heinrich Wilhelm Kreußler sind auf der Jenaischen Bibliothek im Bilde zu sehen. Alle waren zugleich Stadthauptleute und zum Tragen des Harnisches berechtigt, in welchem man sie im Portrait erblikt.

Das Fechten ging in der Kreußler'schen Familie auf Kind und Kindeskind über. Die Klinge war damals in Deutschland so sehr im Ansehen, daß selbst Professoren, z. B. Eubach und Schubart Unterricht im Fechten ertheilten.

Die Kreußler'sche Schule breitete sich nicht allein in Deutschland aus, sondern war auch im Auslande hoch angegesehen. So wurde im Anfange des 18. Jahrhunderts in Paris, wo sich einige deutsche Kavaliere aufhielten, welche Kreußler'sche Schüler waren, während dieser Zeit Niemand zum Fechtmeister gemacht, der nicht mit diesen Herren gefochten und von ihnen ein Zeugniß seiner Geschiklichkeit erhalten hatte.

Den Grund von der Vorzüglichkeit der Kreußler'schen Methode erblikt Kahn, der dieselbe zuerst in seinem Fechtbuche vollständig abhandelte, darin, daß die Kreußlers überall herumreisten, wo es gute Fechter gab und das Beste von Allem bemerkten und sich aneigneten. Hiezu kam, wie Kahn bemerkt das Bedürfniß, Fechten zu verstehen, indem damals das Fechten eine allgemeine Sitte und das Duell an der Tagesordnung war.

Im lezten Drittel des 18. Jahrhunderts kam beides nach und nach außer Mode. Nur in Jena und Halle erhielt

sich das Studentenduell und überhaupt die rohere Form des alten Burschenkomments am längsten.

In Jena und Erlangen wurde das Stoßfechten noch lange betrieben, nachdem es bereits auf den andern Universitäten abgeschafft war.

Mit der Abschaffung des Degentragens für die Studenten gerieth die Universitätsfechtschule in Verfall und außer Bedeutung.

§. 148.

Militärfechtschulen.

Gegenwärtig wird die ritterliche Fechtkunst vorzugsweise auf den Militärschulen betrieben, wie sie überhaupt für diesen Stand von größter Wichtigkeit, praktischem Nuzen und unmittelbarer Anwendung ist.

Das Fechten ist ein nothwendiger, ja unerläßlicher Bestandtheil der militärischen Erziehung und dieser Kunst wird auch in den neueren Militärschulen Oestreichs, seit der glorreichen Regeneration der Armee unter Sr. k. k. ap. Majestät dem Kaiser Franz Josef I. die gebührende Beachtung im vollsten Maße gewidmet.

Das Rappierfechten bildet daselbst als feinere und künstlichere Form, die Grundlage für den Unterricht im Fechten; aus dem Stoßfechten läßt sich der Natur der Sache nach eben so leicht, als zwekmäßig das Säbelfechten entwikeln; während umgekehrt der Uibergang vom Hiebe zum Stoßfechten unnatürlich wäre, weil das erstere eine schwerere, das leztere eine leichtere Handhabung erfordert.

Das Hiebfechten hat gleichwohl für die östreichische Armee seit der Einführung des Säbels als allgemeine Waffe die meiste, ja die ausschließliche Anwendung den meisten praktischen Werth und Nuzen.

Am zwekmäßigsten erprobte es sich hiebei die Gymnastik zur Grundlage des Fechtunterrichts zu machen.

In diesem Sinne hat der Verfasser des Werks „System der Fechtkunst à la contre point“ durch eine Reihe von Jahren das Fechten in den k. k. Militäranstalten, im Erziehungshause, in der Kadetenkompagnie und in der Artillerieakademie gelehrt und von kompetenter Seite sehr schmeichelhaft beurtheilte, günstige Erfolge bei einer großen Zahl von Schülern erreicht, von denen so Mancher bereits von der Fechtkunst eine Anwendung im ernsten Kampfe zu machen Gelegenheit hatte.



Anhang.

§. 149.

Quellen.

Das vorliegende Werk besteht theils aus Originalaufsäzen, theils wurden dafür noch ungedrukte Manuskripte über Geschichte, Kriegswesen, Waffenkunde ꝛc. benüzt.

Was fremde Werke betrifft, so schöpften wir mehr oder minder aus Folgenden:

Encyclopädie von Ersch und Gruber; Universallexikon von Pierer Altenburg 1849; Universallexikon aller Wissenschaften und Künste Halle und Leipzig 1732 von J. H. Zendler; Allgemeines Realwörterbuch aller Künste und Wissenschaften von einer Gesellschaft Gelehrter Frankfurt 1778; Budik's Turnier Wien 1836; Wachsmuths Hellenische Alterthumskunde Halle 1846. — Livius römische Geschichte; Folard's Kommetare zum Polibius; Geschichte der Kriegskunst aus der Preuß. Offiziersbibliothek; Klausewiz strategische und kriegsgeschichtliche Werke; Homers Illias; Virgils Äneis; Barthelemy's Reise des jüngeren Anacharsis; die heiligen Schriften des alten Testaments; Böhmens karolinische Zeit von Schottky; die Königinhofer Handschrift; das alte Wien von Schimmer; Berichte aus öffentlichen Blättern über das Prager Karoussel im Jahre 1854, ꝛc. ꝛc. — die Geschichtswerke von Rottek, Milot, Hormayer, Schneller ꝛc. ꝛc.











